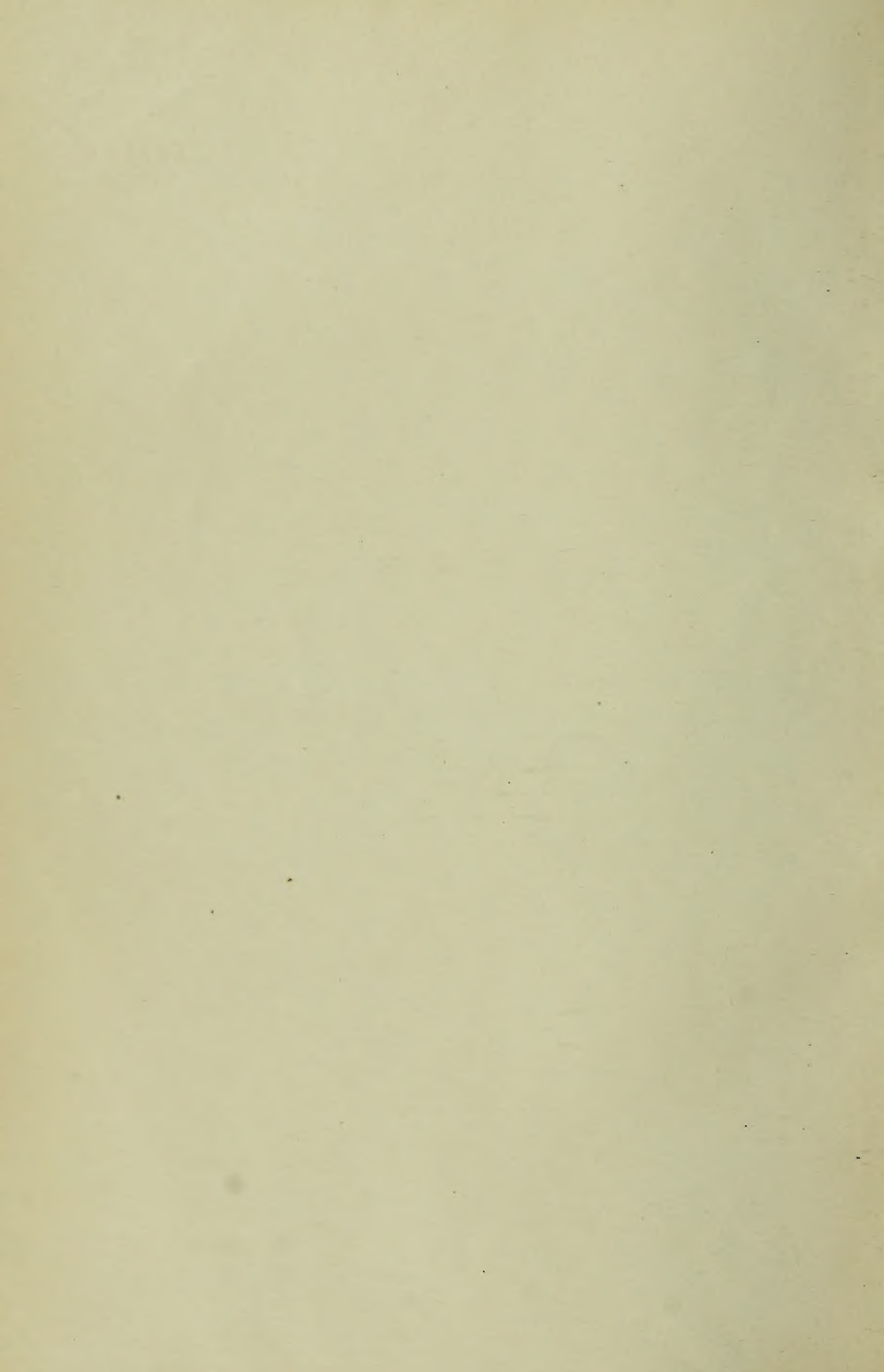

UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 01790686 8
UNIVERSITY
OF
TORONTO







Hebbel. Sämtliche Werke.

Friedrich Hebbel.

Sämtliche Werke.

Historisch-kritische Ausgabe

besorgt von

Richard Maria Werner.



Berlin.
B. Behr's Verlag.
Steglitzerstr. 4.

Friedrich Hebbel.

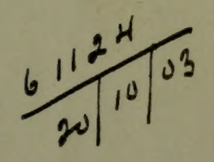
Sämtliche Werke.

Zwölfter Band.

Vermischte Schriften IV. (1852—1863.)

Kritische Arbeiten III.





Berlin 1903.

B. Behr's Verlag.

Steglitzerstr. 4.

Inhaltsverzeichnis.

Die mit * bezeichneten Nummern gehören Hebbel nicht sicher an.

Einleitung des Herausgebers.

Als Elise Lensing in einem ihrer Briefe nach Paris wieder einmal mit dem Plane kam, Hebbel solle suchen, Professor zu werden, da erwiderte er am 21. November 1843 scharf ab= lehnend; er könne, wenn es ihm vergönnt wäre, sie in der Tiefe seines Geistes langsam auszubilden, noch sechs bis sieben Dramen dichten, aber Lehrvorträge auszuarbeiten, sei ihm völlig unmöglich, er brächte wöchentlich keine zwei Seiten zusammen, statt sechzig. Elise beurteile ihn ebenso falsch, wie alle Freunde: „Sie meinen, ich bin nicht bloß ein Dichter, sondern auch ein Gelehrter, auch würde ich gewiß Einer seyn, wenn ich meine Jugend nicht schmählich verloren hätte, aber nun ist das zu spät." Genau erkannte Hebbel, daß seine Kenntnisse „zu lückenhaft" seien, daß es über seine Kräfte gehe, sich noch welche zu erwerben: „Setze ich mich hin, um zu lernen, so ist es mir, als sprängen die Buchstaben im Buch wie Flöhe vor mir herum, ich werde dumpf im Kopf und muß aufhören;" aber er sah ein, daß nicht die Schwäche, sondern die Stärke seines Geistes ihn davon abhalte. Durch die Verhältnisse gezwungen hatte sich Hebbel ausschließlich als Autodidakt bilden müssen, dabei war er natürlich seinen Neigungen gefolgt: er beschäftigte sich mit dem, was seinem Wesen entsprach, mit Dichtkunst, Geschichte, Philosophie, Ästhetik, vernachlässigte dagegen das Elementare, bei jedem Fachstudium Notwendige. Wir staunen über die Weite seines Blicks, die Schärfe seines Urteils, die Tiefe seiner Auffassung, die Selb=

ständigkeit seiner philosophischen Ansichten und seiner Weltanschauung, wir verkennen aber nicht, daß sie nicht methodisch auf dem Wege des systematischen Studiums, sondern mit genialer Intuition gewonnen wurden. Unermüdlich hat Hebbel an sich gearbeitet, niemals jedoch wurde er angeleitet, von Grund auf zu beginnen; der Zufall führt ihm einzelne Werke zu, in die er sich versenkt, wenn sie ihm etwas bieten, die er beiseite legt, wenn seine Vorkenntnisse nicht ausreichen. Das war kein Mangel seiner Natur, sondern ausschließlich die Folge seiner Situation. Julius Glaser war überrascht, wie schnell Hebbel im Englischen sich zurecht fand, das er ihm beibrachte; es zeigte sich sofort, daß Hebbel bei richtiger Anleitung auch zu „lernen" verstanden hätte, die rechten Lehrmeister hatten ihm aber stets gefehlt. Den „allgemeinen Gehalt" erfaßte er rasch und unmittelbar, aber das Besondere machte er sich nur schwer zu eigen.

Diese Eigenart seiner Entwickelung tritt nun selbstverständlich in seinen kritischen Arbeiten hervor und verleiht ihnen einen ausgeprägten Charakter, zieht ihnen freilich auch Schranken. Hebbel wird nicht müde zu bekennen, wie schwer ihm seine Aufsätze wurden, und ein Blick in die wenigen erhaltenen Manuskripte bezeugt das deutlich: sie wimmeln von Korrekturen, Umstellungen, Zusätzen, kurz von Zeichen einer mühsamen Produktion und stechen von den Handschriften seiner Dramen ganz merkwürdig ab. Mir will scheinen, daß sich darin nicht etwa das Sprunghafte des Gedankenprozesses, sondern die Zaghaftigkeit des Autodidakten äußert, denn auch dort, wo Hebbel nur die Resultate langjährigen Nachdenkens festhält, ringt er selbst im Tagebuch beim Niederschreiben mit der Form; ähnlich ging es ihm übrigens beim Reden: wir wissen, daß er im Gespräch meisterhaft seine Gedanken entwickeln konnte, eine eigentliche Rede zu halten, fiel ihm dagegen sehr schwer und glückte nicht. Der Dichter, der beim poetischen Schaffen oft nur zu klar wußte, was er wollte,

der nach traumartiger Konzeption genau Rechenschaft über seine Ausführung abzulegen vermochte, wurde ängstlich, wenn er sich auf einem Boden bewegen mußte, auf dem er sich nicht ganz sicher fühlte. Darin verrät sich unzweifelhaft ein tiefer Respekt, ja eine Scheu vor der Wissenschaft. Hebbel kennt so genau die Grenzen und Lücken seines Wissens, daß ihm daneben sein Reichtum gering erscheint; es ist eine stolze Bescheidenheit, denn er hält das Beste gerade gut genug für sich, ihm schwebt überall das Größte, Vollendetste als Ideal vor, dem er sich jedoch in seinen Aufsätzen nur zu nähern glaubt, ohne es jemals zu erreichen. Er wird vielfach dunkel, nicht weil er unklar denkt, sondern weil ihm die Niederschrift dessen, was ihn zu seinen Resultaten geführt hat, bei der Leichtigkeit und Raschheit seiner Denkprozesse zu kleinlich erscheint; er selbst faßt so schnell, zieht die Konsequenzen mit solcher Virtuosität, daß er ein ähnliches inneres Vorgehen bei seinen Lesern voraussetzt. Dann sind alle seine Kritiken und Aufsätze nur Fragmente seiner ununterbrochenen, zusammenhängenden und einheitlichen Gedankenarbeit und besitzen darum ihren Mittelpunkt im Kerne des schreibenden Individuums, nicht aber in sich selbst. Dem Autodidakten fällt es weniger schwer, die allgemeinen Prinzipien zu entwickeln, als sich in die einzelne Erscheinung liebevoll zu versetzen, er knüpft auch hier, wie im Drama (I S. XXXVIII), „die Individuen als nichtig überspringend, die Fragen immer unmittelbar an die Gottheit“, sieht auch hier in den Werken oder Autoren, mit denen er sich gerade beschäftigt, nur die Typen, die Verkörperungen eines verborgen waltenden Gesetzes. Er macht also nicht so sehr aus der Not eine Tugend, folgt viel mehr der „Autonomie“ seines Geistes und äußert sich so, wie er muß. Hebbel war darum kein milder Kritiker, auch sich selbst gegenüber war er streng; ihm schwebt das Ideal vor, dem kein einzelnes Erzeugnis des menschlichen Schaffens entspricht, er kann niemals den Abstand übersehen, der zwischen Leistung und Idee

besteht. Auch dort, wo er lobt — das hätte er gern häufiger getan, als ihm möglich war — fällt er niemals in den Ton des Panegyrikers, sondern sucht durch scharf eindringende Bemerkungen und wohlangebrachte Einwendungen gleichsam sein Recht auf Lob erst zu erweisen. Er verwirft aber auch nicht unbarmherzig, sein Streben geht dahin, das Wesentliche der Erscheinungen zu erfassen, ihre Notwendigkeit darzulegen. Nur freilich sind alle seine Kritiken und Aufsätze gelungener in der Konzeption als in der Ausführung; er beneidete Lessing, Schiller, Rötscher, Tieck u. A. um die Anmut, mit der sie ihren Stoff behandeln, weil er die Spuren seines mühsamen Schreibens im abgeschlossenen Artikel noch sah und überzeugt war, daß aus dem mühseligen Kampf eines Menschen mit dem widerspenstigen Material kein vollendetes Werk hervorgehen könne.

Trotzdem war es lange sein lebhafter Wunsch, eine Sammlung seiner kleinen Schriften veröffentlichen zu können, da sie dabei in ihrem inneren Zusammenhang erkannt werden mußten und erst ihre richtige Stellung zu gewinnen vermochten. Wiederholt machte er den Versuch, einen Verleger dafür zu interessieren, ohne daß es ihm gelang; schon als „Litterat“ in München plante er einen Band Kritiken über die neueste deutsche Litteratur, wobei er sich hauptsächlich gegen Laube richten wollte, doch scheint nichts davon aufbewahrt worden zu sein. Dann begegnet die Absicht einer Sammlung wieder im Jahre 1850, da er seinem Freunde Gurlitt am 28. August seine vollendeten und vorbereiteten Publikationen aufzählt (Nachlese I S. 305); diese „Kleinen Schriften“ sollten zwei Bände umfassen und wurden ohne Erfolg J. J. Weber angeboten (Nachlese I S. 307). Ende November 1855 bezeichnet Hebbel die Herausgabe seiner „Vermischten Schriften“ als nahe bevorstehend (Bw. II S. 161), am 27. September 1857 verweist er Klaus Groth auf die „Vermischten Schriften“, wo dieser ein Votum über seinen „Quickborn“ finden werde (Bw. II S. 455), erwähnt die

Sammlung auch schon öffentlich (vgl. XII S. **280**, 30. **284**, 23), aber erst im Frühjahr 1863 während seiner Rekonvalescenz ordnete er sie (Nachlese II S. 295). Als Campe sich zur Gesamtausgabe entschlossen hatte, war es für Hebbel zu spät, der Tod raffte ihn dahin. So legte dann erst Emil Kuh in den letzten drei Bänden seiner Ausgabe vor, was er im Nachlasse des Dichters gefunden oder nach seiner Erinnerung in den Zeitschriften und Zeitungen wieder entdeckt hatte. Hermann Krumm vermehrte die Sammlung durch Hebbels politische Aufsätze, ich konnte weiteres hinzufügen, doch dürften wir noch nicht alles wieder besitzen, so wird z. B. in den Briefen an Dingelstedt und sonst eines Aufsatzes über Gervinus' „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts“ für eine englische Zeitschrift gedacht, bei der Neuberg den Vermittler gemacht hatte (Bw. II S. 79), Näheres ließ sich nicht feststellen. Bei anderen Nachrichten blieb es zweifelhaft, ob es sich um wirklich verfaßte oder nur um geplante Arbeiten handle, so bei der Besprechung von Bambergs „Geschichte der Februarrevolution“ und anderem, was zu verzeichnen der Raum nicht erlaubte.

Aus der chronologischen Aneinanderreihung, die ich als die allein richtige durchgeführt habe, wird sich jetzt wohl der innere Zusammenhang der Hebbelschen Manifestationen klarer als bisher ergeben und die Erfassung seiner Prinzipien leichter gewinnen lassen. Man sieht, wie bei Hebbel immer eines aus dem anderen folgt, sich ergänzend, erweiternd, erklärend an einander schließt, man erkennt, wie recht Hebbel hatte, da er an Kühne schreibt (Bw. I S. 415), „daß die Kritik, die gegen die einzelnen Manifestationen eines Schriftstellers nothwendig zuweilen ungerecht seyn muß, weil sie sich alle bedingen und doch nur nach und nach hervor treten können“, sich bemühen müsse, „sie auf den Mittelpunct zurückzuführen, aus dem sie hervor gingen, und sie durch diesen mit einander auszugleichen“. Hebbel wußte (Bw. II S. 481), daß er sich nur aphoristisch äußere und

darum seine Kunst- und Weltanschauungen am liebsten in Epigrammen nieder lege, wenn er sich nicht mündlich aussprechen und andere zur Adoption seiner Gedanken veranlassen könne, was er allem vorziehe. Leider hat es Emil Kuh, der so lange mit Hebbel fast täglich beisammen war und den tiefsten Einblick in dessen Ansichten tun durfte, während dieser Zeit versäumt, einem Eckermann gleich Buch zu führen, wir können aus E. Kulkes „Erinnerungen" entnehmen, wie viel uns dadurch verloren ging. Kürzlich hat Dr. Arno Scheunert in einer umfangreichen Arbeit „Der Pantragismus als System der Weltanschauung und Ästhetik Friedrich Hebbels" (Beiträge zur Ästhetik. VIII. Hamburg und Leipzig 1903) versucht, die zerstreuten Äußerungen des Dichters zu einem Ganzen zusammenzuschließen und in ihrer Einheit darzulegen, nachdem schon vorher einzelne Teile durch Poppe, Böhring, Frommel, Volkelt, Aliskiewicz, Johannes Krumm, R. M. Meyer u. a. besonders behandelt worden waren. Die Einleitungen zu den Bänden dieser Ausgabe mußten natürlich manches gleichfalls schon streifen. Wenn meines Erachtens auch Scheunert vielfach zu weit geht, die Schwerverständlichkeit der Hebbelschen Aufsätze sehr übertreibt und in seinem wiederholt ausgesprochenen Tadel, daß Hebbel selbst niemals ein System niedergeschrieben habe, das Wesen von Hebbels dichterischer Individualität verkennt, so fördert doch seine Darstellung mit ihrer scharfen Kritik und eindringenden Analyse das Verständnis der Hebbelschen Weltanschauung. Ich verweise darum auf sie.

Wir sind leider nicht in der Lage, das Werden der philosophischen und ästhetischen Ansichten Hebbels bis zu ihren Wurzeln zu verfolgen, denn uns fehlen alle Zeugnisse aus den wichtigen Jahren seiner ersten geistigen Entwickelung. Es ist nur anzunehmen, daß er manches Wissen aus dem Konversationslexikon geschöpft habe, „welches der Kirchspielvogt Mohr in Dithmarschen besaß" (Nachlese II S. 234). Jedenfalls zeigen die „Aphorismen"

des Siebzehnjährigen (IX S. 3ff.) schon die Keime der späteren Äußerungen und stimmen mit Ansichten der Philosophen überein, ja Hebbel bezieht sich ausdrücklich auf „die Weisen"; noch stärker fällt seine Bildung in den Kritiken des „Vereins für 1817" auf, weil sie sich mit den mannigfaltigsten Seiten des menschlichen Lebens beschäftigen. Auch steht damals schon Hebbels Ansicht über das Wesen der Poesie vollkommen fest, wofür der Aufsatz über Körner und Kleist Zeugnis ablegt. Der kurze Aufenthalt in Heidelberg förderte seine Kenntnisse, wobei charakteristisch ist, daß ihn hauptsächlich die Frage der Zurechnungsfähigkeit in Mittermaiers Vorlesungen interessierte, weil sie mit der Willensfreiheit zusammenhängt. In den schweren Münchner Jahren rückt die Geschichte mehr und mehr in den Mitttelpunkt seines Gesichtsfeldes, die Geschichte im weitesten Sinne des Wortes, da Görres auch auf Mythen- und Religionsgeschichte hinwies; selbst die eigentliche Philosophie, durch Schellings Kolleg nahegelegt, beschäftigte Hebbel, doch wissen wir, daß er Schellings und Hegels Schriften im Englischen Garten so lange studierte, bis er sie buchstäblich mit Füßen trat, weil sie ihn verrückt machten, (Bw. II S. 7). Er hat sich in Steffens Anthropologie hineinzuarbeiten gesucht, Solgers und Jean Pauls ästhetische Werke studiert und excerpiert, ohne dadurch aber von seinen Prinzipien abgelenkt zu werden. In Hamburg erschließt sich ihm Plato, in Kopenhagen nähert er sich Hegel, zu dem er in Paris durch Felix Bamberg einigermaßen ein Verhältnis bekam; am stärksten hat sein Vorwort zur Maria Magdalene Spuren davon aufzuweisen. In Italien geht er dem Problem der Sprache nach und liest Hamann; in Wien sodann hat er immer wieder Philosophen vorgenommen, Kant, Feuerbach, zuletzt Schopenhauer, um nur die bedeutendsten zu nennen, denn Hebbel las unendlich viel und las sehr rasch. Die hervorragendsten Philosophien dürfte er so nach und nach kennen gelernt haben, sogar Jakob Böhme, wie Paracelsus, aus denen er sich Notizen machte.

Aber er studiert sie gleichsam zum Hausgebrauch, geleitet von der Überzeugung, daß ein Dichter sich bilden, zu eigener Anschauung, zu einem umfassenden Weltbild durcharbeiten müsse, er las sie keineswegs, um über philosophische Fragen schreiben zu können. Das tat er vielmehr durchaus zufällig, wenn sich ihm irgend ein Anlaß bot; wir entnehmen einem Brief an Uechtritz (Bw. II S. 254) näheres: „Ich lese Bücher, die ich beurtheilen soll, an und für sich schon so gewissenhaft, wie ein Richter seine Acten, selbst wenn ich mich bereits auf der ersten Seite überzeuge, daß sie schlecht sind. Dann aber kann ich auch nur selten widerstehen, die Arbeit, die der Verfasser unverrichtet ließ, weil er ihr entweder nicht gewachsen war, oder weil er sie nicht mit zur Haupt-Aufgabe rechnete, meinerseits nachzutragen . . ." Nicht als Gelehrter, sondern als Mann von Bildung äußert er sich, unwillkürlich die Resultate seines Nachdenkens vortragend. Er entwickelt sie selten, meist stellt er sie apodiktisch hin, weil sie bei ihm selbst keinem Zweifel mehr unterliegen. Es kann darum niemals gelingen, Hebbel als Anhänger einer bestimmten philosophischen Schule anzusprechen, wir werden nur da und dort an ein und das andere System erinnert, nicht weil Hebbel als Eklektiker etwa von allen Seiten geborgt hätte, sondern weil zu gewissen Zeiten Ideen in der Luft liegen, denen sich kein Denkender entziehen kann. Auch darf man niemals vergessen — was z. B. Scheunert tut, ohne es zu wollen — daß Hebbel ausschließlich ästhetische Fragen in seinen Aufsätzen behandelt hat, wogegen die wenigen historischen Kritiken und die politischen Artikel kaum in Betracht kommen.

Die Reihe von Hebbels veröffentlichten ästhetischen Arbeiten beginnt das kurze „Vorwort" zur ersten Ausgabe der „Judith", in dem er rasch das Verhältnis zwischen Drama und Geschichte behandelt und seine künstlerischen Absichten kennzeichnet. Auch der „Genoveva" gab er ein „Vorwort" mit, doch enthielt es außer einer Andeutung über das Verhältnis des Dramas zur Zeit

und ihre höchsten Interessen nur den Hinweis auf eine geplante, weiter ausholende Vorrede; wir werden wohl nicht fehl gehen, wenn wir im „ersten, eigentlich theoretischen Theil“ des ans Morgenblatt“ gesandten Aufsatzes „Ein Wort über das Drama“ eine Spiegelung von ihr annehmen, während Hebbel die zweite Hälfte mit der „praktischen Nutzanwendung“ erst bei der Absendung des Artikels aus dem Stegreif niedergeschrieben haben will (Nachlese I S. 147). Dieser Aufsatz schließt sich genau ans „Vorwort“ zur Judith an und setzt es erweiternd fort; er ist recht eigentlich eine Verteidigung der Hebbelschen zwei Erstlingsdramen, wenn auf sie auch im Einzelnen nicht näher eingegangen wird. Die Tagebücher, wie die Münchner Briefe an Elise gewähren uns die Möglichkeit, das Werden von Hebbels scharf zugespitzten und epigrammatisch formulierten Sätzen einigermaßen verfolgen zu können, was aber eine besondere weiter ausholende Darstellung erheischt.

Schon bei der Analyse des „Prinzen von Homburg“ (IX S. **39**, 15ff.) und des „Zriny“ (IX S. **48**, 30ff.) erkennen wir, daß Hebbel einen festen Standpunkt in der Frage nach dem Verhältnis von Drama und Geschichte gewonnen habe, wenn er auch erst durch Schellings Münchner Vorlesung (Tgb. vom 5. Dezember 1836) in seiner Formulierung von Sein und Werden bestärkt wurde. Bereits 1835 war es ihm klar, daß der „Gedanke, der That werden will“, nicht aber die Richtung dieses Gedankens das Wesentliche fürs Drama sei, und daß es nicht darauf ankomme, diesen Gedanken auszusprechen, wie der Historiker, sondern in seinem Werden darzustellen. Die Taten der Menschen sind für den Dramatiker nicht wie Schüsse, die nur geradeaus gehen, sondern die unendlichen Schöpfungen des Augenblicks, die ewigen Modifikationen durch jeden Schritt, den der Mensch tut. Das Drama bietet also mehr als die Geschichte; während sich diese allein an das Seiende hält, muß jenes Seiendes und Werdendes auf gleiche Weise behandeln:

das Seiende, indem es die mit dem Leben selbst als einer Vereinzelung, die nicht Maß zu halten weiß, notwendig verbundene „Schuld“ aufdeckt, das Werdende, indem es an immer neuen Stoffen diesen unvermeidbaren Prozeß dartut. Von dieser doppelten Aufgabe des Dramatikers spricht das Vorwort zur „Judith“ bei der Charakteristik der beiden Hauptpersonen, noch kürzer das Vorwort zur „Genoveva“ in der Unterscheidung von Tat und Begebenheit, die Hebbel im Aufsatz „Wort über das Drama“ (XI S. 4, 33 ff.) wieder betont, wobei Tat dem Werdenden, Begebenheit dem Seienden, jene der Freiheit, diese der Notwendigkeit entspricht, jene den persönlichen, diese den allgemeinen Welt-Willen veranschaulicht. Damit ist auch die Stellung des Dramas zu der Zeit gegeben. Wenn das Drama nicht den Zweck hat, das „Zeitliche ewig zu machen“ (I S. 410), d. h. das endgiltig Abgetane, in der Vergangenheit vollständig Abgeschlossene zu gespenstischem Leben zu galvanisieren, sondern nur das Folgenreiche, auch für die weitere Entwickelung Bestimmende, das Labyrinth, „in das sich auch unser Fuß hinein verirren könnte“, zu erhellen, dann dient es dem höchsten und wahrsten Interesse der Zeit zum Ausdruck. Das große Drama kann solchem nach nicht sozial oder historisch oder philosophisch sein, nicht nur die Gegenwart oder nur die Vergangenheit oder nur Metaphysik sein, sondern es muß alles zugleich sein sozial, historisch und philosophisch: sozial auch bei einem historischen Stoff, historisch auch bei einem Stoff der Gegenwart und muß die Idee aus dem Leben, vergangenem wie modernem, hervorgehen lassen. Damit ist Hebbel bei seiner dichterischen Praxis angelangt und bricht seinen Aufsatz ab. Ihm schwebt vor, um einen Satz seiner „Geschichte der Jungfrau von Orleans“ zu variieren (IX S. 226), in der Vergangenheit zugleich die Gegenwart und das Gesetz der Zukunft zu erblicken und darzustellen, denn „die zeugende Vermischung der jüngsten und der ältesten Weisheit, die Reibung und Entwickelung geistiger Potenzen der Gegenwart an

Problemen, die Jahrhunderte rückwärts liegen, ist so unendlich kräftigend und segensreich."

Sofort die erste programmartige Kundgebung Hebbels in ästhetischer Hinsicht bot in ihrer Kürze Anlaß zu Mißverständnissen, die auch nicht ausblieben und am stärksten in Professor J. L. Heibergs Gegenäußerung zu Tage traten. Am 7. Juli 1843 hatte Hebbel dessen Aufsatz in Händen (Nachlese I S. 148) und muß sich sofort an die Übersetzung (XI S. 427—440) gemacht haben, um sich verteidigen zu können; das geschah in seiner Broschüre „Mein Wort über das Drama!", die er am 31. Juli 1843 abschloß, anfangs August muß sie erschienen sein (Tgb. vom 9. August). Sie ist in ihrem polemischen Teil sehr geschickt verfaßt und erweist Hebbel als einen gewandten Advokaten. Positiv wichtig ist vor allem eine Stelle (S. **20**, 13ff.), die einen sehr willkommenen Kommentar zu S. **10**, 5ff. bietet: „es ist ein Drama möglich, das den Strom der Geschichte bis in seine geheimnißvollsten Quellen, die positiven Religionen, hinein verfolgt und das, weil es in dialectischer Form alle Consequenzen der diesen zu Grunde liegenden innersten Ideen an den zuerst bewußt oder unbewußt davon ergriffenen Individuen veranschaulicht, ein Symbolum der gesammten historischen und gesellschaftlichen Zustände, die sich im Lauf der Jahrhunderte daraus entwickeln mußten, aufstellt". An einem Beispiel wird also dargetan, wie sich Hebbel die von ihm vertretene Vereinigung des sozialen, historischen und metaphysischen Dramas dachte, dieses Beispiel aber ist seine „Judith". Dann geht er zu dem wichtigen Kapitel von Schuld und Versöhnung über (S. **29**, 10ff.) und macht es viel klarer, als es in den früheren kurzen Andeutungen gewesen war. Indem er den Unterschied zwischen Schuld und Sünde betont, beugt er einer falschen Deutung vor, die seine Ansicht finden konnte; indem er die „Antigone" zur Erläuterung herbeizieht, macht er deutlich, wie der dramatische Held an einer vortrefflichen Bestrebung zu

Grunde gehen kann, was Hebbel als die erschütterndste Form des Tragischen ansah; indem er die beiden Formen der Dissonanz einander gegenüberstellt, die im Drama vorkommen: die Dissonanz, die sich mit der Vereinzelung, mit der Individuation einstellt und durch sich selbst wieder aufhebt, gegenüber jener Dissonanz, die unlösbar ist, nämlich daß es überhaupt zu einer Schuld kommt und warum, klärt er seinen Begriff der Versöhnung auf; indem er endlich den verschiedenen Ausgang der tragischen Figuren, ob sie trotzig und verbissen untergehen oder in Frieden, in geläuterter Anschauung ihres Verhältnisses zum Ganzen, weist er auf weiteres hin. Auch die Bemerkungen, wie das neue Drama sich dem alten gegenüber gestalten wird, und welche Knotenpunkte der bisherigen Entwickelung zu erkennen sind (S. 34 f.), fanden später näheres Eingehen. Das Verhältnis der Kunst zur Geschichte, richtiger gesagt zur geschichtlichen Darstellung, kommt in der Aufklärung über den Ausdruck „Niederschlag der wandelnden Zeit" besser heraus als früher. So konnte Hebbel mit einiger Zufriedenheit auf seine Broschüre blicken (Nachlese I S. 155) und erwarten, daß man seine Theorie richtig deuten werde. Einen besonderen Punkt, die Bedeutung der Komödie, hatte er flüchtig in jener „Vorbemerkung" berührt, die er im „Morgenblatt" seinem Prolog zum „Diamant" voranschickte (I S. 460).

In allen diesen „Manifestationen" fällt ein innerer Dualismus Hebbels auf: einerseits das Bemühen, über seine tiefen Absichten aufzuklären, andrerseits die keusche Scheu des Dichters, seine Seele nackt zu zeigen und sich selbst zu analysieren, wenn diese Scheu auch nicht so weit ging wie bei Grillparzer. Nun hatten die Pariser Erlebnisse, der Tod seines Söhnchens Max, die Qualen des Verhältnisses zu Elise, die täglichen Kunstgespräche mit Felix Bamberg, der dann in der Rue de Mulhouse 13 Tür an Tür mit ihm wohnte, die genauere Beschäftigung mit den neueren Philosophen, besonders mit Hegel, die gerade durch

seine fremdsprachliche Umgebung intensiv gesteigerte Gedankentätigkeit die Reizbarkeit seines Geistes erhöht, als es ihm gelang, sein bürgerliches Trauerspiel „Maria Magdalene“ zu vollenden. Er war sich bewußt, damit einen bedeutsamen Schritt weiter gekommen zu sein, ja geradezu eine neue Phase seines Schaffens errungen zu haben. Das am 4. Dezember 1843 vollendete Werk sandte er zehn Tage später voll Hoffnung an Auguste Crelinger, es stand so viel für dem Armen auf dem Spiele! Aber wie ein kalter Strahl kam die Antwort mit ihren Bedenken, Einwendungen und Erwägungen, die alle nicht so sehr aus dem Wesen des Dramas, als aus den zufälligen Zuständen des damaligen Theaters geschöpft waren. Da riet ihm Bamberg (Rötschers Jahrbücher I S. 138 und Allgem. Deutsche Biographie XI S. 176), dem Trauerspiel im Druck ein „Vorwort“ mit auf den Weg zu geben. Zu Beginn des Jahres 1844 ging er daran und hatte nach einem ungedruckten Ausspruch seines Briefes vom 21. Januar 1844 an Elise damals bereits über neun engbeschriebene Seiten davon fertig. Am 13. Februar war es schon auf 14 Seiten ausgedehnt (Bw. I S. 206 ff.) und schien ihm außerordentlich geglückt. Bamberg, der ihn dabei sitzen sah, sagte: „verantworten Sie Sich noch immer über die schreckliche Sünde, daß Sie Gedichte gemacht haben?“ Endlich am 5. März 1844 war es abgeschlossen (datiert vom 4.) und zwar 20 Seiten in Quarto groß. Am 18. März sandte er eine Abschrift von 31 Seiten an Campe (Bw. I S. 213); erst Ende August erhielt er die Korrektur, die er sofort erledigte, am 22. September befand sich das gedruckte Buch in seinen Händen. Später hat er wiederholt erklärt (Bw. II S. 508 f., Nachlese II S. 216 f.), daß ihn außer Bambergs Zureden hauptsächlich das Geschrei der Hegelschen Schule, die Kunst sei überwunden, mit ihr sei es vorbei, zu dem „Manifest“ veranlaßt habe.

Das „Vorwort“ zur „Maria Magdalene“ ist viel

besser als sein Ruf, selbst die zahllosen Klagen über das „laster=haste Deutsch", z. B. von Kuh und von Scheunert, leiden an starker Übertreibung; man braucht gar nicht etwa von der Lektüre der Hegelschen „Rechtsphilosophie" herzukommen, um den Stil erträglich zu finden. Allerdings hat Hebbel besonders in Paris die Neigung, seine Perioden weit auszudehnen und durch zahl=reiche Zwischensätze, Parenthesen und Korrekturen zu verunstalten, aber man wird, vor allem bei lautem Lesen, niemals im Un=klaren bleiben. „Das Verhältniß der dramatischen Kunst zur Zeit und verwandte Puncte" soll das Heft betreffen und Hebbels frühere Kundgebungen durch neue Formulierung und historische Begründung gegen Widerspruch schützen. Hatte er früher einen neuen Aufschwung des Dramas konstatiert (S. 8, 7), woran Hei=berg Anstoß nahm, so giebt er jetzt Aufschluß, warum dies möglich sei, und zeigt dadurch, wie aus der Vergangenheit auf die Zukunft geschlossen werden könne. Das antike und das Shakespearesche Drama lehren ihn, daß das höchste Drama nur möglich sei, wenn im Welt= und Menschenzustand eine ent=scheidende Veränderung vor sich geht; nun bemerkt er im Faust und den Wahlverwandtschaften einen ersten Schritt über die Antike und Shakespeare hinaus, er sieht einen welthistorischen Prozeß in der Gegenwart vor sich gehen und glaubt, daß des=halb ein neues Drama entstehen müsse. Nach seiner Über=zeugung brechen die Weltzustände zusammen, die neue Form der Menschheit bereitet sich vor und darin liegt das Problem, das von den Dramatikern in Lebenssymbolen dargestellt werden soll. Natürlich kann das nur geschehen, indem „Bedenkliches und Bedenklichstes" behandelt wird, was man Hebbel zum Vorwurf gemacht hatte; das läßt sich nicht vermeiden, denn eine Krank=heit bleibt auch im Drama eine Krankheit, aber der Dramatiker hat die Pflicht, diese Krankheit als einen Übergang zur Gesund=heit darzustellen, die Gebrochenheit in der Idee die verlorene Einheit finden zu lassen, geschehe das nun in einem Charakter

oder im ganzen Drama, was besser ist. Damit verteidigt sich Hebbel gegen den Tadel, daß es seinen Dramen an „Versöhnung“ fehle, und streift das Verhältnis des Dramatikers zu seinem Stoff. Dem Dichter, zum Unterschied vom „Handwerker“, ist es nicht möglich, seinen Stoff zu wählen, denn er empfängt ihn unbewußt, ja oftmals reichen die Keime bis in die dunkelste Ferne der Kindheit zurück. Verantwortlich ist er also nur für die Behandlung, die er dem Stoff angedeihen läßt, weil er nur hier frei vorgehen kann, und für das letzte Resultat, d. h. für das Erfassen der Einheit in der Idee, die aber keineswegs mit einer philosophischen zusammenfällt. Der echte Dramatiker neuer Zeit wird von den Gestalten ausgehen, die unbewußt vor seinem Auge erscheinen, und zum Schaffen gezwungen sein, denn das einmal lebendig Gewordene muß geboren werden, wie sich das ausgereifte Kind aus dem Mutterschoße lösen muß, wenn nicht die Mutter zu Grunde gehen soll; Dichter wie Lenz, Hölderlin, Grabbe betrachtet Hebbel als Beweis für die Folgen einer unmöglichen Entbindung des in ihnen zum Leben Erwachten. Wenn der Dichter so von einem Unbewußten bei der Konzeption gezwungen wird, dann muß der neuere Dramatiker unwillkürlich auf den welthistorischen Prozeß geführt werden, der in seinen Tagen vor sich geht, dann müssen aber auch seine Dramen „künstlerische Opfer der Zeit“ sein und, mag der Stoff nun aussehen wie er will, zu historischen Dramen werden. Hebbel widerlegt sofort zwei Irrtümer, die sich einstellen könnten: man darf den welthistorischen Prozeß nicht mit den Tagesereignissen, die Geschichte einer Zeit nicht mit den Zeitungen verwechseln — damit wendet er sich gegen das junge Deutschland und verwirft die „epigrammatisch-rhetorische“ Poesie; man darf aber ebensowenig in den Plattitüden einer ärmlichen Gefühlspoesie die alleinige Form erblicken und die melodielose Nüchternheit mit alltäglichen „Empfindungen“ oder unbedeutenden Sagenstoffen der wenigstens Gedanken und Charaktere bildenden Rhe-

torik vorziehen — damit wendet er sich gegen die Nachtreter Uhlands und verwirft die seichte Lyrik und Balladik seiner Zeit. Der wahre Dichter wird sich durch die „rechte Weise“ kennzeichnen, mit der er jede Form ausfüllt. Wie man in seiner Zeit von der Poesie einseitig verlangt, daß sie „Zeitpoesie“ im schlimmen Sinne sei, so verlangt man vom Drama gleichfalls einseitig die Rücksicht auf die „reale Bühne“, auf das Theater, wie es sich im gegenwärtigen Augenblick gestaltet hat; Hebbel denkt aber an das „Theater aller Zeiten“, nicht an eine zufällige Form, wenn er die Darstellbarkeit einer dramatischen Dichtung erwägt, und seiner Überzeugung nach muß jedes wirkliche Drama darstellbar sein, sonst ist es kein Drama, sondern ein Dramenembryo. Darstellbar aber sind nur Handlungen, nicht Gedanken und Gefühle, diese gehören demnach nur so weit ins Drama, als sie sich in Handlung umsetzen; Handlungen aber, die nicht durch Gedanken vorbereitet und von Gefühlen begleitet werden, existieren eben so wenig für das Drama. Dabei faßt Hebbel den Begriff Handlung seinem Grundprinzip nach in der tiefsten Bedeutung und identifiziert es mit dem Leiden: jedes Handeln wird im Drama zum Leiden, jedes Leiden zum inneren Handeln, denn der Handelnde trennt sich von der Gesamtheit und ist daher nicht mehr, was er sein sollte, der Leidende dagegen unterwirft sich dem Gesamtwillen wieder und stellt so die ursprüngliche Einheit selbstkorrigierend wieder her. Hat nun das Drama diesen hohen Beruf, läßt es die zerbrechenden Weltzustände nur erscheinen, um sie in der Idee zu korrigieren, dann ist die Behauptung unrichtig, daß die Kunst, als deren höchste Spitze ihm das Drama galt, überwunden sei, sie ist vielmehr die „realisierte Philosophie“, wie etwa die Welt für ihn die „realisierte Idee“, oder, um einen späteren Ausspruch Hebbels zu verwerten: „Die Lebensgesetze sind das Leben, die Weltgesetze die Welt“; da nun die Kunst, zumal das Drama, in Figuren und Gestalten verkörpertes Leben und damit selbst-

verständlich zugleich die Lebensgesetze giebt, ist sie die Realisierung der Philosophie, die ohne solche Verkörperung die Lebensgesetze ausspricht. Aus alle dem folgt, daß ein echtes Drama historisch sein wird, nicht wenn es seinen Stoff der Geschichte entnimmt, sondern wenn es den Gehalt der weltgeschichtlichen Prozesse gestaltet; es folgt also auch, daß selbst ein sogenanntes „bürgerliches" Trauerspiel historisch genannt werden muß, sobald es die Eigenschaften des echten Dramas hat, ja daß ein bürgerliches Trauerspiel historisch zu sein habe, um überhaupt den Namen einer Tragödie zu verdienen. Diesen Gedanken führte Hebbel im letzten Teil seines „Vorworts" aus und wollte dadurch den Kritikern seines dritten Dramas den richtigen Standpunkt weisen. Es ist ihm freilich übel bekommen, obwohl er so treffend als nur möglich zwischen dem Traurigen und dem Tragischen unterschied, zwischen dem Leiden, das durch zufällige Verhältnisse herbeigeführt wird, und jenem höheren, das notwendig eintritt.

Mag man bestreiten, daß Hebbel mit seinen eigenen Schöpfungen das „neue" Drama zustande gebracht habe, zugeben muß man, daß er die Linie für die weitere Entwickelung richtig erkannte, denn das Drama des 19. Jahrhunderts ging — aber freilich erst später — genau den Weg, den er ihm, aus der Vergangenheit auf die Zukunft schließend, vorzeichnete (vgl. Bühne und Welt V S. 519 f.).

Zum Schluß seines „Vorworts" streifte Hebbel nur ganz kurz eine Frage, die ihn dann in Italien noch besonders beschäftigte: die Sprache des Dramas. Damit nahm er fast drei Jahre später seine Tätigkeit als Kritiker wieder auf in dem kleinen, aber wichtigen Aufsatze: „Ueber den Styl des Dramas", dessen Niederschrift durch Rötschers Einladung, zum ersten Hefte der „Jahrbücher" etwas beizutragen, veranlaßt wurde. Vom 3.—22. Februar 1847 verzeichnet Hebbel die Arbeit daran, am 23. schickte er ihn nach Berlin und begann unmittelbar darauf seine „Mariamne". Der Aufsatz bietet viel mehr, als

man nach dem Titel erwarten würde, und schließt sich eng an das „Vorwort" an: war hier vom Verhältnis zwischen Philosophie und Poesie die Rede gewesen, jetzt sucht Hebbel dies näher zu erläutern, indem er an der Sprache die Probe macht. Er kommt zu dem bedeutsamen Unterschied zwischen Relation und Darstellung und dem noch viel wichtigeren Begriff der Anschauung, der erst jetzt in der Ästhetik eine Rolle zu spielen beginnt. Sein Gedankengang ist klar, aber auch seine Form verrät nun eine gewisse Anmut. Dialog, Sprache, Stil sind nur Erscheinungsarten seines Grundgedankens. Man erkennt auch eine größere Milde, als sie ihm früher eigen war, weil er nun die Vorstufen der höchsten Erscheinung auf dem Gebiete der Philosophie, wie der Poesie, begreiflich und ihre Wirkung natürlich findet.

Die „Anschauung" ist wichtig für die Bildlichkeit des Ausdrucks, die Hebbel scharf vom beliebten Bildertand trennt (S. 71) und in der ersten Tagebuchmitteilung „Ueber Gleichnisse" näher kennzeichnet, indem er nicht nur den richtigen Platz, sondern auch die richtige Form des Bildes, eine Nebenbeziehung anzudeuten, hervorhebt und so den Aufsatz ergänzt. Den Übergangsprodukten, den unglücklichen Zwischengliedern widmet er eine besondere Betrachtung in dem Artikel „Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntniß zu einander?", den er am 22. September 1847 Rötscher übersandte. Daß nach Gesetzen nicht bloß produziert, sondern sogar gepfuscht wird, so drückt Hebbel selbst den Grundgedanken aus (Nachlese I S. 258). Wenn er einmal Lessings Ausspruch, daß Raphael auch ohne Hände Maler geworden wäre, dahin berichtigt, daß Raphael gar nicht ohne Hände geboren werden konnte, so faßt er in eine kurze Formel, was ihn bei diesem Aufsatz leitet. Er ist überzeugt, daß die Natur einem Individuum immer Kraft und Erkenntnis gebe, niemals Kraft oder Erkenntnis allein; darum zieht er gegen den falschen Begriff einer Naivität zu Felde, die

nur in dumpfer Unbewußtheit schaffe. Seiner Ansicht nach zerfällt der schöpferische Prozeß in zwei Momente: in das unbewußte Empfangen und das bewußte Schaffen, wofür ihm der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe der beste Beleg ist. Der trivialen Naivität setzt er die echte entgegen und streift ein Thema, das ihn immer beschäftigte: den Unterschied zwischen Talent und Genie; diesmal zieht er nur die Konsequenzen in der Hinsicht, daß er den falschen Schein, dem ein Genie durch die Talente ausgesetzt ist, näher aufweist und die erstaunliche Produktivität des Talentes auf ihre Ursachen zurückführt. Darauf geht er in dem Tagebuchblatt „Lord Byron“ näher ein und legt dar, daß es etwas anderes sei, mit jedem Werk eine Lebens- und Bildungsstufe abzuthun oder nur einen anderen Ausdruck für dieselbe Stufe zu geben. Wieder beschäftigt ihn also die „triviale Naivität“, doch hat er bei der Wertung des „subjektiven Epos“ auch jene Stufe bezeichnet, die sie erreichen und bedeutend machen kann.

In der großen Anzeige von „Schillers Briefwechsel mit Körner“ läßt er dann seine zerstreuten Ideen noch einmal Revue passieren und ruft Schiller für manche zum Zeugen auf. Man könnte sagen, damit schließt in gewissem Sinne die Reihe der innerlich zusammenhängenden Aufsätze Hebbels ab. Er hat in ihnen seine Prinzipien im Großen und Ganzen entwickelt und macht nun in einer weiteren Reihe die Anwendung auf einzelne dichterische Erscheinungen; die Kritik des „Käthchen von Heilbronn“ (XI S. 86—90) ist ein Vorläufer. Hebbel war nie Kritiker von Beruf, fast immer schrieb er nur, wenn er sich durch irgend ein Werk oder irgend einen Autor angeregt fühlte, sei es zum Widerspruch, sei es zur Billigung; aber seine Kritiken sind darum so interessant, weil sie manches Technische behandeln und weil es für den Ästhetiker unendlich wichtig ist, einen Schaffenden über Schöpfungen urteilen zu hören. Freilich wird dabei vieles nur gestreift oder in prägnanten Sätzen ausgesprochen.

In der Anzeige der „Indischen Sagen von Adolph Holzmann“ wirft Hebbel die Frage auf, was die Übersetzung leisten soll und wann sie berechtigt ist, und meint nur dann, wenn Bildung oder Genuß durch das fremde Werk bereichert würden, nicht aber, wenn dadurch nur die heimischen Werke geschädigt werden; auch findet sich wenigstens ein Wort über den lebendigen Reiz des Kunstwerks, der dadurch erzeugt wird, daß „jedes Allgemeine als ein Besonderes, jedes Bekannte als ein Unbekanntes“ erscheint (S. 201, 17 f.). Aus der Theaterkritik des „Wallenstein“ muß man die Polemik gegen „das leidige Pointen-Auffangen“ notieren, von dem später ein eigener Aufsatz handelt; dann aber die tadelnde Charakteristik der gewöhnlichen Kritiker, da Hebbel in den unberufenen Kunstrichtern ohne Kenntnis und Ernst nachmals die Vorläufer der gefährlichen Zeitungspolitiker sah. In der ausführlichen Analyse der Meinholdschen „Sidonia von Bork“ erhalten wir eine sehr wichtige Ausführung über den Unterschied von Relation und Darstellung, über das „künstlerische Opfer“, das ein Dichter seiner Zeit darbringt, Hebbel zeigt im Einzelnen, wie er seine Ausdrücke verstand. Auch begegnet schon eine Zurückweisung des übertriebenen Realismus, da er die Nachahmung der Chronikensprache durch Meinhold tadelt (S. 240 f.) und über die berechtigte Verwertung des Dialekts ein paar Worte sagt. Außerdem geht er auf den Charakter des Romans ein, wodurch wir auf die Vorreden von 1841 und 1844 zu der geplanten Novellensammlung, wie zum Schnock 1850 hingewiesen werden (VIII S. 417 ff., 420 f. und 409 f.), endlich auf das Verwerten des Wunderbaren in der Poesie.

Die Verurteilung von Massinger-Deinhardsteins „Ludovico“ hat durch den Hinblick auf „Herodes und Mariamne“ die größte Bedeutung, gewinnt aber dem Thema: Verhältnis des Dramas zur Geschichte neuen Reiz ab, zeigt den Unterschied zwischen dem „Handwerker“ und dem echten Dramatiker an einem Beispiel und betont die Notwendigkeit als unerläßliche Bedingung

dramatischer Handlung. Die ernsten Worte aus Anlaß einer Aufführung des „Versprechens hinter'm Heerd im Burgtheater" hängen mit Hebbels Gedanken zusammen, daß dem dramatischen Genie ohnehin Schwierigkeiten genug in den Weg treten, diese also nicht unnötig noch vermehrt werden sollen; dabei trifft er auch das in der Ästhetik so oft verkannte Problem, das Aristoteles *τὸ πρεπόν* nennt: alles an seinem Platz! Sehr zu bedauern ist, daß die Kritik von Grillparzers „Ahnfrau" nicht vollendet wurde, weil sie nicht nur ein Gegenstück zu jener von „König Ottokars Glück und Ende" (Bw. 1 S. 392), sondern eben so sehr zu der über Gutzkow gewesen wäre: Grillparzer, der von einer Verirrung zur Höhe gelangte, dagegen Gutzkow, der trotz einzelner Erfolge niemals zur Vollendung kommen wird; jener die Spitze eines Naturprozesses, dieser nur ein Stadium desselben (XI S. 271), selbst dort, wo er in der ihm gemäßen Sphäre sich bewegt, selbst im Lustspiel „Das Urbild des Tartüffe", während natürlich sein „Uriel Acosta" von Hebbel nur als relativ wertvoll bezeichnet werden kann, da dieser von Gutzkow als Tragöden nichts hält. An Gärtners „Andreas Hofer" hebt Hebbel das Wechselverhältnis zwischen Stoff und Form hervor, wendet sich gegen die Wiener Kritik und verwirft die „schöne Diktion", während bei Webers „Wahabitin" die Nachahmung der „Jungfrau von Orleans" zu Ausführungen über die Notwendigkeit im Drama Anlaß giebt, deren Fehlen das Ungeheuerste ins Lächerlichste umsetzt.

Nun übernahm Hebbel die Redaktion des Feuilletons bei der neugegründeten „Oesterreichischen Reichszeitung" Mitte November 1849, führte sie freilich nicht einmal ein halbes Jahr. Sein Streben ging dahin, ein Forum der ehrlichen, kunstverständigen Kritik zu schaffen und so erziehend auf die Wiener einzuwirken; ein Organ für angewandte Ästhetik und Literaturgeschichte der Gegenwart sollte entstehen, das er für ein Bedürfnis hielt. In seinem Programm „Zur Verständigung" stellte

er eine fortlaufende Würdigung der neuen Erscheinungen in Aussicht, zugleich aber eine Nachprüfung der alten, so daß die Literatur im Zusammenhang mit der allgemeinen Entwickelung und dem Gesamtleben der Nation aufgezeigt werden sollte. Leider ist es nicht möglich, Hebbels Anteil an der Redaktion zu schildern, da kaum vierzig Nummern der Zeitung vorliegen und nicht einmal alle ein Feuilleton enthalten. Wie alles nahm Hebbel auch seine redaktionelle Tätigkeit sehr ernst, knüpfte Verbindungen mit Schriftstellern an, um tüchtige Mitarbeiter zu gewinnen, ließ es sich nicht verdrießen, einzelnen Korrespondenten ihr Pensum sorgfältig zu korrigieren, schrieb selbst die Theaterkritiken und holte von seinen unbekannten Arbeiten hervor, was sein Publikum interessieren konnte. Wie weit er sich über den Durchschnitt erheben wollte, das verriet er gleich in einer der ersten Nummern durch seine Betrachtung über den „Struensee“, den Laube zum Helden eines Dramas gemacht hatte. Diese Kritik ist ein Gegenstück zu jener über den „Ludovico“ und bietet noch größeres Interesse, weil Hebbel das von ihm geplante, hier sehr genau geschilderte Drama „Struensee“ niemals vollendet hat. Die Tragödie des Absolutismus schien ihm in dem Stoffe zu liegen, und das entwickelt Hebbel durch scheinbar schlichte Erzählung der geschichtlichen Ereignisse, wobei er Laubes Stück nur ganz beiläufig streift, indem er zeigt, auf welche Weise allein der Stoff zu bewältigen war. Dieser Form darf man Größe nicht bestreiten, die Hebbel auch bewies, als er von sich selber sprechen und die Ablehnung seines Märchenlustspiels „Der Rubin“ berichten mußte; er giebt aber zu unserem Bedauern die Auseinandersetzung nicht, wie er zu seinem Werke kam, dadurch hätte er uns sehr fördern können. Hebbel wußte das, wie seine Anzeige der „Kritischen Schriften von Ludwig Tieck“ beweist, aber er trug begreifliche Scheu, sich durch eine solche Selbstkommentierung in den Augen der großen Menge bloßzustellen, war doch seine Position in Wien keines-

wegs gefestigt. Ersatz bieten zum Teil wenigstens die Kritiken fremder Werke, an denen er entwickelt, was er an seinen Dramen nicht zu entwickeln wagt. „Der Prinz von Homburg“ wird so analysiert, wir könnten uns ganz gut denken, daß Hebbel dabei seine in Wien abgefallene Tragödie „Herodes und Marianne“ vorschwebte. Dem „Faust“ sucht er gerecht zu werden, indem er ihn als unvergleichliche Darstellung des Mittelalters kennzeichnet und in seinen positiven Seiten als Volksstück entwickelt. An Bauernfelds „Franz von Sickingen“ weist er nach, wie die Tendenz unwillkürlich ein Verschieben des Ganzen herbeiführt, wie ein Ausbiegen von dem historisch und dramatisch allein Berechtigten durch sie hervorgerufen wird, wie sie das gut Angelegte stört und um einen Teil seiner Wirkung bringt. An Gutzkows „Königslieutenant“ rügt Hebbel einen Fehler, dem ein Künstlerdrama fast immer verfallen wird, daß es nämlich vom Künstler gerade das behandelt, was ihn nicht von den übrigen Menschen unterscheidet, sondern ihnen gleichmacht; es ist ein durchaus zufälliges Moment, daß uns Goethes Jugendleben vorgeführt wird, denn es bietet nur, was jeder erleben konnte, nicht aber, was ein Individuum, aus dem sich später Goethe entwickelte, erleben mußte; dem Stücke fehlt also die innere Notwendigkeit und dadurch zerfällt es in Nichts. Diese Notwendigkeit entscheidet auch die Schätzung der Dramen im komischen Genre, was bei der Zusammenstellung von „Mirandola. Der zerbrochene Krug. Der verwunschene Prinz“ des Näheren gezeigt wird, so daß Hebbel seine Gedanken über das Komische, z. B. im Vorwort zum „Schnock“ ergänzt. Wie sehr Hebbel jede Eigentümlichkeit, die etwas zu bieten vermag, schätzte, das geht aus dem kurzen Aufsatz über „Saphir“ hervor, noch stärker aus dem Anteil, den er an einer Gestalt, wie „Bogumil Golz“, nahm und wiederholt aussprach. Ihn leitet stets eine hohe sittliche Auffassung der Kunst, darum sieht er in dem Verwerten von kunstfremden Anspielungen und in dem

Herausgreifen von Details, die doch nur im Zusammenhange des ganzen Werks ihre Bedeutung gewinnen, nicht bloß eine kunstfeindliche, sondern geradezu eine ethisch verwerfliche Tendenz („Ueber die sogenannten Demonstrationen bei theatralischen Vorstellungen“) und erläutert früher ausgesprochene Gedanken, indem er den durchgehenden Dualismus in den Äußerungen des Dramatikers aufdeckt. Hebbel dachte wohl an die Aufnahme seines „Rubin“, die durch solches Auffassen nicht beabsichtigter Anspielungen auf Zeitverhältnisse geschädigt worden war, mußte er sich doch immer wieder seiner Haut wehren. Das tat er mit aller Schärfe Julian Schmidt gegenüber in der „Abfertigung eines aesthetischen Kannegießers“, die er seiner „Julia“ voranschickte; hier erhalten wir zum Teil einen willkommenen Kommentar zu einzelnen seiner Dichtungen, wie zu seinem ganzen Wirken, negativ und positiv, hervorgerufen durch die Angriffe, die ihn in seinem ethischen Gefühl verletzt hatten.

Im weiteren Verlauf seiner kritischen Wirksamkeit rückte Shakespeare und die Lyrik immer mehr in den Mittelpunkt von Hebbels Interesse, doch kam er auch auf das Drama überhaupt, auf den Roman und die Novelle, auf Selbstbiographie und Sittengeschichte zu sprechen, da er eine Zeit lang regelmäßige Litteraturberichte gab und die ihm eingeschickten Bücher, soweit sie ihm etwas boten, öffentlich anzeigte. Wir gewinnen mehr den Eindruck eines reichen Farbenspiels als eines einheitlichen Lichtes; manche dieser Kritiken sind mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum mit äußerster Sparsamkeit ausgedrückt, nur in einzelnen Aufsätzen entfalten sich Hebbels Ansichten breiter. Wenn die früheren kritischen Arbeiten mehr die Notwendigkeit betonen, die bei allen dichterischen Taten erscheinen soll, in den weiteren tritt mehr die Freiheit des schaffenden Individuums in den Vordergrund, die ein unerläßliches Korrelat zur Notwendigkeit bildet. Hat Hebbel früher z. B. betont, wie Shakespeare zu seiner Zeit sich einstellen mußte, jetzt weist er auf die

individuellen Schranken von Shakespeares Persönlichkeit hin, möchte die Persönlichkeit des Dichters in seinen Dramen belauschen lehren. War ihm früher merkwürdig, das historisch Neue der Goetheschen Tragik zu erfassen, so entwickelt er jetzt die willkürliche Gestaltung des „Tasso“; beschäftigte ihn früher besonders das Allgemeine, nun ist ihm das Bedingte, Persönliche nicht minder wichtig. Die Verbindung von Notwendigkeit und Freiheit verleiht Hebbels ausführlicher Biographie des Freiherrn von Feuchtersleben einen ganz eigentümlichen Reiz und ergab eine höchst interessante Charakterstudie. Auch wird hier und noch öfter dann von Hebbel die moderne Litteratur in ihrer Entwickelung und ihrem Wesen dargelegt, so in den Skizzen „Moderne Lyrik“, „Zur Anthologien-Litteratur“ u. s. f. Das Individuelle, die Persönlichkeit gewinnt für Hebbel immer größere Wichtigkeit, das geht aus einer ganzen Reihe von Aufsätzen hervor, man denke an die Besprechung des „Briefwechsel zwischen Fr. Gentz und Adam Müller“, des Prutzischen „Ludwig Holberg“, des Brunnerschen „Hoffbauer“, der Schriften Fallmerayers. Aber freilich verlangt er eine Persönlichkeit, die aus der Masse hervorragt und verurteilt darum Publikationen von unbedeutendem Briefmaterial und dergleichen Litteratur. Seine Vorliebe für das Individuelle macht ihn nachsichtig und duldsam, wo es nur angeht, selbst kleinen Erscheinungen gegenüber; er bleibt aber unerbittlich, wenn es sich um Dinge handelt, die seiner Überzeugung nach hochzuschätzen sind, und befolgt, vielleicht unbewußt, die Vorschrift Lessings über die Tonleiter der Kritik im 57. antiquarischen Brief. Er kann noch immer sehr ernst werden, wenn ihm etwas gegen den Strich geht, das hören wir aus der Zurückweisung Bodenstedts heraus oder aus der schonungslosen Widerlegung Gutzkows; er kann vornehm von oben herab ablehnen, wenn er die sich spreizende Kraftlosigkeit eines Geibel dem Nibelungenstoff gegenüber beobachtet; er kann grollend warnen, wenn er die Litteratur in einem Stifter oder den

Dorfgeschichtlern auf einem Abweg glaubt; er kann mit satirischer Laune die Torheiten auseinandersetzen, die sich ein ganz talentloser Dilettantismus zu Schulden kommen läßt. Es steht ihm eben ein großer Reichtum von Tönen zur Verfügung, die er braucht, wie es jedesmal sein Stoff erheischt. Man folgt ihm müheloser, mit mehr künstlerischem Genuß, als früher, und erkennt in diesem Zug eine Verwandtschaft mit der Klärung, die Hebbel auch in seinen Dichtungen der späteren Jahre zeigt.

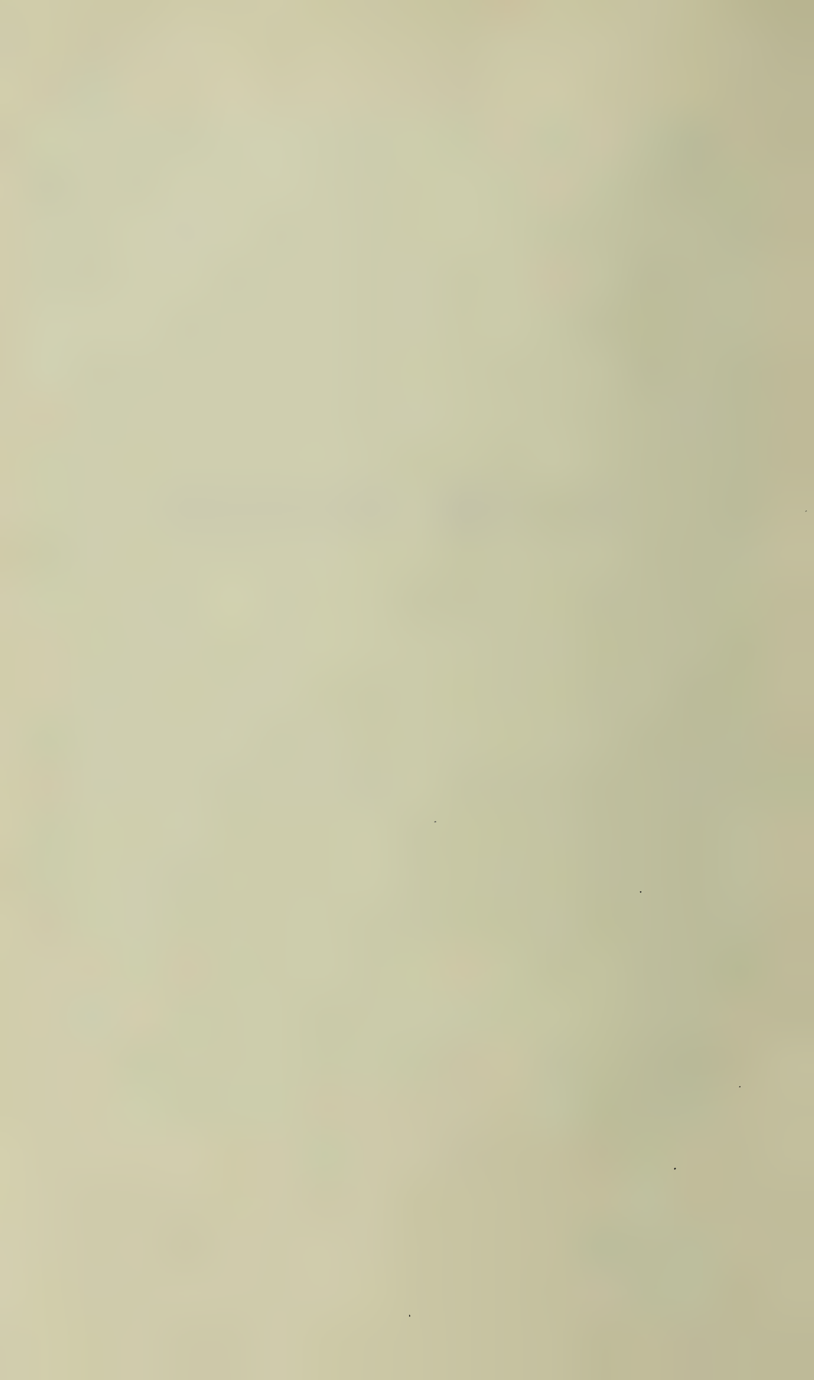
Seine Vermischten Schriften geben der Pariser Behauptung Hebbels Recht, daß er kein Gelehrter sei, es aber hätte werden können, wenn die Verhältnisse ihn begünstigt hätten. Er beherrscht ein reiches, auch fachmännisches Wissen, er ist mit der Litteratur und ihrer Entwickelung genau vertraut, ihm leben die Schriftsteller, die er gelesen hat, im Zusammenhang mit ihrer Zeit. Und wir erkennen daran, daß Hebbel im Grund seines Wesens Dramatiker war. Wie ihm das Drama zu höchst steht unter allem, was hienieden existiert, so bezieht sich bei ihm alles aufs Drama, seine Studien, seine Kritiken, seine ganze Ästhetik. Ein hoher sittlicher Ernst spricht aus jeder Äußerung Hebbels; ein lauterer Charakter, ein ehrlicher Mensch, eine Kämpfernatur war er; in titanischer Kraft lehnt er sich auf gegen die Gesamtheit, aber bescheiden beugt er sich vor dem Gesetz, das er in allem Irdischen erkennt. Wer seine reiche Lebensarbeit überblickt und sich in sie versenkt hat, der wird nicht zweifeln, daß Hebbel ein Platz im Pantheon gebührt, und nicht fragen: warum? Er wird auch erkennen, daß der Ausspruch in dem „Stammbuchblatt" auf Hebbel bezogen werden darf, es könne keinen echten großen Dichter ohne Charakter geben. Was dieser auch schuf, auf welchen zum Teil verworrenen Wegen er wandelte, immer bleibt er derselbe, und so spricht aus jeder Zeile

Friedrich Hebbel.

Kritische Arbeiten.

III.

1852 — 1863.



70.

Neue Bücher.

1852.

„Die Vagabunden". Roman in vier Bänden, von Carl v. Holtei.
5 Breslau bei Trewendt und Granier. 1852.

In Deutschland ist eine stereotype Figur des alten Griechenlands wieder auferstanden. Ein Rhapsode wandelt seit vielen Jahren unter uns, und wird mit Jubel begrüßt, wenn er irgend wo ankommt, mit Schmerz entlassen, wenn er scheidet. Zwar
10 sind es nicht die ewigen Gesänge des alten Homer, die er uns absingt, obgleich auch diesem mit einem begeisterten Menschen, in dem er wieder auftreten dürfte, besser gedient wäre, wie mit einer neuen Ausgabe, sei es nun auf Lumpen- oder auf Velinpapier. Aber es sind die ewigen Dramen des neben dem Alt-
15 vater freilich noch blutjungen Shakespeare, die er uns vorträgt, und unserer Phantasie lebendiger versinnlicht, wie die gelungenste Darstellung, die ihnen auf der modernen Bühne zu Theil werden kann.

Unser Rhapsode pausirt mitunter, für uns immer zu lange,
20 für sich selbst vielleicht nicht lange genug. Wir vermissen ihn gleich, lassen ihn jedoch eine Zeit lang in Ruhe und denken: er muß sich ja so gut, wie jeder Andere, der sich anstrengt, erholen, denn nur die Flöte wird durch's Geblasenwerden besser. Aber bald werden wir verdrießlich, endlich ungeduldig und rufen:
25 Holtei, wo bleibst Du? Dann schreitet er lächelnd heran, hält

achselzuckend und kopfschüttelnd eine Rolle in die Höhe und beschämt uns, anstatt selbst beschämt dazustehen. Er hat nämlich, während wir ihn unthätig glaubten, nur die eine Arbeit mit der andern vertauscht, er hat die Abentheuer seiner krausen Pilgerfahrt aufgezeichnet, und diese sind so bunt und mannigfaltig, 5 daß wir eher gewonnen, als verloren haben.

So machte er es, als er uns mit seinen köstlichen, „vierzig Jahren" überraschte; so hat er es jetzt wieder gemacht. Ich bin so frei, diese Vagabunden für einen Roman zu erklären, der den ganzen Bettel der sogenannten „socialen Novellistik" aufwiegt, die 10 sich als allermodernste Literatur-Muse bei uns spreizt und, in den Anfängen höchst erfreulich und achtungswerth, mit jedem Schritt mehr ausgeartet ist. Bei den Begründern dieser Richtung handelte es sich wahrlich nicht darum, die Ausnahme zur Regel zu erheben; sie suchten an dem Opfer, das ihnen zur Veranschaulichung 15 eines gesellschaftlichen Problems diente, außer der Seite, wodurch es dem allgemeinen Gesetz unrettbar verfiel, auch noch eine andere aufzuzeigen, welche die Menschheit wieder mit ihm aussöhnen konnte, und das war gewiß, wenn anders das alte homo sum nicht trügt, ein eben so sittliches, als humanes Bestreben. Die 20 Consequenzmacherei, die überall keine Gränzen kennt, hat das Verhältniß geradezu umgekehrt, und es ist hohe Zeit, ihr mit Ernst entgegen zu treten, wenn das Verdict, das sie mit vollem Recht trifft, nicht eine ungebührliche Ausdehnung finden soll. Ein neues Product dieser Art (nicht etwa die Gutzkow'schen 25 „Ritter vom Geist", die mir noch nicht vorkamen) giebt mir vielleicht nächstens Gelegenheit, den Unterschied einmal gründlich festzustellen, und darzuthun, daß, wenn Goethe für sein Märchen eine Entschuldigung fand, daraus für eine Lelia noch keine Rechtfertigung folgt. Hier haben wir es mit der Gesundheit zu thun, 30 weshalb es genügt, nur flüchtig auf die Krankheit hinzuweisen.

Die Vagabunden sind freilich auch nicht geignet, als erstes Lesebuch in Mädchen-Pensionen eingeführt zu werden. Das ist

aber auch nicht nöthig, denn ein Werk kann sehr sittlich sein, und dennoch über den Horizont derer hinaus gehen, die stets an der Einzelheit kleben bleiben, und niemals zur Anschauung des Total=Gebildes gelangen. Wenn ich den Inhalt des Romans mit 5 wenig Worten aussprechen sollte, so würde ich sagen: er zeichnet uns die gezwungene Wanderung eines Menschen durch die unter=irdische Welt der Maulwürfe, Igel, Marder und Iltisse; er lehrt, daß der Koth, der dem armen Teufel in allen diesen licht=scheuen Höhlen, Nestern und Brutwinkeln nothwendig anfliegen 10 muß, zur rechten Zeit durch einen milden Regenguß von oben schon wieder abgewaschen wird.

„Schiller und sein väterliches Haus." Von Ernst Julius Saupe, Subconrector am Gymnasium zu Gera.
Leipzig, bei J. J. Weber 1851.

15 Ein Büchlein, aus dem man erfährt, was sich eigentlich von selbst verstehen sollte, dem man aber trotzdem die weiteste Verbreitung wünschen darf, weil es sich leider nicht mehr von selbst versteht. Wir sehen daraus, daß Schiller ein guter Sohn war, ein aufopferungsfähiger Bruder, ein treuer Freund, und 20 daß er, was mit dazu gehört, alle diese menschlich=schönen Eigen=schaften auf die einfachste Weise bethätigt hat. Wir erhalten mit einem Worte einen neuen Beleg, daß sein ganzes Ich von jener heiligen Pietät erfüllt gewesen ist, welche die sittliche Welt umfließen muß, wie der Aether die physische, und ohne welche Nichts 25 auf Erden gedeihen, am allerwenigsten aber ein Dichter wirklich ein Dichter sein kann. Jüngere Talente wollen oft von älteren wissen, ob es auch richtig mit ihnen bestellt sei. Es giebt einen besseren Weg, um das zu erfahren. Mögen sie das vorliegende Buch, oder den Schiller'schen Briefwechsel mit Körner in die 30 Hand nehmen, und sich aufrichtig fragen, ob ein Mensch in ihnen

steckt, wie sich hier einer kund giebt; können sie sich antworten: ja wohl, ich bin eben so bereit, das Bedeutende neben und über mir zu verehren, und, worauf das zuweilen hinausläuft, meinen eigenen Tod zu umarmen, sobald er mir in der Gestalt erhabener Schönheit entgegentritt; können sie sich sagen: ich werde, 5 dem Gesetze gegenüber, eben so wenig mit der Gemeinheit und der Trivialität, oder, falls ich nicht im Stande bin, seinen strengen Forderungen zu genügen, mit meiner eigenen Ohnmacht unterhandeln. Können sie sich das Zeugniß geben, ohne dabei in wohlfeiler Heuchelei auf den Aeschylos oder den 10 Aristoteles zurückzugehen, dann hat die Natur ohne Zweifel die Materie zu allem Großen, und also auch zum großen Künstler in sie gelegt, und es handelt sich nur noch darum, in welcher Form dieselbe hervortreten, und ob sie sich als sittliche oder künstlerische That manifestiren wird! 15

„Liebesbriefe historisch berühmter Personen." Ein Beitrag zur Kenntniß des menschlichen Herzens. I. Band. Leipzig, bei J. J. Weber. 1851.

Eine beachtenswerthe, höchst interessante Mosaik-Arbeit, die freilich keine Kritik, nur eine Inhaltsanzeige zuläßt. Wer sehen 20 will, wie Heloise liebte, und wie Abälard das Feuer, das er selbst angezündet hatte, wieder zu dämpfen strebte; wer Mirabeau von seiner rein menschlichen Seite kennen zu lernen wünscht; wen es interessirt, wie die edle La Vallière, neuerdings durch Bulwers höchst achtungswerthes Drama im Angedenken der Welt 25 wieder aufgefrischt, einer Muschel gleich, in sich selbst verglühte, und wie die feine Roland einen Freund, der sich in einen Liebhaber zu verwandeln drohte, geschickt in die frühern Schranken zurückführte; wen es vor Allem reizt, Napoleons Herzensbulletins, die er neben den Schlachtberichten an seine Josephine 30

absandte, zu lesen, der nehme diese mit großer Umsicht zusammengestellte Sammlung zur Hand.

71.

„Emilia Galotti."

5 (Aufgeführt im k. k. Hof- und Nationaltheater am 2. Februar)

1852.

Lessings „Emilia Galotti" wurde mit theilweise neuer Besetzung nach langer Pause wiederholt. Wir waren sehr dankbar dafür, und das Publicum mit uns. Das Stück ist nun bereits 10 über achtzig Jahre alt, denn es wurde im Jahre 1770 geschrieben, es ist nicht das Werk eines dichterischen Genius, und wird doch viel lieber gesehen, als die beste Novität. Woher rührt das? Unseres Erachtens liegt der Grund in der unendlichen Harmonie von Stoff und Form, die es in unserer Literatur, 15 wo diese Harmonie so selten ist, zu einer wahrhaft einzigen Erscheinung macht. Hinter jeder Scene, ja hinter jeder Rede steht Lessing selbst mit seinem klaren Auge, seinem hellen Blick, und weis't die Ausstellungen, die wir machen mögten, lächelnd ab, bevor wir den Mund noch öffnen können. Fragen wir: 20 aber warum ist die erschütternde Geschichte der römischen Virginia, an die sich so Ungeheures knüpfte, hier zu einer deutschen Hofintrigue verschnitten? so antwortet er: weil ich kein Tragödiendichter war, wie Shakespeare, und nur so viel vom Gegenstand aufnahm, als ich zu bewältigen vermogte. Fragen wir: wie 25 kann der schlaue Marinelli die auf's Aeußerste gereizte Orsina mit dem argwöhnischen Galotti allein lassen? so antwortet er: bemerkt Ihr das selbst, wenn Ihr vor den Lampen sitzt, oder spricht der superkluge Friedrich Schlegel aus Euch? Nun, der hatte es mit dem Literaturwerke zu thun; Euch kümmere 30 nur die Darstellung, denn ich rechnete auf den Zuschauer, nicht

auf den Leser. Fragen wir: was ist an einer Emilia gelegen, die nur dadurch gerettet werden kann, daß der Vater sie tödtet, die also das sittliche Gleichgewicht schon verloren hat und nur noch vor dem physischen, nicht vor dem geistigen Fall bewahrt wird? so antwortet er: das sagte schon Asmus, der 5 Wandsbecker Bote, aber das Publicum unterscheidet nicht so haarscharf, wie dieser, zwischen der anatomischen und der Seelen-unschuld, wenn es sich hingerissen fühlt, und ich reiße es jedes Mal hin. Wer hätte dann noch den Muth, das Examen fort-zusetzen, wer freute sich nicht lieber unbefangen eines Werkes, 10 durch welches eine entschieden mächtige, fast dichterische Wirkung erreicht wird, obgleich es nur auf Verstandes-Combinationen beruht? Wir ziehen ein Feuerwerk, welches gelingt, einem Gewitter vor, welches in Wetterleuchten verpufft, wenn wir auch nicht vergessen, daß wir es hier mit einem viel edleren Element 15 zu thun haben, als dort. Was die Darstellung nun betrifft, so sind die gediegenen Leistungen der HH. Fichtner und Anschütz u. s. w. bekannt. Neu waren nur Frau Hebbel als Gräfin Orsina, und Frau Rettich als Claudia. Frau Hebbel bringt Alles mit, was zur Orsina gehört, und was gerade hier 20 so unumgänglich nothwendig ist: die stolze Figur, das italiänische Feuerauge, den ganzen Adel seelenvoller Plastik. Sie wußte diese seltenen Mittel auch so zu verwenden, daß sie ihren voll-endetsten Rollen eine neue, ebenbürtige hinzufügte. Dies Lieben mitten im Hassen, diese Rachsucht, die das Herz des Treulosen 25 wirklich durchbohren könnte, und doch durch einen einzigen Blick, oder Händedruck, entwaffnet werden würde, kann nicht genialer dargestellt werden. Ganz vortrefflich war der Zug, wo sie sich den Anschein giebt, als ob sie dem Marinelli Etwas in's Ohr sagen wolle, und dann hinter seinem Rücken weg mit lauter 30 Stimme gegen die Thür des Prinzen ruft: der Prinz ist ein Mörder! Auch Frau Rettich bewährte als Claudia ihre ge-wohnte Meisterschaft.

72.

Richard III.

Tragödie von Shakespeare.
(Am k. k. Hof- und Nationaltheater zum ersten Male aufgeführt
5 am 14. Februar.)

1852.

Wir wollen es dies Mal Andern überlassen, Hymnen auf den Shakespeare anzustimmen. Wenn das größte Genie und die günstigste Zeit zusammen fallen, muß es ein Resultat geben,
10 das vielleicht nie überboten und erst spät wieder erreicht werden kann. Es ist möglich, daß die Natur einen Dichter höchsten Ranges nur in dem Wendepunct zweier Jahrtausende hervorruft; es ist gewiß, daß ein solcher, den schon das Geburtsjahr bevorzugte, indem es ihm eine ungeheure welthistorische Erbschaft
15 anwies, in seinen subjectiven Nachfolgern keinen Nebenbuhler zu fürchten hat. Ohne Widerspruch sei daher eingeräumt, daß dem Shakespeare das Recht auf alle Dichterkronen der Welt zusteht; man haue ihm zu Ehren die sämmtlichen Lorbeerbäume Italiens um, und bringe ihm sogar die vertrockneten Kränze,
20 welche der Zugwind der Gegenwart noch hier oder dort auf diesem oder jenem hervorragenden Haupt unserer eigenen Nation sitzen ließ: wir haben Nichts dagegen. Nur daran zweifeln wir, ob ihm selbst das Opfer gefallen würde. Nach unserer Meinung muß es ihm sehr wenig behagen, in der neueren Literatur, be-
25 sonders in der deutschen, die Rolle zu spielen, die er selbst den Geist des alten Königs in seinem „Hamlet“ spielen läßt. Wenn sich bei uns irgendwo etwas Lebendiges regt und der Kritiker nicht gleich aus eigener Machtvollkommenheit blank zu ziehen wagt, so citirt er den Shakespeare und vollstreckt die Execution
30 in dessen Namen. Ein Genius, wie dieser, will aber beleben, nicht tödten.

Wir müssen, da wir doch einmal auf diesen Punct gekommen sind, leider noch weiter gehen. Wir bezweifeln es stark,

ob sich mit der absoluten Vergötterung des Shakespeare die wahre Kunsteinsicht oder doch wenigstens die Fähigkeit, das aesthetische Richteramt auszuüben, überhaupt noch verträgt. Die Unbefangenheit für einen frischen Eindruck geht dabei auf jeden Fall verloren, und woher käme ohne diese noch die gerechte 5 Würdigung irgend einer neuen Erscheinung? Wem die majestätischen Donner des Gewitters beständig im Ohre rollen, der kann die bescheidenen Töne der Lerche und der Nachtigall gar nicht hören und sollte sich also auch über diese kein Urtheil erlauben. Es hat sich ja auch schon auf die betrübendste Weise 10 gezeigt, was bei solcher Einseitigkeit heraus kommt; nur ein Lessing hatte ein Auge für die zeugende Sonne und für den letzten Halm, den sie hervorrief, zugleich.

Schiller schrieb einst an Goethe, als er die sämmtlichen historischen Dramen des Shakespeare wieder gelesen hatte, es 15 müsse nach seiner Meinung den größten Eindruck erregen, der überhaupt vom modernen Theater ausgehen könne, wenn alle diese Stücke einmal in ununterbrochener Folge hinter einander, jeden Abend eins, gegeben würden. Gewiß, denn sie gehören zusammen und bilden nur eine einzige lange Kette von Ursache 20 und Wirkung. Der Versuch kann freilich nicht wohl gemacht werden, und so wollen wir zufrieden sein, daß man uns diejenigen dieser Stücke, die in sich noch am meisten abgerundet sind, wenigstens einzeln vorführt. König Richard III. würde sich hiezu anscheinend am wenigsten eignen, denn er ist offenbar der 25 Epilog und kann daher nur wirken, wie ein fünfter Act, den man spielen sieht, während man die vorher gegangenen vier nur gelesen hat. Aber das gleicht sich dadurch wieder aus, daß der Hauptcharacter einem bedeutenden Schauspieler einen so großen Spielraum für die Entfaltung seines Talents darbietet. Ist 30 also ein solcher vorhanden, so wird bei dem Stücke nicht zu viel gewagt, was aber nicht so zu verstehen ist, als ob es zu einem Paradepferd für den Schauspieler zurecht geschnitten werden solle.

Richard steht als die höchste Spitze einer entarteten Welt da, als die furchtbare Ausgeburt eines unentwirrbaren Chaos von Gräueln und Verkehrtheiten; sein häßlicher, der Thierheit nah gerückter Leib ist eine Art Retorte, in der das böse Blut so vieler
5 Aufrührer und Königsmörder gährend zusammen floß, um ungeheure Thaten auszukochen; sein Schwert ist das Amputationsmesser eines Volks, dem kein faules Fleisch Widerstand zu leisten vermag, das aber augenblicklich zerspringt, wenn es wieder auf die gesunde Faser stößt. Wie könnte dieser Richard noch ver-
10 ständlich bleiben, wie könnte er etwas Anderes, als Abscheu erregen, wenn man ihm den Boden, der ihn erzeugte, unter den Füßen wegzöge! Aber freilich ist das Stück trotz der laconischen Behandlung alles Nebenläufigen noch immer für unsere Bühnenabende zu lang, und da die Direction das Publicum, welches
15 nun einmal selbst dem größten dramatischen Dichter nur die gewohnten drei Stunden einräumt, nicht ändern kann, so sind dieselben Kürzungen practisch gerechtfertigt, die der Aesthetiker theoretisch verwünschen muß. Es entsteht unter solchen Umständen nur noch die Frage, ob der durch ein so gefährliches
20 Manöver nothwendig bedeutend abgeschwächte Eindruck noch mächtig genug blieb, um den ganzen Versuch nicht als unangezeigt und als unberechtigt erscheinen zu lassen, und auf diese Frage wird der Bericht unseres Blattes über die Darstellung und den Totalerfolg Antwort geben.

---

25 Garricks erstes Debut in London war der dritte Richard; der Künstler trat auf die Bühne; Angst und Beklemmung hatte sich seiner bemeistert; er war außer Stande, auch nur den ersten Satz seines Monologes vorzubringen, die Mißstimmung und Ungunst der Publicums vertrieb ihn von der Bühne. Als aber
30 Garrick auf Zusprechen und unter Vorbitte des wackeren Directors nochmals die Breter betrat, war der Erfolg ein —

entschiedener, und Garrick wurde als größter Mime seiner Zeit gefeiert. Unser Richard scheint kein Pendant zu jenem mit faulen Aepfeln beworfenen Gloster abzugeben, er wurde freundlich empfangen, aber um desto kälter entlassen. Richard, anerkannt die schwierigste Parthie, welche die Tragödie aufzuweisen hat, fordert 5 von seinem Darsteller ein ernstes und rastlos gepflegtes Studium; eine gewöhnlichere Tragödenroutine hingegen, die dickaufgelegte Schminke und der hinkende Klumpfuß kann so wenig für einen Richard ausreichen, als die blechene Knieschiene schon den Helden, der Goldreif die Majestät, ein heiseres Kichern allein den blut- 10 gierigen Wütherich bezeichnet. Hr. Dawison hat sich schon damit sehr schwer an Shakespeares Richard vergangen, daß er den „tapfern, krummen Wechselbalg", der sich zur Lust seinen „Schatten in der Sonne späht und seine eigene Mißgestalt er- örtert" mit hohlem Pathos auf die Breter bringen will, und 15 so auf den Fußspitzen einherwanken läßt, um die hohe Majestät damit anzudeuten, während der „Aesop doch in groben Räthseln faselt," und in Ermanglung eines bessern Gegenstandes selbst das eigene Ich, den einzigen Götzen, dem der Wütherich opfert, zum Vorwurfe seines Witzes sich erkies't. Die Herrschsucht Mac- 20 beths fordert den getragenen Pathos, die Selbstsucht Richards aber, der „nur Richard liebt", die Krone nur als Spielzeug des Despoten, und das Scepter nur als Henkerkeule zu erringen strebt, verlangt Humor, um vor sich selbst nicht zum langweiligsten aller Bösewichter, zum eklen Schreckpopanz zu entarten. Was 25 aber sollen wir erst dann noch bemerken, wenn wir diesen Richard mit einem Aufwande von Stimmmitteln ausgestattet finden, wie einst die Wiener Kunst- und Drangperiode einen „Gaugraf, den Wilden", oder einen „Hans von Schreckenstein", oder wie sonst die schauerlichen Schreckgestalten aus Leder und 30 Eisenblech alle hießen, nur auszustatten wußte. Ein Richard sollte klüger mit seinem Stimmfonde umgehen, als sich selbst zu Schanden schreien. Ueberhaupt bemühte sich Hr. Dawison

mehr den tapfern Richard, „dessen Stimme brummend“, in einen Poltron, bei dessen Lärmen die Coulissen zittern, umzukehren, und hoffte so, den Manen des großen Meisters gerecht zu werden, indem er jedes Wort markirend der Rede Gang ver-
5 gißt, und so voll Achtung für den Buchstaben der Schrift doch gänzlich deren Geist übersieht. Wahrlich, in solcher Frazze (wie dieser Richard um Anna wirbt) ward gewiß noch kein Weib gefreit, und kein Königreich noch je mit solcher verzerrter Grimasse für ein Pferd ausgeboten. Mit kurzen Worten: Hr. Dawison
10 fand den Schlüssel nicht zu dieser Rolle, er fand die richtige Tonart nicht und tippte immerfort auf's Neue an der Harfe Saiten, aber neuer, greller Mißton quiekte gellend in die frühere Dissonanz. Wie konnte es — nebenher bemerkt — Hrn. Dawison beikommen, die „buckligt“, „krumme“ Mißgestalt in
15 das enge Kleid, welches dieser Richard nach der Krönung trug, zu zwängen, welches entweder dem Zuseher das häßliche Bild des Mißgeschaffenen, oder — wie es hier der Fall war — die Behauptung des Dichters als Lüge weisen mußte. Hätte doch der Herr Darsteller Hogarths herrliche Copie von Garricks
20 Richard seiner Aufmerksamkeit gewürdigt, er hätte daraus vielleicht doch Etwas zu eigenem Nutz und Frommen — mindestens für den Kleiderschnitt — erfahren können.

Dank sei es den Leistungen der übrigen Darsteller, daß wir diese Vorführung „Richard III.“ nicht gar zu den miß-
25 lungenen rechnen dürfen. Solcher Dank gebührt Hrn. Löwe als Herzog von Buckingham, der es so glücklich verstand, diesen von Haß und Habgier geworbenen Partheigänger des Despoten treu wiederzugeben, wie ihn der Meister in das Leben rief; wir mögten hier nur auf die herrliche Scene des dritten Actes ver-
30 weisen, worin Buckingham als Sprecher der verdutzten Bürger sich des Wortes für den schlauen Prätendenten bemächtigte. Auch Hr. Fichtner als George, Herzog von Clarence, kann diese Leistung zu seinen gelungensten zählen; die Thurmscene

verdient gewiß die gerechteste Anerkennung. Der „kränkliche, schwache, melancholische“ König Eduard IV. war von Hrn. *Lukas* mit zu viel Feuer und Energie gezeichnet; der abergläubische Fürst, an dessen Leben bereits die Aerzte zweifeln, schien auf der Bühne plötzlich zu neuer Kraft erstarkt, weshalb wir ihn nur, jene drei Epitheta nicht zu vergessen, erinnern mögten. Margarethe, das Weib, das „lieber sich auf der Soldaten Piken hätte schleudern lassen, als *dem* Vertrage sich gefügt,“ fand in Frau *Hebbel* ihre herrlichste Repräsentantin; sie war das starre Mannweib, das aus dem Blute der Ermordeten ihres Hauses den glühendsten Haß gegen die weiße Rose eingesaugt, deren Worte Flüche, deren Blicke Dolche sind, die sie den York's, entgegen schleudert. Frau *Rettich* als Herzogin von York, die 80jährige Matrone, war in Auffassung und Durchführung voll des Anstandes und der Würde, der dieser Künstlerin innewohnt. Auch Frau *Koberwein* hatte sich ihrer Aufgabe als Anna nicht ohne Verdienst entledigt. Leider wäre hievon nur das Gegentheil zu berichten, wollte man die Leistung der Frau *Kronser* als Königin Elisabeth einer kritischen Beleuchtung unterziehen. Doch wir wollen mit dieser wankelmüthigen Frau, die ohnedies so Vieles von ihrem Schicksale und der Bearbeitung dieses Richard zu erdulden hatte, nicht weiter zu Gerichte gehen, ja uns nicht ein Mal mehr des ersten Boten erinnern, dem es bei häufigerer Beschäftigung durch sein Hinzuthun sogar gelingen könnte, *Shakespeares* Tragödie in's Possenhafte zu transponieren, sondern nur mit Richmonds Worten schließen: „Beerdigt sie, wie's ihrem Rang gebührt.“

73.

„Lieder der Liebe". Von Adolph Pichler.

Innsbruck, Wagner 1852.

1852.

5 Werther würde diese Lieder nicht gesungen haben, und doch sind sie warm und tief. Ein Sommerfaden, wie er in den Lüften schwebt, knüpft zwischen zwei Menschen ein Band, der Wind weht, und es ist zerrissen, aber dennoch bleibt Einer des Andern Gefangener, und findet gerade darin seine letzte 10 Seligkeit. Das ist die Geschichte dieser Liebe, wie das Schlußgedicht beweis't.

Wie viele Stunden sind seitdem entflogen,
Als diese Verse ich voll Schmerz geschrieben;
Beruhigt sind der Leidenschaften Wogen --
15 Vorüber Alles — nur das Lied geblieben!

Gleich einem Schatze will ich es behalten,
Die Schlacke ist's von einem heißen Leben,
Wird trüb das Aug' und will das Herz erkalten,
So mag es von Vergangnem Kunde geben.

20 Und auch Dein Bild, von Duft und Glanz umwoben,
O, daß es nie vor meinem Sinn verblasse,
Ward auch die Mauer zwischen uns geschoben
Erbarmungslos von ihrem feigen Hasse.

Es steh'n auch sie gezeichnet in dem Liede,
25 Und dieses sei des Dichters ganze Rache:
Der Jungfrau Haupt umspielet Licht und Friede,
Doch ihr zu Füßen liegt der Höllendrache.

Einfach und jeden überflüssigen Schmuck verschmähend, wie die vorstehende Probe, ist die ganze Sammlung, aber auch 30 markvoll und eines solchen Schmuckes nicht bedürfend, wie sie. Wie manches moderne Gedicht, das mit breiten Ansprüchen eintritt, erinnert an die Gastmähler des Heliogabalus! Da werden

so viele Blumen herum gestreut, daß die armen Gedanken, wenn deren überhaupt vorhanden sind, unter all den Veilchen und Rosen ersticken. Das gefällt auch Manchem, aber ein gebildeter Sinn, der überall nach Maaß und Verhältniß fragt, und den Reichthum nicht in die Verschwendung eines wohlfeilen Elements setzt, wendet sich mit Ekel davon ab. Dieser wird bei unserem Dichter seine Befriedigung finden. 5

74.

Dramaturgische Aphorismen.

1852. 10

Alle größeren Bühnen Deutschlands beeifern sich seit einigen Jahren, den Shakspeare wieder in mehr oder minder gelungenen Bearbeitungen auf's Repertoir zu bringen. Das ist löblich und gut; nur soll man nicht vergessen, daß es nichts Anderes, als Medicin nehmen heißt. Die Kur ist nothwendig, aber leben 15 müßten wir aus eigenen Mitteln.

Warum verzehrt ein Gedanke den andern, so daß auf den tiefen immer ein tieferer, auf den weiten immer ein weiterer, noch mehr umfassender folgt? Weil der Gedanke es stets mit dem Absoluten zu thun hat, und alles ihm anhängende Individuelle, 20 das er doch, weil im Individuum erzeugt, nie völlig los wird, seiner Natur nach abstreifen muß. Warum schlägt eine Gestalt nicht eben so auch die andere todt, warum ist jede wirklich lebendige bleibend und ewig? Weil das Individuelle ihre Basis ist und nothwendig zu ihr gehört. Wer diesem Fingerzeig nach- 25 geht, wird zu Resultaten gelangen, welche für das Drama von höchster Wichtigkeit sind.

Wie lange oft ein falsches Urtheil sich in Ansehen erhält! So steht seit den Tagen Jean Pauls und Solgers über Goethes Tasso fest, daß er eine allgemein gültige Darstellung der Dichter-Natur sei, daß ihm als Drama aber der eigentliche
5 Abschluß fehle. Und doch ist Eins gerade so richtig, wie das Andere, nämlich Beides verkehrt! Wer an Aeschylos und Dante, wer nur an Goethe selbst denkt, dem wird es wohl ohne weitere Reflexion schon schwer fallen, diesen Tasso als den Repräsentanten des Dichters gelten zu lassen. Wer einen Begriff von Form
10 hat, dem wird ein Drama ohne Abschluß, das nach der Meinung des Baireuther Humoristen noch viele Acte fortspielen könnte, ohne Zweifel nur possirlich vorkommen. Und dennoch hüpft man über diese klaffenden Widersprüche lieber in respectvoller Verlegenheit hinweg, als daß man sie sich deutlich zu machen
15 und zu lösen sucht, was doch gar nicht schwer ist. Goethe hat nie daran gedacht, den Character des Tasso in dem ihm untergeschobenen Sinne als Symbol zur Geltung bringen zu wollen; das konnte und durfte diesem reinen und klaren Geist nicht begegnen. Er zeichnet uns allerdings einen Poeten, aber einen
20 solchen, der eigensinnig auf einer untergeordneten Bildungsstufe verharrt und nicht an seiner Poesie, sondern an seiner sittlichen Trägheit zu Grunde geht. Sein Drama veranschaulicht jenen Durchgangsmoment, in welchem das unzulängliche Talent stecken bleibt, den das große aber dadurch überwindet, daß es den
25 Widerspruch der Welt als nothwendig für die eigene Entwicklung begreifen lernt und in die Ausgleichung desselben seine höchste Aufgabe setzt. Er giebt uns mit einem Wort die Krankheits-Geschichte eines freilich interessanten und reichbegabten, aber energielosen und verworrenen Individuums, dem eben, weil es
30 dieses ist, der höchste Segen zum Fluch wird. So aufgefaßt, ist das Werk vortrefflich und vollkommen in sich abgerundet; von einem anderen Gesichtspunct aus betrachtet, wüßte ich es nicht zu retten. Dieser perpendikelmäßig von Extrem zu Extrem

schwankende, durch Nichts gebundene Tasso, von dem man kaum glauben kann, daß er Knochen im Leibe hat, wäre der Dichter, der Dichter an sich? So sähe der Liebling der Natur aus? Da müßte die ewige Mutter sich schämen! Aber Alles, was in der Poesie jemals groß und gewaltig war, wird widersprechen, jeder wahre Held des Gesangs wird mit Stolz auf die Kämpfe verweisen, durch die er das im Tasso ungebändigt tobende rohe Element in seine Schranken zurück zu drängen und sich zum Herrn darüber zu machen verstand. Von einem solchen Kampf, der dem Dichter doch erst die Weihe giebt, ist bei Tasso gar nicht die Rede und noch weniger vom Sieg, von einer wahrhaften Aussöhnung mit dem ihm entgegengesetzten, im Antonio verleiblichten Princip; er kommt nicht einmal zur Anerkennung desselben, denn der letzte Monolog und das Bild von der Welle und vom Felsen, in dem sich nur die momentane physische Erschöpfung ausdrückt, wird doch nicht dafür gelten sollen? Er steht am Schluß da, wie im Anfang, und das Drama würde allerdings ohne Abschluß, also kein Drama sein, wenn dieser nicht eben in der dargelegten Unverbesserlichkeit des Hauptcharacters zu suchen wäre. Das ist aber der Fall, und da wir auf's Klarste erkennen, daß Tasso in der Liebe so wenig den Realisten, als im Haß den Idealisten abstreifen wird, wie es die Nothwendigkeit doch mit unerbittlicher Strenge verlangt, so können wir an seinem tragischen Untergang durch sich selbst auch nicht mehr zweifeln, und die Katastrophe ist da, wo er seinen Feind im Wahnsinn der Verzweiflung umarmt, weil er sein Idol, die entsetzt entwichene Princessin, nicht umarmen kann. So predigt denn das Stück mit eherner Zunge die ernste Lehre, daß die Natur Niemand bevorzugt, daß sie ihre Gaben an Keinen verschenkt, und daß die edelsten Güter dem Besitzer zum Verderben gereichen, wenn er die erhöhten sittlichen Anstrengungen, mit denen gerade sie bezahlt und fruchtbar gemacht werden wollen, scheut, und ihnen aus dem Wege geht.

75.

Theaterwoche.

1853.

Nach mehrjähriger Pause ging der „Nibelungenhort" von
5 Raupach wieder über die k. k. Hofbühne. Wir sind dankbar
dafür, weil das Stück uns Gelegenheit gab, mehrere bedeutende
und eine große künstlerische Leistung zu bewundern. Für sich
betrachtet, bleibt dieses Stück freilich auch hinter den bescheiden-
sten Ansprüchen zurück, und beweis't nur das Eine, daß es
10 Stoffe giebt, die gar nicht umzubringen sind. Es gleicht, wie es
sich vor uns hinstellt, einem buntscheckigen Gemälde, das zum
Theil aus einem zerschnittenen Nürnberger Bilderbogen, zum
Theil aus den Resten und übrig gebliebenen Fetzen eines Michel
Angelo zusammengesetzt ist. Das alte, gewaltige Epos, das dem
15 Stück zu Grunde liegt, konnte nicht ganz zerstört werden, hie
und da ragt in die neue Bettelwirthschaft noch der eine oder
der andere der riesenhaften ursprünglichen Umrisse hinein, hin
und wieder zeigt einer der urweltlichen Recken noch die eherne
Faust. Aber das Alte erscheint nur, um das Neue todt zu
20 schlagen, und dann wieder zu verschwinden. Wir achten Raupach
und schätzen das in „Isidor und Olga", in der „Erdennacht"
und manchem andern wackern Stück dargelegte Talent nicht
gering. Aber schon die „Hohenstaufen" überragten ihn so weit,
daß er ihr Gesicht nie zu sehen bekam, sondern mit seinem Blick
25 an den Stiefeln haften blieb, was dann die sonderbaren Popanze
in die Welt setzte, die ziemlich lange unter dem Namen Barba-
rossas oder Friedrich des Zweiten auf allen Bühnen herum
spukten. Wie mußte es ihm erst ergehen, als er sich an den
wilden Hagen, den falschen Günther, die räthselhafte Brunhild
30 und die übermenschlich furchtbare Chriemhild wagte! Mancher
ist der Geschichte noch einigermaßen gewachsen und erliegt dem

2*

Mythos doch; was soll aus dem werden, der nicht einmal die Geschichte bewältigen konnte! Er wird entweder — und das ist noch der beste Fall — ein Puppenspiel, wie das vom großen Goliath und dem kleinen David, zu Tage fördern und die Leute drauf los hauen und stechen lassen, ohne sich um die Motive 5 zu bekümmern, oder er wird sich auf die psychologische Kleinmalerei verlegen, und ein jüngstes Gericht, das nur al fresco gemalt werden kann, in Denners Manier durch Tüpfeln und Punctiren zu Stande zu bringen suchen. Raupach hat es zugleich auf ein Puppenspiel und einen Denner abgesehen; 10 bald zieht er Siebenmeilenstiefel an, bald geht er im Hahnenschritt, und Beides gewöhnlich zur unrechten Zeit. Denn wie Alle, die sich auf den Mythos nicht verstehen, will er das Ungeheure, das auf Glauben rechnen muß, weil es alles Maaß überschreitet, motiviren, und läßt dagegen die Momente, wo die Helden zum 15 Menschlichen zurückkehren, und wo der Dichter sie dem Gemüth näher zu führen vermag, unbenützt. Bei einem so colossalen Mißverständniß im Ganzen können wir uns die Hinweisung auf die Einzelheiten ersparen; am Ergötzlichsten erschien uns Siegfrieds rührende Erzählung des Bärenabentheuers; der Recke unterläßt 20 es nämlich, einen Bären zu tödten, weil ihm einfällt, daß Isegrimm vielleicht eben so gut Familie hat, wie er selbst. Nichts destoweniger war der Abend für uns höchst genußreich, einmal, weil er uns das gewaltige Lied wieder lebhaft in's Gedächtniß rief, zweitens, weil er uns die Schauspielkunst in ihrer 25 vollen Macht und Majestät wieder vorführte. Denn mit einem solchen Stück, was wurde durch die Darstellung erreicht! Die Chriemhilde ist die berühmteste Rolle der Frau Hebbel. Es ist wohl auch nicht möglich, den Weg von der zaghaften, schüchternen Jungfrau, die sich schaamhaft vor dem heimlich Geliebten verbirgt, 30 bis zu dem furchtbaren Rachedämon, der das Haupt des eigenen Bruders, wie einen Distelkopf, abschlägt, mit erschütternder Wahrheit zu zeichnen, und dennoch die Linie des Schönen nicht zu

überschreiten. Welch ein Contrast zwischen der Schmeichelrede: „Du willst mir sagen, weß der Gürtel ist?“, womit sie Siegfried sein Geheimniß ablockt, und dem entsetzlichen Mark und Bein durchdringenden Racheschwur im vierten Act, und wie wird
5 er vermittelt! Die Künstlerin ward auch durch reichlichen Beifall belohnt. Auch Frau Rettich als Brunhild gab ihre Parthie mit der ihr eigenen stolzen Hoheit und Würde, Herr Löwe als Siegfried und Herr Anschütz als Hagen stellten treffliche Bilder hin.

10 Wir können es nicht unterlassen, bei dieser Gelegenheit einen Wunsch auszusprechen, den wir längst auf dem Herzen hatten. Welch ein Gewinn für die Nation wäre es, wenn der „dramatische Nibelungenhort“ endlich einmal wirklich gehoben würde! Wohl wissen wir, was wir fordern, und daß eine
15 Shakespeare'sche Kraft dazu gehört, unserer Forderung ganz zu entsprechen! Aber wir möchten auch zunächst nur von Raupach befreit werden, wir möchten die ursprünglichen Umrisse des ungeheuren Gedichtes wieder hergestellt sehen, wär' es auch nur in einer scharfen, unausgeführten Skizze, und dazu fände sich
20 doch allenfalls das Talent. Das Drama bedarf der Anlehnung an die ältesten Ueberlieferungen eines Volkes, seien diese nun in der Sage oder in der Geschichte niedergelegt, wenn es nicht haltlos zerflattern soll; es spitze sich in seiner Fortentwicklung so subjectiv zu, wie es wolle, nur fehle der allgemeine Grund-
25 stock nicht! Die Griechen stützten sich auf ihre Mythologie, Shakespeare leitete die ganze englische Geschichte in sein Drama hinüber, und unsere Dichter sollten sich an das Nibelungenlied halten, das uns zum Theil in jene Zeit zurückführt, wo Germanen und Inder noch ungetrennt in Asien mit und
30 neben einander lebten. Und Wenigen kann unsere Aufforderung gelten, sollte sich Keiner finden, der ihr folgt? Das Unterliegen wäre ja keine Schande.

76.

Erinnerung an Ludwig Tieck.

1853.

Ludwig Tieck ist gestorben. Der König der Romantik hat das Scepter niedergelegt und ist in jene geheimnißvolle Welt 5 zurückgekehrt, die er ein Menschenleben hindurch zu entschleiern suchte. Seinen Sarg umschweben die wunderbarsten Phantasiegebilde; der blonde Eckbert, der gaukelnde Fortunat, die luftigen Elfen, der gestiefelte Kater mögten mit ihrem Schöpfer begraben werden, um mit einer Zeit, die sie nicht mehr versteht und nicht 10 mehr an sie glaubt, nicht länger den unfruchtbaren und ermüdenden Kampf führen zu müssen. Dem schwarzumflorten Leichenwagen folgt eine Reihe der seltsamsten Gestalten: der träumerische Novalis mit der blauen Blume aus dem Osterdingen, Achim v. Arnim mit dem Zauberspiegel, der Himmel 15 und Erde, freilich verkehrt, darstellt, Clemens Brentano mit dem Daumen der Prager Hexe, Theodor Hoffmann mit dem krausen Lehrbrief des wahnsinnigen Kreisler, Friedrich Fouqué mit phantastisch zugestutztem Schnurbart und alterthümlichen Sporen, die Barbarossa verloren zu haben scheint, Zacharias 20 Werner endlich mit dem Templerkreuz.

Kein Deutscher wird den Tod des greisen Dichters ohne Wehmuth erfahren, wenn das Ereigniß auch längst zu erwarten stand. Man sieht einem flackernden Licht, das jede Minute auszugehen droht und sich doch immer wieder eine Minute erobert, 25 nicht ohne Theilnahme zu, und es macht einen ergreifenden Eindruck, wenn es dann plötzlich erlischt und die Dunkelheit hereinbricht. Wer könnte nun wohl einen „Stern in Menschengestalt" verlöschen sehen, ohne davon ergriffen zu werden und mit Trauer auf die entstandene klaffende Lücke hinzublicken. Und ein solcher 30 Stern war Tieck! Seine letzten Lebensjahre sind ihm nicht zu

freundlich verstrichen, denn ein neues Geschlecht, neuen Aufgaben
in neuen Formen und Gestaltungen nachjagend, trat ihm feind-
lich gegenüber, und er hatte keine Achilleshaut, er fühlte jeden
Hieb und jeden Stich, der ihm versetzt wurde. Aber gewiß
5 werden an seinem Grabe auch seine Feinde erscheinen und dem
Manne die Ehrfurcht bezeigen, die sie seiner Richtung ver-
sagen zu müssen glaubten. Denn der Krieg gegen die Romantik
war an und für sich zwar ein vollkommen berechtigter, jedoch
nur so weit, als aus einer reichbegabten, aber nicht, wie Shakespeare
10 und Goethe, normalen Individualität allgemein gültige Gesetze
abgeleitet werden sollten. Das ist vorüber, das Gleichgewicht
zwischen dem wirklichen Leben und der Phantasiewelt, das eine
Zeit lang verrückt zu werden drohte, ist längst wieder hergestellt,
und wenn noch irgendwo einige Kugeln in den Büchsen sitzen
15 geblieben sind, so feure man sie zu Ehren des edlen Abgestorbenen
in die Luft ab.

Die Fußstapfen des wahren Poeten sind leuchtend, wie die
des Propheten. So ist auch der Weg, den Tieck zurücklegte,
mit Perlen und Edelsteinen übersä't. Und nicht bloß in der
20 Jugend war er reich, wie mancher Gegner behauptet hat, bis
in's späteste Alter hinein hat er blitzende Kleinodien verstreut.
Wohl liegt auf jenen Märchen, durch die er sich zuerst als den
Sohn der Götter ankündigte, ein so zauberischer Duft, daß man's
begreift, wenn Viele den blonden Eckbert, den Runenberg, den
25 Liebeszauber u. s. w. allen übrigen seiner Productionen vor-
ziehen. Aber nicht weniger reizend sind die meisten seiner No-
vellen, ja einige seiner Dramen, nur daß man freilich vom
blendend hellen Mittag und vom eindämmernden Abend nicht
verlangen muß, was nur der thauige Morgen gewährt. Ein
30 kaum geschlossenes, vielleicht noch offenes Grab, auf dem die
erste Blume erst gepflanzt werden soll, ist nicht der Ort für
kritische Splitterrichterei, wenn Verfasser dieser Zeilen sich sonst
auch dazu berufen fühlte. Aber braucht man die Nation wirklich

erst wieder zu erinnern an den mit Shakespearischer Genialität gezeichneten Eulenböckh in den Gemälden, an den jungen Tischlermeister, diesen Vorläufer des so berühmt gewordenen französischen Handwerkerromans der Sand, an die großartigen Schilderungen des mystischen Seelenlebens in dem Aufruhr in 5 den Cevennen, an die herrlichen Charactere des Marlow und des Robert Green im Dichterleben, oder gar an die unheimliche, mit allem Grauen der Hölle umkleidete Mechtildis im Blaubart und an die Fülle der lebenswahrsten Gestalten im Fortunat? Gewiß nicht, ein Dichter ist nicht darum vergessen, 10 weil er schon bei Lebzeiten unter die Heroen versetzt wurde und die ihm gebührende Nische im Nationalpantheon erhielt, anstatt noch Tag für Tag durch Trommeln und Pfeifen eingeladen zu werden, mit auf dem Fechtboden oder dem Exercierplatz zu erscheinen. Und wenn Ruge auch nicht recht zu wissen schien, 15 daß ein kranker Mensch unter allen Umständen mehr ist, als eine gesunde Puppe, und deshalb einen Dichter, wie Tieck, durch reimende Pointen= und Tendenzjäger seiner eigenen Schule beseitigen zu können glaubte: die Bildung hat immer nur dazu gelacht.

Und haben seine Gegner auch vergessen, was Tieck für 20 das Verständniß Shakespeares in Deutschland geleistet und welch ein Verdienst er sich um den großen Heinrich von Kleist, durch liebevolles und beharrliches Hinweisen erworben hat, so daß der Schöpfer des „Prinzen von Homburg" und des „Michel Kohlhaas" früher, als es ohne Tieck vielleicht geschehen wäre, der deutschen 25 Nation näher gerückt wurde, die Bildung hat es nicht vergessen und flicht deshalb ein Blättlein mehr noch in seinen Lorbeerkranz.

77.

[Das Deutsche Wörterbuch.]

1853.

Das Deutsche Wörterbuch von Jacob Grimm
5 und Wilhelm Grimm, ist von Dr. Daniel Sanders
in zwei Heften kritisch beleuchtet worden. Aus der Einleitung
des zweiten Hefts ersieht man, daß das erste nicht besonders
günstig aufgenommen worden ist. Es wäre nun zwar zu
wünschen gewesen, daß der Verfasser diese Einleitung weniger
10 leidenschaftlich abgefaßt hätte, denn nur im materiellen Krieg
sind die glühenden Kugeln die besten. Er hätte auch, und hieran
kann nicht ernst genug erinnert werden, den Autoritätsglauben
nicht so weit wegwerfen sollen, als er thut, denn man braucht
eines Wardeins in allen Kreisen, und es kommt nur darauf
15 an, daß zwischen Köpfen und Perücken gehörig unterschieden
wird. Man muß ihm aber dennoch gegen die Recensenten
Recht geben, über die er sich beklagt. Wir besitzen manches
Wörterbuch der deutschen Sprache, und darunter zwei, die sich
bis auf den gegenwärtigen Tag in Ansehen erhielten, nämlich
20 das Adelung'sche und das Campe'sche. Mag Adelung, der mit
Christian Fürchtegott Gellert das goldene Alter unserer Literatur
abschloß und sich noch obendrein nach seiner Versicherung das
poetische Vermögen recht wohl ohne Verstand denken konnte,
Schillers und Jean Pauls scharfen Spott auch im reichlichsten
25 Maaße verdienen; mag Campe, der lieber die braunschweiger
Mumme als alle Tragödien der Welt erfunden haben wollte,
ein Pedant gewesen sein, der selbst mit Gottsched um den ersten
Platz ringen könnte: nach einer Seite hin war die Leistung der
beiden wackeren Gelehrten vortrefflich! Sie zählten der Nation
30 den couranten Sprachschatz baar und blank auf dem Brete vor,
sie fragten die Wörter nicht nach dem Woher und Wohin, aber

sie bestimmten ihren Werth oder vielmehr ihre Geltung im Handel und Wandel und setzten Jedermann in den Stand, sich ihrer zu Hause, wie auf dem Markt, mit Sicherheit zu bedienen. Der Dichter, der bei ihnen angefragt hätte, wäre verloren gewesen, aber ihn warnte auch sein Instinct, sich an Männer zu wenden, die ihre gänzliche Poesielosigkeit mit Stolz, wie einen ihnen schon bei der Geburt umgehängten Orden, offen zur Schau trugen; den Kauf- und Geschäftsmann ließen sie nie im Stich. Damit war freilich nicht Alles geschehen, denn die Sprachbildung ist keineswegs ausschließlich ein logischer, sondern ein Lebensproceß, Adelung und Campe hatten aber nur, was rein logisch daran ist, in ihre Schleußen hinein geleitet, sie hatten das Knochengeripp, was dem Sprachkörper Bestand und Halt giebt, auf Draht gezogen, sich aber um die Weichtheile, die im ewigen Wechsel begriffen sind, und um das Blut, das den ganzen Organismus ernährt und erfrischt, nicht gekümmert. Sie hatten keine Ahnung davon, daß sich in der Sprache das Mysterium der Schöpfung wiederholt, und daß sie eben darum, wie diese selbst, auf Nothwendigkeit und Freiheit zugleich beruht; sie begriffen nicht, daß die verhaßte Poesie, gegen die sie einen Damm aufführen wollten, schon materialiter in jedem Worte steckt, indem jedes irgend ein Object des Geistes abbildet oder doch abbilden will, und daß der Dichter die allgemeinen Bilder nur zusammenschiebt, um sein besonderes zu Stande zu bringen; sie stempelten Quecksilberkügelchen, die in einander rinnen, so wie sie sich berühren. Es konnte daher gar wohl auf ihre Wörterbücher, selbst wenn sie noch nicht vergriffen gewesen wären, ein drittes folgen, aber so viel ergiebt sich von selbst, daß dieses nicht um einen oder zwei Schritte über sie hinausgehen, sondern einen ganz neuen Weg einschlagen mußte. Eine bloße Hungerharke, wie man im nördlichen Deutschland das bettelhafte Instrument nennt, mit dem man die bei'm Aufladen der Garben liegen gebliebenen zerstreuten Aehren zusammenkratzt, durfte es nicht

sein. Die Gebrüder Grimm geben dies dritte Wörterbuch
heraus, und wer hätte nicht große Hoffnungen an ihr Werk
geknüpft, bevor es erschien. Was war bei der außerordentlichen
Vertrautheit dieser Männer mit deutscher Mythologie, deutscher
5 Sage und deutscher Geschichte nicht auch Alles zu erwarten!
Hier, so durfte man glauben, wird man die interessantesten
Perspectiven nach allen Richtungen hin eröffnet finden! Hier
wird man zunächst sehen, wie der germanische Geist mit dem
romanischen und slavischen im etymologischen Kampf um die
10 schärfsten Linien und die brennendsten Farben ringt. Hier wird
weiter veranschaulicht werden, wie er sich nach und nach, gesättigt
und mit dem Gewinn zufrieden, in sich zusammenschließt und sich
dann nach Jahrhunderten wieder gegen die Nachbaren aufthut,
um von den ehemaligen Feinden in nicht mehr gefährlichem
15 Austausch zu nehmen und ihnen zu geben. Hier wird die ganze
Entwickelung der Nation mit jedem ihrer entscheidenden Momente
zum Ausdruck gelangen, denn jedes gab der Sprache in irgend
einem Ausläufer ein bestimmteres Gepräge. Mit einem Wort:
es ist zweifelhaft, ja es ist gar nicht möglich, daß der Buch-
20 stabe Z erreicht wird, aber wenn wir auch nur bis zum M
kommen, so haben wir mehr über deutsche Art und deutsches
Wesen beisammen, als sich aus Dutzenden von Geschichtswerken
herausklauben läßt. So dachte man, doch anders ist es aus-
gefallen. Der Buchstabe Z wird sicher erreicht werden, aber
25 weiter auch Nichts. Wir haben Adelung und Campe in ver-
vollständigter Gestalt vor uns und letzteres nicht einmal überall.
Die Sanders'schen Einwendungen dürften leichter abzutrumpfen,
als zu widerlegen sein. Oder hat er nicht Recht, wenn er hin-
sichtlich der Aufnahme der abgeleiteten und zusammengesetzten
30 Wörter auf ein viel strengeres Maaß dringt, als das neue
Wörterbuch beobachtet? Gleicht Derjenige, der hier die von ihm
angegebene Gränze nicht respectirt, nicht einem Physiker, der
nachmessen mögte, wie viel Glas Wasser der Ocean enthält, und

ergiebt sich nicht nothwendig aus dem Zuviel gleich ein Zuwenig, da es sich offenbar um ein Unendliches handelt? Der Modus wäre zu verdeutlichen gewesen und die Abweichungen hätten notirt werden mögen, das Uebrige durfte billig der eignen Praxis überlassen bleiben. Ist es nicht wahr, daß eine übersichtliche Darstellung der Wortfamilien mit strenger Zusammenfassung des Zusammengehörigen einen ganz anderen Zusammenhang in das Werk gebracht haben würde, als eine alphabetische Aufzählung der Wörter, welche die ermüdendsten und zeitraubendsten Wiederholungen nöthig macht? Ist der Mangel aller und jeder logischen Anordnung in Bezug auf die verschiedenen Bedeutungen eines zu erklärenden Wortes nicht wirklich ein Fehler, und stehen Adelung und Campe nicht in der That bei vielen Artikeln im Vortheil? Sind nicht endlich die Detailausstellungen unseres Kritikers durchweg begründet, und verdiente er nicht Gehör damit zu finden? Dagegen können wir es, im Gegensatz zu ihm, nur loben, daß die Gebrüder Grimm bei ihren Worterklärungen auf's Lateinische zurückgehen, denn die eine Sprache kann nur an der andern gemessen werden. Auch vermißten wir in ihren Citaten die allerwenigsten der Schriftsteller, deren er sich so warm annimmt, wenn wir ihm auch einräumen müssen, daß an einem Ort, wo der Freischütz, ja die Haude- und Spener'sche Zeitung angeführt wird, auch manche unserer modernen Unsterblichkeiten sich blicken lassen dürfte.

78.

Dramaturgische Studien. Von Ludwig Eckardt.

Aarau, Sauerländer, 1853. I. Hamlet.

1853.

Shakespeare und kein Ende! mögte man mit Goethe ausrufen, wenn man Abhandlungen, wie diese, an allen Ecken,

gleich Pilzen in warmer Sommernacht, aufschießen sieht. Man sollte glauben, Werke so erschöpfender Art, wie die von Ulrici und Gervinus, zwischen denen sich selbst die ehrenwerthen Rötscher'schen Bestrebungen kaum noch behaupten können, hätten auf lange Zeit einen Abschluß bilden müssen, aber sie scheinen ganz umgekehrt zu wirken. Eine neue Shakespeare-Bibliothek tritt der alten auf die Fersen, ehe diese auch nur zum kleinsten Theile verdaut ist, und es geht her, wie an einer Tafel, wo Niemand satt wird, weil die Gerichte zu rasch wechseln. Keiner begnügt sich mehr, wie ehemals, die Paar selbständigen Bemerkungen, die ihm kommen, wenn er sich mit einem Dichter, wie Shakespeare, beschäftigt, bescheiden als Marginalien in seinem Handbuche des Ulrici oder des Gervinus unterzubringen, oder sie in Form einer Kritik vom Stapel laufen zu lassen. Jedermann muß jetzt ein Buch schreiben und, da dieß in den meisten Fällen absolut unmöglich wäre, wenn er vorher mit seinen Vorgängern abrechnen wollte, dabei eine Miene annehmen, als ob diese im Grunde wenig geleistet hätten. Shakespeare ist allerdings ein ungeheures Bildungsmittel und legt jedem Alter, jedem Geschlecht und jeder Parthei Fragen vor, an denen sich die erlangte Reife am besten prüfen läßt. Aber man sollte die Resultate eines solchen Selbstexamens nicht gleich zu Markte bringen, schon darum nicht, weil man gar nicht wissen kann, ob man sein letztes Gesicht überall schon gesehen hat. Denn er hat deren fast eben so viele, wie die Wahrheit selbst, die keinen Schleier trägt, sondern Maske über Maske, und die nur von ihren geweihtesten Priestern ganz entkleidet wird.

Es ist für Shakespeare einstweilen jetzt in Deutschland genug geschehen. Nicht bloß deswegen, weil auf jede Zeile des Dichters bereits ein Alphabet Commentar kommen dürfte. Es ist wirklich alles Allgemeine gesagt, was zur Verständigung nöthig und nützlich war; sein Verhältniß zur Welt, wie zur Kunst, ist von den verschiedensten Standpuncten aus erörtert, die

einzelnen Stücke sind analysirt worden, und der Zusammenhang, worin diese Sterne eines geistigen Weltsystems zu einander stehen, ist bloßgelegt. Wenn Shakespeare Jahrhunderte lang einem Urwalde glich, dessen Sausen und Brausen man wohl hörte, in den man sich aber nicht hinein wagte, weil man nicht 5 wußte, ob sich nicht um jeden Baum eine Schlange herumgeringelt habe, so ist dieser Wald jetzt ausgehauen, die Wege sind links und rechts gebahnt, und Jedermann weiß, wo die schönsten Blumen stehen, oder wo es am geheimnißvollsten rauscht. Mit einem Worte, des Lichts ist genug verbreitet, das 10 Uebrige ist Sache der Augen, und denen kann Keiner zu Hülfe kommen. Wenn es nicht barock klänge, so wäre jetzt eher schon ein Buch über die Fehler oder doch über die Gränzen Shakespeares zu wünschen, über die individuelle Seite seiner schöpferischen Thätigkeit, die doch auch vorhanden ist, so selten sie hervortreten, 15 und so schwer sie zu erkennen sein mag, so wie über das minus, womit er manches plus seiner Richtung erkaufte; oder hat die griechische Tragödie in ihrer keuschen Gebundenheit nicht einen Zauber, dem Shakespeare nothgedrungen entsagen mußte, als er die Elemente in voller epischer Breite entfesselte; gehen Aeschylos 20 und Sophokles wirklich so ganz in ihm auf, wie seine unbedingten Verehrer behaupten? Hier wäre allenfalls noch eine Aufgabe. Sicher aber gehört mehr Geist dazu, einem minder hervorragenden Dichter gerecht zu werden, z. B. einem Zacharias Werner oder einem Heinrich von Kleist, um von den Neueren 25 nicht zu reden, auf ihren verschlungenen Wegen zu folgen und zwischen ihnen und der Nation zu vermitteln, als auf neue Entdeckungen im Shakespeare auszugehen und ihm zu Ehren einige Leuchtkäfer fliegen zu lassen.

Das Vorstehende ist keineswegs geradezu gegen Herrn Eckardt 30 und seine dramatischen Studien gerichtet. Der Verfasser hatte es längst auf dem Herzen, und er hofft im Sinne Vieler zu sprechen, denen es um das Gedeihen unserer Literatur ernstlich

zu thun ist. Er stellt Shakespeare so hoch, daß er glaubt, jeder unserer dramatischen Dichter, Goethe und Schiller nicht ausgeschlossen, müßte die Vergleichung mit dem Riesen als einen Mordversuch betrachten. Allein er meint, Shakespeare könne für
5 uns doch nur Arznei sein: wir nehmen sie, um gesund zu werden und den Körper wieder zu kräftigen, aber für die Speisen müssen wir nachher selbst sorgen! Darum giebt er Arbeiten, wie denen von Hettner und Henneberger, die aus einer gleichen Ueberzeugung hervorgegangen sein müssen, den Vorzug.

---

10 79.

Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

Umrisse zu seiner Biographie und Characteristik.

1853.

Vorwort.

15 Indem ich dem Publicum diese Umrisse zu Feuchterslebens Biographie und Characteristik übergebe, muß ich bemerken, daß ich das mir zu Gebote gestandene Material auf das Sorgfältigste — vielleicht bis zum Uebermaaß — benutzt und ganz und gar Nichts, als das absolut Werthlose, ausgeschieden habe.
20 Sollten daher, wie ich aber kaum glauben mögte, persönliche Beziehungen und Verhältnisse des Verewigten übergangen worden sein, so ist es wider mein Wissen und meinen Willen geschehen. Eben so habe ich die Sammlung der Schriften so vollständig zu machen gesucht, als es mir irgend möglich war, und sogar Manches
25 wieder hervorgezogen, was der Verfasser, als er seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter zusammenstellte, offenbar selbst verurtheilt hatte. Ausgeschlossen habe ich jedoch, als bloße Gelegenheitsarbeiten ohne tiefere Bedeutung, den poetischen Text zu Schwinds Radirungen und die Gelehrten- und Dichter-

Biographieen im Oesterreichischen Plutarch und in der Anthologie deutscher Classiker. Die vortreffliche Abhandlung über die Gewißheit und Würde der Heilkunst legte ich zurück, weil sie mir am besten geeignet schien, die rein medicinischen Werke einzuleiten. Den Herren Ludwig Scheyrer und Wilhelm von Metzerich, welche treulich an der Correctur mitgeholfen haben, spreche ich öffentlich meinen Dank dafür aus. 5

Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

„Man wird zu Allem geboren; warum nicht auch zum Reinmenschlichen? Gewiß, es giebt geborene Menschen, wie es geborene Poeten giebt!" 10

So äußert sich Feuchtersleben in den Reflexionen, und wenn diese Bemerkung irgend bestritten werden könnte, so brauchte man sich nur auf ihn selbst zu berufen, und ihre Wahrheit wäre erwiesen. Denn er war eben in dem von ihm bezeichneten 15 Sinne ein geborener Mensch, und wer sich sein Wesen klar machen will, der muß ihn aus diesem Gesichtspunct betrachten.

In dem reinen Menschen wiederholt die Natur gewissermaßen sich selbst, sie läßt den allgemeinen Grund über die Besonderheiten, die auf ihm erwachsen, hervortreten und enthält 20 sich des Individualisirens, so weit sie kann. In der Regel verfährt sie umgekehrt, und muß es auch thun, um die Welt nach allen Richtungen zu erschöpfen; der Künstler ist nur Künstler, der Held nur Held, weil der Eine ganz im Bilden und Darstellen, der Andere im energischen Handeln aufgeht. Ja, zuweilen 25 nöthigen ihre Zwecke ihr Erscheinungen ab, von denen man sagen mögte, daß sie, insoferne der Begriff des Individuums auf der harmonischen Verbindung aller Gesammtkräfte der menschlichen Natur zu einer neuen Form der Existenz beruht, gar keine Individuen sind, sondern, wie z. B. unser Zeitgenosse, der Rechen- 30

künstler Zacharias Dase, schroffe Manifestationen der einen oder der anderen in voller Ungebundenheit waltenden Einzelkraft. Aber sie bedarf auch wieder der stillen Sammlung im Knotenpunct, und einen solchen gewinnt sie nur im reinen Menschen, 5 der den Ring abschließt. Daß dieser sich in keinem einzigen Gebiet schöpferisch erweisen wird, versteht sich wohl von selbst; er muß nothwendig auf's Empfangen und Wiederspiegeln beschränkt sein und jener Krystallkugel gleichen, die man zuweilen in einem norddeutschen Park angebracht sieht. Sie nimmt das 10 Bild der Landschaft in sich auf und giebt es treu zurück, fügt ihr aber Nichts hinzu, als die Verklärung.

Ein Mensch und ein Begriff können sich nie vollständig decken; es wird daher Niemand erwarten, daß die eben gegebene Entwickelung in allen und jeden Stücken auf Feuchtersleben 15 passen soll. Mag er aber den darin gezogenen Kreis hin und wieder, z. B. in seiner Psychiatrie, deren wissenschaftliche Würdigung ich dem Manne vom Fach überlassen muß, um viel oder wenig überschreiten; mag er ihn hin und wieder nicht ganz ausfüllen: im Ganzen und Großen paßt sie gewiß. Dieß wird 20 die nachfolgende Darstellung bestätigen.

Der Leser kennt die Skizze bereits, in welcher der Verewigte der Akademie über sein Leben Rechenschaft abgelegt hat. Es scheint, daß eine weitere Ausführung derselben in seinem Plan lag, wenigstens deutet eines seiner Tagebuchblätter 25 darauf hin.

— — — — — — — — — — — —

Es ist zu beklagen, daß diese Ausführung unterblieb, aber auch zu bezweifeln, ob eine wirkliche Biographie daraus geworden wäre. Denn ein Mensch, wie Feuchtersleben, geht immer auf's 30 Allgemeine aus und verschmäht das Bedingte, Persönliche, selbst da, wo es die Hauptsache ist, wie bei der Biographie, die nun einmal auf dem Detail beruht. Jetzt bleibt jedenfalls nichts Anderes übrig, als die fragmentarischen Aufzeichnungen, die sich

im Nachlaß vorfinden, zusammenzustellen und die Lücken nothdürftig zu ergänzen. Vielleicht giebt das ein Mosaikbild.

Schon aus den Knaben- und Jünglings-Jahren liegen dergleichen vor, an denen die Abwesenheit alles eigentlich Anecdotischen und das Vertiefen in Reflexionen, die sich sogar bis 5 auf die körperlichen Zustände erstrecken, gleich auffällt. Sie werden am besten durch das erste Gedicht des Verewigten eingeleitet; es entstand im Jahre 1817 und ist für den Verfasser ebenfalls characteristisch.

Dichtkunst. 10

Sie winkt, der Musen holde Schaar,
Und bietet mir die Reize dar,
Die Dichtkunst uns gebar.
Wohlan! ich folge ihr!
Da spricht zu mir: Willkommen hier! 15
Der Musen-Gott von seinem Thron:
Komm her! empfange deinen Lohn,
Und sei befreit
Von deiner Last
Der Sterblichkeit, 20
Weil du nach mir getrachtet hat!
Unsterblich sein, das ist der Dichtkunst Lohn.

— — — — — — — — — — — — — —

Oft machte mir mein Bruder Vorwürfe, wenn ich meinen Namen einfach unterschrieb, und den Freiherrn ausließ. Ich that es aber nicht 25 anders.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als ich zum erstenmale den Plutarch las, freute mich Essen und Trinken nicht.

— — — — — — — — — — — — — — — 30

Als ich mir einst, noch ein Jüngling, eingestehen mußte, daß ich noch wenig wisse, war ich stolz, zu wissen, daß ich wenig wisse wie Socrates.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einmal traf ich in der Lade des jungen Spiegelfeld, den ich fest 35 genug an mich gefesselt hatte, auf einem Papiere eine scherzhafte Unterschrift von seiner Hand, worin er sich zum Minister, Inhaber vieler Orden u. dergl. gemacht hatte. Ich erkannte leicht, daß das mit

seinen Gedanken zusammenhing. Dies war genug für mich, um mich weiter nicht sein zu kümmern. Ich ließ ihn seine Wege gehen.
— — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe diese Blätter ganz so gegeben, wie ich sie vor-
5 fand, und nicht einmal die kleinen grammaticalischen Verstöße ausgemerzt, die hie und da vorkommen, noch weniger aber die jugendlichen und also nothwendig unreifen Urtheile unterdrückt, so keck und scharf sie auch dastehen. Diese reformiren sich ja im Lauf des Lebens von selbst, und es handelt sich hier um möglichst
10 treue Veranschaulichung der Entwicklungs-Phasen, nicht um trocknes Aufzählen der Resultate. Einen eigenthümlichen Character tragen schon diese Aufzeichnungen, trotz der sehr frühen Zeit, aus der sie herrühren; einen Character, in dem sich der spätere Mann bereits ankündigt. Die Begeisterung für Rom und
15 Griechenland, für Natur und Freiheit, ist wohl immer die unzertrennliche Begleiterin einer tüchtigen Jugend; über den Plutarch wird jeder Knabe von einiger Phantasie Essen und Trinken vergessen, und einen Kalender für die Menschheit wird auch Mancher in der einen oder der anderen Form anlegen, ja es
20 werden sich in diesen Kalendern in der Regel sogar die nämlichen Heiligen zusammen finden. Aber dies Alles pflegt ganz unbewußt und unter naiver Voraussetzung innigster Uebereinstimmung mit der ganzen Welt vor sich zu gehen, während der junge Feuchtersleben darüber reflectirt und das Allen so
25 ziemlich Gemeinsame als etwas ihn allein Unterscheidendes betrachtet. Doch Naturen, wie die seinige, sind eben so geartet, daß sie sich unablässig controlliren, und daß ihre allergeheimsten Regungen eine Resonanz im Bewußtsein hervorrufen, so daß sie jene Mittel-Zustände zwischen Traum und Wachen, die mehr,
30 als man glaubt, in's Leben hinein spielen, gar nicht kennen, eben darum aber auch in Regionen noch Licht hinein tragen, in denen alle übrigen Fackeln verlöschen. Der Zug, der in dem Notat über das Auslassen des Freiherrn-Titels bei'm Niederschreiben des Namens gipfelt, giebt dem jugendlichen Alter aller-

dings etwas Fremdartiges, fast Unerquickliches, man muß ihn aber ja nicht mit der nichtigen Selbstbespiegelungssucht, die auch wohl schon sehr zeitig vorkommt, verwechseln, denn er hat mit ihr nicht die entfernteste Verwandtschaft, er ist das einfache Ergebniß einer gerade so und nicht anders beschaffenen Organisation. 5
Uebrigens fehlt es in unserem Fall auch keineswegs an allem Gegengewicht. Wie ergötzlich ist nicht gleich die augenblickliche Verurtheilung des Schulkameraden, der sich aus eigener Machtvollkommenheit zum Staatsminister und Träger vieler Orden erhoben hat, und welche schalkhafte Selbst-Ironie liegt nicht in 10
der Bemerkung über die Aehnlichkeit mit Socrates hinsichtlich seines Wissens des Nichtwissens. Leider verlassen uns schon hier für lange Zeit die so wichtigen und unersetzlichen Tagebuch-Aufzeichnungen, und es findet sich nur noch ein Aufsatz des Jünglings über die Gründe zu seiner Berufswahl, der in die 15
ethische Tiefe dieser Seele einen Blick gewährt.

— — — — — — — — — — — —

Der Vater hatte anders bestimmt und gab seine Einwilligung zur Ergreifung des medicinischen Studiums nur nach langem Zögern und einigem Kampf; es scheint ein ernster Mann von 20
strengen Principien und seltener Resignations-Fähigkeit gewesen zu sein, der schon in der Mitte des Lebens viele bittere Erfahrungen gemacht haben mogte und die bitterste dennoch erst gegen das Ende machen sollte. Der Sohn hob einige seiner nachgelassenen Denkblätter als ein Heiligthum auf, und sie ver- 25
dienten es; es sind schwer wiegende Resultate unerbittlicher Zustände, und jeder Satz, mögte man sagen, hat ein Gesicht, wenn ihm auch der moderne Firniß fehlt.

— — — — — — — — — — — —

Es läßt sich annehmen, daß ein solcher Vater dem Sohn 30
die Grundbedingungen der menschlichen Existenz, die nun einmal zum größten Theil auf Entsagung und Selbstbescheidung beruht, nicht zu lange verschleiert haben wird, und wie richtig es auch

sein mag, daß der Mensch das Paradies nur so lange sieht, als er die Schlange, die darin herumkriecht, noch nicht sieht: ich halte es für ein Glück, wenn er der Nothwendigkeit früh in's Gesicht schauen lernt. Dies Glück ist Feuchtersleben ohne Zweifel
5 zu Theil geworden!

Aus seinen Jugendjahren werden von glaubwürdiger Seite noch folgende Züge berichtet: Sein Geschichtslehrer, Pater Bonifacius, ein Mann von Feuer und Geist, hatte bedeutenden Einfluß auf ihn. Er war es, der den Knaben in
10 die Welt der Alten einführte. Wie sie auf ihn wirkte, beweis't der Umstand, daß er es den Heroen, die er bewunderte, in seinem Kreise gleich zu thun suchte. Ohne, wie Hannibal, gegen die Römer im Felde zu liegen, leistete er auf sein Bett Verzicht und verbrachte die Nächte auf der nackten Erde; ohne, wie Alexander,
15 in der Wüste zu sein und Mangel zu leiden, aß er sich nur halb satt und ließ seine Lieblingsspeisen unberührt; sogar die Einladungen in's väterliche Haus, sonst Lichtpuncte in einem Institute, wurden unter allerlei Vorwänden ausgeschlagen, um ein noch größeres Opfer zu bringen. Solche erste Proben von
20 Willensstärke und Entsagungsfähigkeit werden im reiferen Alter gewöhnlich belächelt, sind aber, Kraft gegen Kraft gehörig abgewogen, den späteren oft vollkommen ebenbürtig. Als einst eine fremde Princessin das Theresianum besuchte, mußte Feuchtersleben ein Gedicht vor ihr recitiren. Es gelang ihm so
25 wohl, daß die vornehme Dame ihm zur Belohnung die Wahl eines Wunsches gestattete. Er besann sich nicht lange, sondern bat sich für sich und seine Commilitonen die Erlaubniß aus, in dem ihnen verschlossenen botanischen Garten, dessen fremdartige bunte Fülle sie reizte, spielen zu dürfen. Das wurde gewährt,
30 und Alle hatten einige fröhliche Stunden. Einmal wurde ihm, während er sich in der Classe befand, ein Teller mit Erdbeeren in's Zimmer gestellt, den der Vater als Ermunterung zum Fleiß in der heißen schwülen Sommerzeit geschickt hatte. Als

er in Begleitung seines Stubenkameraden vom Unterricht zurückkehrte, verrieth der würzige Duft diesem das Obst, und er verlangte gierig seinen Theil. Feuchtersleben, der es vermuthlich bis zum Abend aufsparen wollte, weigerte sich, Etwas davon herzugeben, und wurde nun natürlich von dem Lüsternen des 5 Geizes beschuldigt. Zur Antwort nahm er die Erdbeeren und schüttete sie gelassen aus dem Fenster. Einst gefiel es einem seiner vertrautesten Freunde, eine Scene aus dem Don Carlos mit ihm aufzuführen; freilich mit umgekehrter Rollenbesetzung. Er beschuldigte ihn nämlich irgend eines nicht unbedeutenden 10 Vergehens, um zu sehen, was er thun würde; Feuchtersleben, zur Verantwortung gezogen, bat um den Namen des Klägers und unterwarf sich, nachdem er diesen gehört hatte, geduldig, und ohne sich auf seine Unschuld zu berufen, der Strafe. Der Freund, dieß erfahrend, stürzt unter glühenden Thränen an 15 seinen Hals und bittet ihn reuig um Vergebung; er erwiedert bloß: es thut mir leid, daß Du einer Lüge bedurftest, um meine Freundschaft kennen zu lernen!

Mit Leidenschaft studirte er die Medicin. Ganz natürlich, denn er war für sie wie geschaffen. Menschen, die mit einer solchen 20 Beobachtungsgabe ausgestattet sind, daß man sie Beobachtungs-Organe nennen könnte, müssen sich unwiderstehlich zu einer Wissenschaft hingezogen fühlen, welche sie zwischen den Mikrokosmus und den Makrokosmus in die Mitte stellt und es ihnen zur Hauptaufgabe macht, die Gesetze, die in Beiden walten, zu 25 enträthseln, und das Band, das sie mit einander verknüpft, in allen seinen Verschlingungen bloß zu legen. Wären Menschen solcher Art nicht so selten, so mögte man wünschen, daß sie allein sich der Heilkunde befleißigten, denn diese ist mehr, wie irgend eine andere Disciplin, in ewiger, die Systematisirung und 30 überhaupt das zu Buch Tragen fast ausschließender Umgestaltung begriffen und eben deshalb in der Ausübung auf ein Individuum angewiesen, das den allgemeinen Entwicklungsproceß unmittelbar

in und an sich selbst erfährt. Nirgends war Feuchtersleben wohl so an seinem Platz, wie hier, und nirgends wäre die Gefahr, die seine subjective Begabung unverkennbar mit sich brachte, durch die Objecte, auf die sie durch den Lebensberuf hingelenkt
5 wurde, so gründlich beseitigt worden. Denn die Reflexion, maaßlos nach Innen gewandt und auf das eigene Ich gerichtet, muß nothwendig Hypochondrie erzeugen, weil sie das Wachsen, den geheimnißvollen Uebergang vom Sein zum Werden, zu ängstlich überwachend und Tag für Tag zu Gericht sitzend, den
10 Lebensstoff aufzehrt, wie er sich entbindet; wir sahen oben von dieser Hypochondrie auch schon höchst frühzeitig die bedenklichsten Spuren. Aber der Arzt, der unablässig mit der Natur zu thun hat, wird sich selbst Natur, seine eigenen Zustände werden für ihn Spiegel der fremden, aus denen er den größten Theil
15 seiner Belehrung zieht, und so erweis't sich eine Richtung, die ihn sonst vielleicht nach und nach aufgerieben hätte, gerade in diesem Kreise anregend und fruchtbar. Hierin ist, um es beiläufig gleich zu sagen, auch der Grund zu suchen, warum Feuchtersleben medicinisch später im Gebiet der Psychiatrie sein Höchstes
20 leistete. Neben den Berufsstudien wurden auch die philosophischen, schon früher mit Vorliebe ergriffen, fortgesetzt und ebenfalls die mannigfaltigsten poetischen Versuche gemacht. Und das Schicksal, das dem Jüngling einen furchtbaren Schlag nicht ersparen konnte, war ihm wenigstens in so weit gnädig, daß es diesen
25 aufhielt, bis er die Universität hinter sich hatte. Aber kaum war die Doctorwürde erlangt, kaum athmete der so lange angestrengt gewesene jugendliche Geist ein wenig auf und wiegte sich im berauschenden Vorgefühl einer zwar unbestimmten, aber doch viel versprechenden Zukunft, als jener Schlag unter den er-
30 schütterndsten Umständen fiel. Das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war immer inniger geworden; das mußte wohl so sein, da der Eine weit mehr leistete, als der Andere jemals hatte erwarten und fordern dürfen. Aber es konnte dem Sohn

nicht verborgen bleiben, daß der Vater nicht glücklich war, und auch der Grund blieb ihm nicht dunkel; der angehende Greis hatte einen Schritt gewagt, der nach dem funfzigsten Jahre stets bedenklich ist und in den seltensten Fällen, ohne daß darum auf irgend einer Seite gleich eine besondere Schuld zu suchen wäre, 5 zum Heil ausschlägt. Nichts deutete jedoch auf einen solchen Grad der inneren Spannung hin, daß eine plötzliche und gewaltsame Entscheidung auch nur zu den Möglichkeiten hätte gerechnet werden müssen, denn ein ungewöhnlich beträchtliches Geldgeschenk, an einem Abend bei'm traulichen Beisammensein 10 ohne bestimmten äußeren Anlaß dem Jüngling und seinem Bruder auf einmal dargereicht, fast aufgedrungen, konnte wohl auch als natürlicher Ausdruck väterlicher Zufriedenheit gelten und das um so mehr, als in solchen Fällen der beste Vater dem zartsinnigsten Sohn gegenüber beständig eine Art von 15 Schaam, ja von Schuld zu empfinden pflegt. Nun denke man sich den Morgen, wo der Sohn den Vater, der immer auf die Minute aufzustehen und in sein Amt zu gehen gewohnt war, vermißt; wo er, in das Schlafgemach des Greises eilend, nicht ihn, wohl aber seine goldene Uhr findet, die er niemals vergaß; 20 wo er, verzweiflungsvolle Nachforschungen anstellend, zu seinem Entsetzen herausbringt, daß er im leichten Morgen-Anzug nach Nußdorf an das Ufer der Donau gefahren ist; wo er sich endlich, alle Anzeichen mit Schaudern zusammenknüpfend, sagen muß, daß er ihn nicht mehr unter den Lebendigen suchen darf! Dieß 25 war gewiß ein Moment, der den Menschen zerschmettert, oder gegen jedes Leid, das noch irgend kommen mag, stählt, und Feuchtersleben wurde, wie er es selbst in einem noch ungedruckten Gedicht energisch ausspricht, gestählt.

Nußdorf, Juli 1834. 30

„Glaubt Ihr, ich werde nun verzagen,
Weil diese breiten, stolzen Wellen,
Die einst in hoffnungsreichern Tagen

Mich Jubelnden so leicht getragen,
Nun über seinem Leichnam schwellen?
Meint Ihr, das hat mich mürb gemacht?

Wie des Gewässers stille Pracht
5 Die theuren Reste überfluthet —
So fühl' ich Ruhe hier im Herzen,
Das Erdenjammer nicht entmuthet.
Auch diese Brust hat ihre Schmerzen,
Die Euer Stumpfsinn nicht begreift,
10 Weil Euer Blick am Boden schweift.

Von Eurer dummen Schlechtigkeit
Hat der Gepreßte ungeduldig
Durch einen Sprung sich hier befreit:
Nun steht Ihr da, und kreuzigt Euch,
15 Und Euer Pfaffe spricht das Schuldig,
Und giebt dem lieben Gott die Ehre,
Als wenn's das erste Opfer wäre,
Gefällt von der Gemeinheit Streich.

Die alternde gedrückte Hülle,
20 Er warf sie Euch, den Hunden, vor, —
Der bange Geist schwang sich empor,
Und auf den Fluthen ward es stille.

Ruh' aus, mein Vater! ruh' nun aus,
In Deinem wohlbeschützten Haus!
25 Sie finden Deinen Leichnam nicht, —
Und kümmert Dich ihr Strafgericht?

Du warst zu weich für diese Welt:
Fest muß man steh'n — und sie zerschellt."

Zum Tragischen gesellte sich nun hinterdrein noch das
30 Traurige, zum Erschütternden, wie die mitgetheilten Verse es
nur zu deutlich ausdrücken, das Gemeine. Ich lasse hier, An=
sichten ehrend, die ich freilich nicht theilen kann, den Schleier
fallen und bemerke nur noch, daß die Söhne in Folge einer fast
unglaublichen Verkettung von Verwicklungen und Zufällen nicht
35 bloß den Vater verloren, sondern auch um sein Vermögen

kamen. Dieß ging so weit, daß Feuchtersleben sogar in Folge der Versiegelung seine ganze Equipirung, bis zur Wäsche herunter, einbüßte und deshalb den einzigen Kampf, der den Menschen niemals fördert, den mit der nackten Misère, schon beginnen mußte, bevor die ihm geschlagene Wunde auch nur nothdürftig 5 verharrscht war. Aber er beugte sich dem Schicksal nicht allein nicht, er hatte den Muth, ihm offen zu trotzen und in einem Zeitpunct, der ihm den bisherigen Eck- und Grundstein seiner bürgerlichen Existenz so unerwartet unter den Füßen weggezogen hatte, unerschrocken das Loos über seine ganze Zukunft zu werfen. 10 Er verheirathete sich nämlich bald darauf und wagte nach den Begriffen, die allgemein gang und gäbe sind, sogar doppelt bei diesem Schritt: er wagte sowohl durch den precairen Moment, in dem er seine Ehe schloß, als auch durch die ungewöhnliche Wahl, die er traf. Aber was den ersten Punct betrifft, so war 15 sein Vertrauen auf die eigene Kraft um so unerschütterlicher, als er sich zugleich schon einer seltenen Resignationsfähigkeit bewußt war, und was den zweiten anlangt, so dachte er mit Schiller: ich nahm meine Frau für mich selbst. Er folgte nicht den zweifelhaften Vorschriften der Convenienz, sondern den Finger- 20 zeigen eines bekannten Hölty'schen Gedichts („an einen Freund, als er ein Landmädchen liebte"), und der Erfolg bewies, daß er vollkommen Recht gehabt hatte. Denn mit einer Gattin, die allenfalls mit ihm Französisch parlirt, oder ihm die neuesten Opern-Arien vorgetrillert hätte, wäre ihm wenig gedient gewesen; er brauchte 25 eine, die selbst mit anfaßte und ihm die kleine knappe Wirthschaft mit sichrer Hand aufrecht hielt. Allerdings war die Anfangs nicht geringe Kluft, welche die verschiedenen Bildungsgrade nothwendig mit sich brachten, bedenklich, aber sie wurde durch das Weiterleben nach und nach von selbst ausgefüllt, da 30 Lehr- und Lernbegierde hier auf die erfreulichste Weise zusammentrafen; übrigens ging eine sechsjährige Bekanntschaft vorher. In einer Vorstadt wurde eine bescheidene Wohnung ge-

miethet und die medicinische Praxis begonnen; natürlich war jeder Patient, der den jungen Arzt rufen ließ, arm, so daß nicht allein keine Honorare eingingen, sondern sehr oft auch noch für die Leidenden der Apotheker bezahlt werden mußte. Dies
5 allgemeine Loos traf Feuchtersleben um so eher und um so stärker, als der Baron-Titel, den er in der Jugend weggeworfen, dann aber wieder aufgenommen hatte, selbst Wohlhabendere abhielt, ihm klingende Bezahlung anzubieten, und sie veranlaßte, ihm statt einiger Banknoten einen überflüssigen Luxusgegenstand,
10 eine Cigarrenspitze oder ein Etui, in zarter Emballirung, zu überschicken. Das junge Ehepaar gönnte sich des Abends aus Sparsamkeit bei'm Zubettegehen nicht das Stümpfchen Licht, um sich in den Schlaf zu lesen; man male sich's aus, wie angenehm es durch solche Zusendungen, die jedes Mal eine stille Hoffnung
15 auslöschten, überrascht werden mußte! Eine Ehe dieser Art hatte wenig Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Associationen zu gemeinschaftlichem Genuß, die man so nennt, sie war von vorn herein eine Bildungs- und Ziehschule, und das soll die Ehe unter allen Umständen sein. Um die spärlich fließenden Quellen
20 der Existenz zu vermehren, wurde zur Schriftstellerei, sowohl zur medicinischen, wie zur belletristischen, gegriffen. Da der Verfasser sich erst einen Namen erwerben sollte, so wurde er schlecht bezahlt, wie er denn für seine Diätetik der Seele nur vierzig Gulden erhielt. Aber seine Arbeiten waren in anderer
25 Beziehung von großem Nutzen für ihn, sie machten ihn bekannt und erwarben ihm zunächst die Anerkennung der Einsichtigen, dann das Vertrauen der Masse. So hatten sie einen entschiedenen Einfluß auf sein Schicksal und gaben demselben eine günstige und immer günstigere Wendung. Aus der Zeit des
30 Ringens und Kämpfens, wie aus der Zeit der endlichen Befriedigung liegt eine Reihe von Briefen vor, die an die Gattin geschrieben sind. Als die unmittelbarsten Denkmäler jener Periode, die zugleich auch das zwischen ihm und ihr be-

standene Verhältniß am lebendigsten abspiegeln, werden sie willkommen sein.

— — — — — — — — — — — —

Wie Feuchtersleben, wenn seine schon 1836 erschienenen Gedichte aus später zu erörternden Gründen auch nicht viel Eingang 5
finden konnten, doch durch seine Beiträge zur Literatur und seine Lebensblätter oder vielmehr durch die darin neu gesammelten zerstreuten Aufsätze sehr bald im belletristischen Gebiet eine Instanz werden mußte, so erhoben ihn seine medicinischen Abhandlungen auch rasch zu einer wissenschaftlichen 10
Autorität. Und wie seine Praxis sich mehr und mehr erweiterte, so wurde er nach und nach, aber in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit, Mitglied der Gesellschaft der Wiener Aerzte, Secretair derselben, Decan der medicinischen Facultät und Vice-Director der medicinisch-chirurgischen Studien. Er hat sich über 15
diese Periode, in die auch sein Antheil an den der Gründung der k. k. Akademie vorhergegangenen Berathungen fällt, in der Lebensskizze ziemlich ausführlich ausgesprochen, jedoch nur in dem zurückhaltenden, sich auf bloße Andeutungen beschränkenden Sinne, wie es einer wissenschaftlichen Corporation gegenüber 20
angemessen war. Auf welche Weise sie ihn mit ihren mannigfaltigen Vorkommenheiten innerlich bewegte, und wie sie, trotz des Vielen, was gelang, doch die Summe schmerzlichster Erfahrungen in seiner Brust bis zur Ueberwältigung vermehrte, mögen die Tagebuch-Aufzeichnungen zeigen, die gerade hier 25
wiederkehren.

* * *

Diese Notate, allerdings nach Art des Mannes größtentheils in's Allgemeine gewendet, aber durch den bekannten rothen Faden, den ich hier einen mit Blut getränkten nennen mögte, 30
eng mit einander verknüpft, beweisen, wie tief er noch im reifen Alter den unausgleichbaren Widerspruch zwischen den idealen Forderungen des Gemüths und dem stumpfen Realismus der

Welt empfunden und mit welchem Recht er die oft an ihm bewunderte äußere Ruhe als das schwer errungene Resultat des heftigsten inneren Kampfes bezeichnet hat.

Im Jahre 1844 begann Feuchtersleben seine Vorlesungen 5 über ärztliche Seelenkunde. Er selbst hat ausgesprochen, was ihm dabei vorschwebte, aber kaum angedeutet, wie weit er seinen Zweck erreichte. Da sich bei ihm die tiefste Einsicht und das reichste Wissen mit dem ansprechendsten Vortrage verband, so war der Zudrang ungeheuer. Der Umstand, daß die mit ihm 10 zu gleicher Zeit lesenden Professoren eine andere Stunden-Eintheilung verlangten, weil er ihnen den Hörsaal zur Wüste machte, ist dafür ein schlagender Beweis. Ich habe oben darzuthun versucht, daß er vermöge seiner ganzen Organisation nothwendig in diesem Kreise sein Höchstes leisten mußte. Das 15 war auch der Fall. Der Eindruck, den er erregte, wenn er gegen den Materialismus weniger kämpfte, als ihn durch ruhige Entwickelung des Gegensatzes ohne Schwertstreich beseitigte, war unwiderstehlich; ging nicht Jeder überzeugt aus seinem Collegium, so ging doch gewiß Keiner ohne den Vorsatz fort, eine vielleicht 20 seit Jahren für abgethan gehaltene Untersuchung noch einmal mit Ernst wieder vorzunehmen. — Die Wittwe erinnert sich noch mit stiller Freude einer bezeichnenden Scene, die zu Hause in ihrer Gegenwart Statt fand. Ein alter Herr, der nur schlicht gekleidet war, aber viele Orden auf der Brust trug, 25 trat nach einer Vorlesung zu Feuchtersleben mit den Worten in's Zimmer: „Nun kommt der alte Junge zum jungen Alten!“ Es war ein fremder Kunstgenosse. Die wissenschaftliche Frucht der Vorträge war das Lehrbuch, das bis auf diesen Tag in Deutschland, wie in England, sein Ansehen behauptet. Inter- 30 essant und fruchtbar wäre eine Parallele zwischen Feuchtersleben und Blumröder, die jedoch nur der Tiefeingeweihte wagen dürfte; da beide Männer, wie schroff sie einander auch gegenüberstehen, doch in dem einen entscheidenden Punct zu-

sammentreffen, daß sie das Factum ehren und es nicht, wie die Schubert u. s. w. auf der einen Seite, die Feuerbach u. s. w. auf der andern, verdrehen oder umbiegen, so dürfte das Resultat eine ungewöhnlich reine Darstellung des Dualismus sein.

Zu gleicher Zeit wurden fast alle früher aufgenommenen Studien fortgesetzt, ja noch manche neue ergriffen und nicht einmal diejenigen ausgeschlossen, denen sich der menschliche Geist in den späteren Jahren nicht leicht mehr zuwendet, wie z. B. die Beschäftigung mit den Sprachen. Auch das poetische Hervorbringen stockte nicht ganz; es entstand ein zweiter Band lyrischer Gedichte, der zwischen freier Production und einem Tagebuch mit Glück die Mitte hält. Doch scheint Feuchtersleben jetzt weniger in der Entfaltung des eigenen, als in der Ermunterung des fremden Talents seine Befriedigung gefunden zu haben. Wie er seine älteren Dichterfreunde: Bauernfeld, Mayrhofer, Schober, deren er in der Lebensskizze erwähnt, nicht aus dem Auge ließ, sondern sie liebevoll auf Schritt und Tritt begleitete, so zog er begabte Jüngere, wie Otto Prechtler und Wilhelm von Metzerich wohlwollend zu sich heran und stand ihnen bei mit Rath und That. Die Anhänglichkeit an jene hat er, wie wir sahen, auf die mannigfaltigste Weise in Kritiken und Characteristiken bethätigt. Die Theilnahme für diese geht auf's Rührendste aus einer bunten Reihe von Briefen und Zetteln hervor, deren Einsicht mir freundlichst vergönnt wurde. Es eignet sich natürlich nur Weniges daraus zur Mittheilung, da das Meiste sich auf ganz specielle Dinge bezieht und also dem Publicum unverständlich wäre; einige Proben sind jedoch nothwendig, damit man den vielseitigen Mann auch in diesem Verhältniß walten sehe.

Zunächst folge ein Brief an Otto Prechtler vom 21. Mai 1836, der sich selbst erklärt . . .

Zeigt sich in diesem Briefe das wärmste und zugleich besonnenste Eingehen auf die Verwirrungen des Lebens, und

erinnern die kritischen Randglossen zu Prechtlers poetischen Arbeiten im schönsten Sinne an die Sorgfalt, womit ein rechter Gärtner die ihm anvertrauten Gewächse pflegt, so beweisen die nachfolgenden Aphorismen, die durch entsprechende Reflexionen
5 des Empfängers hervorgerufen worden sind, auf's Erfreulichste, daß auch Feuchtersleben die dichterische Entwickelung ausschließlich durch die allgemein menschliche Ausbildung fördern zu können geglaubt hat . . .

*
* *

10 Und wenn nun auf diesem ernsten Weg, den ein Jeder unverdrossen wandeln muß, der etwas Rechtes leisten will, Stadium nach Stadium zurückgelegt und endlich ein übersichtlicher Punct erreicht wird: wie weiß der treue Eckardt, der deutend und warnend voranzog, zu belohnen . . .

15 Mit nicht geringerer Theilnahme wandte er sich Wihelm von Metzerich zu. Auch mit diesem wurde ein reger Brief- und Zettel-Verkehr unterhalten, der nicht einmal während der Unterstaats-Secretariats-Periode, auf die wir gleich kommen werden, völlig stockte; auch seine Dichtungen wurden auf das
20 Sorgfältigste, Vers für Vers, kritisirt. In einer Beurtheilung der Sammlung heißt es:

„Es ist für uns Beide, als Dichter, ein schlimmes Zeichen, daß Aphorismen unser Letztes sind. Trösten wir uns mit Goethe!"

Interessant sind auch die Tagebuch-Aufzeichnungen über
25 Bauernfeld, indem sie den in den Beiträgen zur Literatur über ihn gefällten Ausspruch näher zu begründen suchen. . . .

Ein Brief über Grillparzers „treuen Diener seines Herrn", an Metzerich gerichtet, offenbar durch die kalte Aufnahme des Stücks hervorgerufen, bilde den Beschluß. . . .

---

30 Es kam die Märzbewegung des Jahres 1848. Feuchtersleben dachte über Revolutionen wahrscheinlich, wie Kant, der sie unter allen Umständen als Lotterien, in denen die Nieten in

gar keinem Verhältniß zu den Treffern stehen, verwirft. Aber ein Anderes ist es, Revolutionen machen zu helfen, und ein Anderes, nach gemachten Revolutionen auch unter den eingetretenen neuen Verhältnissen seine Pflicht zu thun. So glaubte denn auch Feuchtersleben zur Zeit allgemeinen Kampfes nicht der Ruhe der Götter pflegen zu dürfen, und ein kleines, freilich nur aphoristisch geführtes Diarium gestattet uns einen Blick in die Art seiner damaligen Thätigkeit . . .

Es kann nicht meine Aufgabe sein, ein Gemälde jener Periode zu geben, wenn sich ein solches überhaupt schon geben läßt. Daß sie dem Chaos glich, ist Jedermann noch im Gedächtniß: Ministerien wurden zusammengesetzt und wieder aufgelös't, bevor sie noch Gelegenheit gehabt hatten, sich zu organisiren. Das ist ja der Fluch aller Uebergangszeiten und darin sehen sie sich immer ähnlich, daß Ungeduld und Mißtrauen sie gleichmäßig beherrschen und daß Alles sein, aber Nichts werden soll. Als im Juli eine ähnliche Krisis eintrat, wurde Feuchtersleben zum Unterrichtsminister erkoren. Den entfernteren, wie den näheren Anlaß dieser Auszeichnung hat er selbst in seiner Skizze hervorgehoben; eine schon im Jahre 1847 von ihm als Decan gehaltene Rede, worin er auf die nothwendigen Reformen der Universität hinwies, hatte in den weitesten Kreisen Aufsehen gemacht, und ein Antrag auf Lern- und Lehrfreiheit, den er gleich im Anfang der Märztage einleitete, hatte das Andenken daran wieder aufgefrischt. Aber er faßte den Moment viel zu richtig auf, um auf die Berufung einzugehen . . .

Waren jedoch entscheidende Gründe für ihn vorhanden, das Ministerium abzulehnen, so fehlte es an allen und jeden, sich auch dem Unterstaats-Secretariat zu entziehen. Dieß übernahm er daher ohne Weigerung und stand ihm bis zu der traurigen October-Katastrophe mit Aufbietung aller seiner Kräfte in angestrengtester Thätigkeit vor. Ueber die Resultate seiner Wirksamkeit hat er selbst am 17. December 1848 in der Wiener

Zeitung umständlich referirt; ich lasse dieses Actenstück nebst zwei von ihm auf der Aula und in der Akademie der bildenden Künste gehaltenen Amtsreden und einem schon früher von ihm in die Oesterreichische Donauzeitung gegebenen Aufsatz, der viel=
5 leicht seine Ansicht der Dinge am klarsten darlegt, als Beilagen A. B. C. D. folgen. Wie die Erfahrungen, die er zu machen hatte, sein Inneres berührten, zeigen seine Tagebuchblätter . . .

Die Motive, welche ihn bestimmten, seine Entlassung zu nehmen, entwickelt eine öffentlich erschienene Erklärung an
10 Freunde und Theilnehmende.

—

Es bleibt nicht viel zu sagen übrig. Feuchtersleben hatte bald nach dem 6. October einen ihm schon früher vom Minister bewilligten Urlaub angetreten und war nach Aussee gegangen,
15 um dort im Umgang mit der Natur und einem geliebten Bruder seine geschwächte Gesundheit und sein empörtes Gemüth wieder herzustellen. Von Aussee aus reichte er bereits sein Gesuch um Entlassung ein, denn finster sah er in die Zukunft, und kein Lächeln kam mehr auf seine Wangen. Aber wenn
20 es dem Manne ziemt, auf den Wink des Schicksals den Pflug stehen zu lassen und den Feldherrnstab zu ergreifen, so ziemt es ihm nicht minder, den Feldherrnstab wieder abzugeben und zum Pflug zurückzukehren. Dieß that auch Feuchtersleben; er wandte dem großen Bau, den er nur beginnen, aber nicht
25 vollenden sollte, mit stiller Resignation den Rücken und arbeitete seine Vorlesungen über Anthropologie aus, um auf die alt= gewohnte Weise mit Selbstverläugnung sein Scherflein zu dem schweren Werke beizutragen. Doch nun sollte er erfahren, welch ein Fluch den Unglücklichen trifft, der eine Reformation nur
30 halb, nicht ganz durchführen kann. Natürlich hatte er als Unterstaatssecretär durch die gebotenen Entlassungen und Er= nennungen mannigfaltige Privatinteressen verletzt und gekreuzt, und man braucht nicht Staatsmann gewesen zu sein, um zu

wissen, daß der Dank, den auch der Gerechteste in solchen Fällen auf der einen Seite erntet, den Haß, den er auf der andern aussä't, niemals aufwiegt. Der Mensch lebt nur dadurch, daß er sich für nothwendig hält; er denkt, wenn er sich plötzlich erhöht sieht: dem Verdienste seine Krone! und macht eine kühle Verbeugung; er ruft, wenn er nach seiner Meinung erniedrigt wird: Asträa flieht zum zweiten Male zu den Sternen! und ballt grimmig die Faust. Auch richtet er seinen Dank gern unmittelbar an das unkörperliche Schicksal, von dem alles Gute kommt, und seinen Haß an das Werkzeug desselben, das sichtbarlich in Fleisch und Blut vor ihm steht. Man hätte nun freilich glauben sollen, daß Feuchtersleben wenigstens gegen offene Kundgebungen der durch sein amtliches Walten hervorgerufenen feindlichen Gesinnungen geschützt gewesen wäre, denn einen längst mit Ehren genannten Jugendfreund, dessen Talent und Wissen wohl Niemand bezweifeln konnte und für den sich eine Lehrkanzel vorfand, stellte er gerade nicht an, und das hieß die Unpartheilichkeit doch gewiß auf die Spitze treiben. Aber kaum war er wieder in Wien, kaum machte er Miene, sein Vicedirectorat der medicinisch-chirurgischen Studien wieder zu übernehmen, als sich der ganze Lehrkörper in einer wenig bemessenen Eingabe an das Ministerium erhob und gegen seinen Wieder-Eintritt protestirte. Es ist stark zu bezweifeln, ob man diesem Proteste allerhöchsten Orts Folge gegeben hätte, denn Se. Majestät, der Kaiser, bewilligte später der Wittwe des Verstorbenen trotz seiner nur viermonatlichen Bekleidung des Unterstaats-Secretariats aus Gnaden eine Pension, und darin lag eine Anerkennung, welche durch die huldreichen Worte des Monarchen: „Ihr Mann diente nur kurze Zeit, aber er hat viel geleistet!“ noch erhöht wurde. Doch Feuchtersleben fand sich bewogen, der Entscheidung zuvorzukommen und freiwillig auf seinen Posten zu verzichten; was hätte er in einem Collegium auch noch ausrichten können, das so gegen ihn auf-

getreten war? Ich glaube nicht, daß in dieser herben Kränkung eine Mitursache seines Todes gesucht werden darf; daß sie ihm das ohnehin schmerzliche Krankenlager bis an sein Ende noch mehr verbitterte, ist gewiß, denn er kam immer wieder darauf
5 zurück und das noch zu einer Zeit, wo ihn das Irdische kaum mehr berührte. Er fing unmittelbar darauf zu kränkeln an und konnte bald das Zimmer, dann das Bett nicht mehr verlassen; ihm wurde Nichts erspart, nicht einmal die furchtbarste aller Characterproben: den Tod vier Monate vorher heran-
10 schleichen zu sehen und seine Schritte zu zählen! Er bestand auch diese, doch schloß er sich von dem Momente an, wo er sich niederlegte, vorahnend bereits in die Einsamkeit des Grabes ein und ward für alle seine Freunde schon damals so unzugänglich, wie er es jetzt ist. Seine Krankheit war eine namenlose und
15 mag wohl in jener Lebensmüdigkeit ihre Wurzel gehabt haben, die das traurige Ergebniß unseres letzten Schiffbruches sein muß und die keinem Mittel mehr weichen kann, weil der Wille des Menschen auch dem besten nicht mehr entgegen kommt. Was die Wissenschaft vermogte, um ihn der Welt zu retten, geschah; der
20 jetzige Professor, Romeo Seligmann, sein schon früher erwähnter Jugendfreund, der seinen Organismus kannte, wie er selbst, behandelte ihn mit aller erdenklichen Sorgfalt und ward bereitwilligst von seinen Collegen unterstützt; auch nahmen seine Lippen willig den Trank, den die Liebe ihm bot, aber die
25 Hoffnung auf eine bessere Zukunft electrisirte seine Nerven nicht mehr, und so war Alles umsonst. Ganze Tage lag er, die Augen starr auf einen Punct gerichtet, und sprach kein Wort; des Nachts dagegen unterhielt er sich gern und viel mit der treuen Gattin, nahm Antheil an Allem und Jedem und
30 hatte sogar noch Anflüge von Humor und Fröhlichkeit. Es war, als ob seine Lebenskräfte mit dem Abend wuchsen und mit dem Morgen wieder wichen, als ob die Sonne aufgehört hatte, ihm segensreich zu sein, und der Sternenhimmel ihre

Stelle vertrat. Zwei Momente vor Allem sind der Wittwe aus diesem geheimnißvollen Tag- und Nachtleben unauslöschlich eingeprägt geblieben. Sein Bett war so gestellt, daß sie ihn vom nächsten Zimmer aus sehen und überwachen konnte. Einmal bemerkt sie, daß er das Gesicht krampfhaft verzieht und die Finger in die Decke gräbt. Sie eilt zu ihm und fragt ihn, ob er Schmerzen habe. „Nein!" erwiedert er sanft und blickt sie so freundlich an, als ob ihm wirklich Nichts fehle. Und in der Nacht, die seinem funfzehnten Vermählungstage vorherging, rief er heiter aus: „Morgen trinken wir Champagner!" und sang die erste Strophe aus Mozarts Trinklied im Don Juan. Aber gerade dieser Tag wurde der schrecklichste von allen, denn dreimal verfiel er während desselben in Todesschlummer, die letzte Oelung mußte ihm gereicht werden, und der Priester, der nicht wußte, ob er mit einem erst Verscheidenden oder einem schon Verschiedenen zu thun habe, ließ das Sterbeglöcklein über ihn läuten. Dennoch sollte er noch fast einen ganzen Monat aushalten, ohne Schlaf, so viel, wie Nichts genießend, und zuletzt die ihm gebotene Suppe mit auf den Mund gedrückter Hand, wie einen Feind, abwehrend. Der dritte September des Jahres 1849 setzte seinem Leiden endlich das Ziel; er entschlief Nachts um Ein Uhr, ohne daß auch nur ein Seufzer den entscheidenden Augenblick angekündigt hatte; die letzten bedeutenden Worte, die aus seinem Munde kamen, lauteten: „Ich gehe fort, auf einen Stern, auf einen helleren!" So bewegt die Zeit auch noch war: die Kunde seines Todes erregte nicht allein allgemeine Theilnahme, sie verbreitete Bestürzung; der Verlust wurde nicht bloß tief empfunden, er wurde unmittelbar mit der großen Weltkrisis zusammengeknüpft. Unaufgefordert und ohne Verabredung folgten ihm die Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft, so weit sie anwesend waren, zum Grabe; Adolph Schmidl hielt mit bewegter Stimme eine unvorbereitete Rede, die aus dem Herzen kam und zum Herzen ging, und

Keiner verließ den Friedhof, ohne erschüttert zu sein. In England wurde dem Abgeschiedenen bald nach dem Ableben die erste Todtenfeier gehalten, das Doctoren-Collegium der medicinischen Facultät zu Wien veranstaltete am 27. Mai 1851 die zweite, 5 ausgezeichnet durch angemessene Worte der Erinnerung von Moritz Heider und einen höchst gediegenen Vortrag unseres vaterländischen Dichters Ludwig August Frankl; auch ließ es zu seinem Gedächtniß eine Medaille prägen. Aus Frankreich lief noch lange nach der Bestattung ein Diplom für ihn ein.

10 Sein letztes Gedicht lautet:

Aussee, am 15. October 1848.

Was rauscht des Waldes Strom mir zu?
„Bei mir, sonst nirgends, suche Ruh!"
Was nicken mir die grauen Berge?
15 „Wir sind der Hoffnung stille Särge."
Was brauset mir der hohe Forst?
„Ich bin des Aar's, des Geistes, Horst."

Ihr trauten Stimmen seid gegrüßt!
Wie Ihr des Jünglings Lust versüßt,
20 Beschwört nun auch des Mannes Leiden,
Der von des Lebens Gipfel scheiden, —
Der des gelobten Landes Gruß
Vernahm — und ihn verschweigen muß!

Der Verfasser dieser Umrisse sah und sprach Feuchtersleben 25 nur zweimal, und zwar erst kurze Zeit vor den Märztagen. Seine Schriften fielen mir sehr spät in die Hände, aber ein Wort über Heinrich von Kleist, das ich irgendwo fand, gab mir gleich den Beweis, daß ich hier mit echter Bildung zu thun habe, denn für ein so verwickeltes ethisch-aesthetisches Problem, 30 wie der genannte wunderbare Dichter es ist, findet die Halbheit nie den Schlüssel, und das um so weniger, als sie sich auf Goethe berufen zu können glaubt, weil sie vergißt, daß dieser aus des Aethers goldenen Höhen herunterspricht und sie aus Qualm und Nebel hinaufstammelt. Sigmund Engländer

machte uns auf gegenseitigen Wunsch mit einander bekannt. Der zartgebaute Mann mit feinem Gesicht und gesenktem, etwas seitwärts geneigtem Haupt, machte bei der ersten Zusammenkunft einen Eindruck auf mich, als ob er das Gefühl seines Werths und seiner Bedeutung mit Gewalt bis unter sein Bewußtsein 5 hinabzudrücken suche; für ruhig und innerlich unbewegt hätte ich ihn nie gehalten. Ich wußte von einem gemeinschaftlichen Freunde, daß er mich zwar eher gelten ließ, wie manches andere Talent der Gegenwart, daß er mich aber für den reichen Mann im Evangelium hielt, dem seine Schätze zum Verderben gereichten, 10 weil er einen unverantwortlichen Gebrauch davon machte. Dieß fand ich natürlich, denn die dichterische Entwicklung hat nun einmal Stadien, die nicht in einer reinen Blüte aufgehen und die das Individuum dennoch nicht überspringen kann; wer soll sie richtig deuten und würdigen, bevor das Resultat sie erklärte und 15 in's rechte Licht rückte? Ich suchte die Unterhaltung daher gleich in's Allgemeine zu spielen; das gelang mir auch, aber sie behielt trotzdem den Character eines Vorposten-Gesprächs, wobei man sich vielleicht höflich einen Trunk reicht, aber gewiß die Waffen nicht aus der Hand legt. Wie wir uns zum zweiten 20 Male sahen, traten wir uns schon näher und begegneten uns namentlich so sehr in unserer etwas dissentirenden Ansicht über einen vielgefeierten Poeten des Tags, daß alle Berührungspuncte unserer zwar verschiedenen, aber doch nicht entgegengesetzten Naturen auf einmal offen hervortraten, und wir uns bei'm 25 Abschiede warm die Hände schüttelten. Der Grund zu einem fruchtbaren Verhältniß schien gelegt, aber die bald darauf hereinbrechenden Stürme der Zeit ließen es nicht mehr aufkommen. Hier, wo es sich um die Persönlichkeit handelt, trete der ehrwürdige Grillparzer, der langjährige und zwiefach berufene 30 Freund des Verewigten ergänzend und berichtigend ein. . . .

Abschließend folge noch Feuchterslebens Testament. Er hat es schon im Jahre 1835 aufgesetzt und es 1845 bestätigt. . . .

Scheint nun noch eine kurze Characteristik des Schriftstellers geboten, so leuchtet von selbst ein, daß wir Feuchtersleben als Dichter, als Kritiker und als Populair-Philosophen zu betrachten haben.

5 Der Dichter hat sich nur im Lyrischen versucht, denn die Arabesken, welche die Beiträge zur Literatur, die Lebensblätter und die Confessionen einfassen, sind dem Tieck'schen Phantasus so ängstlich nachgebildet und dabei so völlig farblos geblieben, daß sie nur im negativen Sinne in Betracht kommen können.
10 Aber auch auf den Lyriker läßt sich das Wort:

„Diese Stunde thut mir kund:
Alles muß Dir heut' gelingen!
Doch das Herz hüpft in den Mund,
Und ich kann nur eben singen."

15 womit ein ausgesprochenes Talent unseres Vaterlandes den schöpferischen Moment des Gemüths so schön, als tief und wahr bezeichnet, nicht anwenden. Wenn man die Gedichte, wie sie uns jetzt gesammelt vorliegen, flüchtig durchläuft, so findet man freilich Alles beisammen, was man sonst beisammen zu
20 finden pflegt; von der Ballade an bis zum Epigramm herunter ist jede Gattung vertreten; ein ziemlich weitschichtiges Fragment lenkt sogar in's Drama ein. Aber diese äußere Mannigfaltigkeit ist keineswegs Ausdruck und Ausfluß einer höheren innern, und bringt es deshalb nicht zum lebendigen Reiz; das an sich reichlich
25 genug zuströmende Gefühls- und Gedanken-Element geht nicht von selbst in diesen Formen auf, es wird mehr nur versuchsweise in sie hineingelegt und nimmt darum auch nicht die geheimnißvolle Rückwirkung von ihnen an, die es erst seines verborgensten Zaubers entbindet. Die Balladen, deren Stoffe fast
30 immer mit Glück gewählt sind, haben keine Stimmung, die Lieder keinen Ton und selbst die Epigramme sind in der Regel nur zusammengezogene Aphorismen, die man lieber in anderer Gestalt vor sich sähe. Nichts desto weniger wird im Einzelnen,

besonders wo es sich um Natur=Eindrücke handelt, die Gränze des Poetischen zuweilen gestreift oder gar überschritten, wie ich denn unsere Anthologisten auf die Stücke: Höllthal, Ergebnisse, einige Sonette, ein Spatziergang, Kronos, der Tempelbau, Memnon, Bellorophon, vorzugsweise aber auf die Distichen und Resultate aufmerksam machen zu dürfen glaube. Im Ganzen aber sind die Gedichte nur als ethische Denk= und Merkzeichen eines rastlos fortstrebenden Geistes schätzbar und gleichen den Baum=Einschnitten, womit ein Wanderer, der sich durch einen dunklen, vielverschlungenen Wald zu Licht und Freiheit hindurchwindet, für die Nachfolgenden den Weg zu bezeichnen sucht. Wenn Feuchtersleben daher nie zur eigentlichen poetischen Production gelangte, so lag es nicht, wie er in seiner Lebensskizze ausspricht, an der Wahl seines Berufes, an äußeren Ereignissen oder gar an dem Widerspruch der herrschenden Geschmacksrichtung zu seiner eigenen Tendenz. Kein Beruf der Welt begünstigt die Entwicklung des Dichters mehr, wie eben der ärztliche; äußere Ereignisse, seien sie auch noch so schmerzlich, verwandeln sich dem Auserwählten von selbst in Poesie und verlieren dadurch zur Hälfte den Stachel; wenn aber die Geschmacksrichtung Nichts taugt, so ist es die nächste Aufgabe des Talents, sie umzustimmen, und es beweis't seine Nachhaltigkeit nur dadurch, daß ihm dieß gelingt. Der Grund ist hier, wie in allen ähnlichen Fällen, darin zu suchen, daß der treibende Nerv doch eigentlich fehlte, denn was schwanger ist, muß und wird gebären, gleichgültig, ob eine goldene Wiege oder eine Krippe voll Stroh für das Kind bereit steht.

Viel höher, wie der Dichter, ist schon der Kritiker zu stellen, ja der Dichter kommt eben durch den Kritiker erst zu seiner besten Geltung, indem die Kraft, die für das selbständige schöpferische Bilden nicht ausreicht, das Reproductionsvermögen natürlich steigert und ergänzt und daneben nicht selten in reinster Eigenthümlichkeit hervortritt. Doch zeigt sich auch hier eine

Schranke, auf die hingewiesen werden muß, wenn nicht mancher handgreifliche Widerspruch unaufgelös't bleiben soll. Der Begriff der Form wurde nie recht lebendig in Feuchtersleben, er wurde wenigstens nicht fruchtbar in ihm. Zwar finden sich allerlei 5 Aussprüche, welche dieser Behauptung schroff entgegen zu stehen scheinen, z. B. Seite 252 (Band VI.) in der Biographie Friedrich Schlegels. Aber ich verweise auf die Randglossen zu Eckermanns Gesprächen mit Goethe in den Beiträgen zur Literatur und namentlich auf das bei Gelegenheit eines höchst 10 bedeutenden Wortes des deutschen Dichterfürsten abgelegte nackte Bekenntniß. „Sie haben Recht — äußert Goethe gegen seinen Zuhörer — es liegen in den verschiedenen poetischen Formen geheimnißvolle Wirkungen. Wenn man den Inhalt meiner römischen Elegien in den Ton und die Versart von Byrons 15 Don Juan übertrüge, so müßte sich das Gesagte ganz verrucht ausnehmen." Und Feuchtersleben commentirt: „Woran ich sehr zweifle. Sache bleibt Sache, Form bleibt Form; ein blaues Kleid macht keinen Derwisch, ein grüner Turban keinen Emir. Aber weil wir zuerst den Derwisch im blauen Gewande kennen 20 gelernt haben, vermuthen wir nun, sobald wir ein blaues Gewand sehen, den Derwisch dahinter. Ich denke, es ist Gewohnheit und weiter nichts." Diese Stelle überwiegt aus psychologischen Gründen alle übrigen, und sie selbst ist gewiß keiner Doppel-Deutung fähig. Feuchtersleben hatte Goethe vor sich, den Mann, 25 der ihm über Alles ging, und Goethe sprach über ein Mysterium, das er, weil es innere Erfahrungen ganz eigener Art voraussetzt, besser kennen mußte, wie irgend Einer; dennoch opponirt er seinem Herrn und Meister, und dieß bis zu einem Grade, daß er ihm in's Gesicht ganz entschieden das Gegentheil behauptet. 30 Der Zug gereicht ihm ethisch zur Ehre, denn er beweis't, daß er seine Selbständigkeit auch in der größten Versuchung nicht aufgab, er ist aber eben darum nur um so entscheidender für die Frage. Feuchtersleben hatte offenbar keine Ahnung davon,

daß, wie der Organismus in der Natur, so die Form in der Kunst der reinste Ausdruck für jene unbegreifliche, fast eigensinnige Mischung des Zufälligen und Ewigen ist, aus der das individuelle Leben entspringt, und daß eben deshalb die eine mit der andern nie vertauscht werden kann. Hieraus geht nun von 5 selbst hervor, daß seine Urtheile überall mit Vorsicht aufzunehmen sind, wo die Form entscheidet, also im ganzen aesthetischen Gebiet. Wenn man diesen Gesichtspunct festhält, wird man sich Alles bei ihm leicht zurechtlegen können. Man wird es zunächst erklärlich finden, daß er in Goethe selbst zwischen der Jugend- 10 oder vielmehr Mannes- und der Alters-Periode nicht unterschied, oder doch, wenn er es that, eher zum Vortheil als zum Nachtheil der letzteren; er ging ja nicht auf den specifisch-dichterischen, sondern nur auf den intellectuellen, allgemein menschlichen Gehalt aus, und dieser fiel ihm aus den weitgestrickten allegorischen 15 Netzen der frostigen Alters-Productionen ganz von selbst in die Hände, während er den Jugendwerken so mühsam abgewonnen werden muß, wie Erde, Feuer, Luft und Wasser, die einfachen Elemente, dem organisirten Menschenleibe. Man wird sich nicht mehr verwundern, wenn er neben Goethe auch Wieland und 20 Herder aller Zukunft vindiciren zu dürfen glaubte, ohne sich an das Verdict zu kehren, das schon die letzten Zeitgenossen dieser um ihr Jahrhundert allerdings hochverdienten Männer, Kant und Schiller, ja zum Theil Goethe selbst mit eingeschlossen, über sie aussprachen; auf seinem Standpunct standen sie ja nur 25 dem Grade und nicht der Art nach hinter dem Schöpfer des Faust zurück. Man wird es ebenfalls begreifen, daß er das Gesetz, z. B. das der Lyrik, zuweilen auf's Treffendste ausspricht und es gleich darauf durch Erscheinungen zu erläutern sucht, die dazu wenig tauglich scheinen, so wie, daß er Autoren, 30 die wohl Streben und Richtung, aber nicht Talent und Vermögen mit einander theilen, wie den gar nicht genug zu schätzenden, von strotzender Lebensfülle überströmenden Walter Scott und

den schattenhaften Salvandy, nah zusammenrückt. Man kann
daher von Feuchtersleben sagen, was noch von manchem andern
Kritiker gilt: hat er ein durch die Zeit bereits gestempeltes
Object vor sich, das nicht erst in Herz und Nieren geprüft
5 zu werden braucht, so wird er ihm jedes Mal eine neue Seite
abgewinnen und Betrachtungen anstellen, die oft zu den wichtigsten
Aufschlüssen führen; soll er aber selbst über die Existenzfrage
entscheiden, so ist er nicht gegen Irrthümer geschützt.
Doch fehlen natürlich auch hier die Abstufungen und Uebergänge
10 nicht. So ist sein Auge ohne Zweifel viel heller und ungetrübter,
wo es sich um die bildende Kunst handelt, als im rein
poetischen Kreise; seine Reproductionen von Gemälden und Bildwerken
gehören theilweise zum Besten, was wir besitzen, und
seine practischen Vorschläge sind so wohl erwogen und bezeichnen
15 die zwischen einem stumpfen Realismus und einem ungebändigten
Idealismus zu haltende Mittellinie so haarscharf, daß ich sie
für maaßgebend erklären zu dürfen glaube. Auch gereicht es
ihm in dieser Beziehuug nicht wenig zur Ehre, eins der eigenthümlichsten
und markigsten Talente, welche seit lange aus
20 Oesterreich, ja aus Deutschland, hervorgingen, gleich in seinen
ersten Versuchen mit Sicherheit erkannt zu haben; ich meine den
jetzt allgemein gewürdigten Historienmaler Rahl, den Schöpfer
der großartigen Christenverfolgung und der noch großartigeren,
wegen Mangels eines deutschen Pantheons wahrscheinlich unausgeführt
25 bleibenden Cimberschlacht, über den auch der strenge
Cornelius gegen den Herausgeber das glänzendste Urtheil fällte.
Noch reiner wird sein Blick, wenn er literatur- und kunsthistorische
Zustände aus der Vogel-Perspective beleuchtet und
characterisirt, wie dieß in den Beiträgen mehrmals geschieht;
30 hier, wo das Detail von selbst zurücktritt und es nur auf die
scharfe Zeichnung der Umrisse ankommt, liefert er oft das wahrhaft
Vortreffliche. Seine Grundüberzeugung ist, daß alles
Schreiben, Dichten und Bilden die Folge des Thuns, des nach

Innen oder nach Außen gewandten, sein soll, und dieser Wahrheit kann man nicht genug Verbreitung und Eingang wünschen, denn die Verderbniß, über die man überall klagen hört, rührt gerade davon her, daß so Wenige sie erkennen wollen. Auffallen kann die consequente Herbheit, mit der er sich, im Drama, wie in der 5 Lyrik und im Roman, einen willkürlichen Gränzstein setzend, bei jeder Gelegenheit über die moderne Literatur ausläßt und die ihn sogar verführt, ihre mitunter unläugbare Ungeheuerlichkeit nicht selten durch eine noch unläugbarere Trivialität balanciren zu wollen. Aber das hat einfach darin seinen Grund, daß er 10 sie nicht kannte, daß er sie, zuerst durch die allerdings wenig einladenden Anfänge abgeschreckt, dann durch seine anderweitige vielfache Thätigkeit abgehalten, in ihrer Entwicklung nicht verfolgte. An Empfänglichkeit für das, was sie bewegt und treibt, fehlte es ihm so wenig, wie an treuer Hingabe; das beweisen 15 seine Würdigungen der Rahel und Bettina, die in der Anerkennung eher zu weit, als nicht weit genug gehen. Doch dürfte ein kurzgefaßtes Wort über diese Literatur hier um so eher am Ort sein, als einige bittere Aussprüche über ein Paar Hauptrepräsentanten derselben mitgetheilt werden mußten, die 20 ein Gegengewicht erheischen. Man zieht gewöhnlich ohne alle Ueberlegung zwischen der Gegenwart und der jüngsten Vergangenheit eine Parallele, verrückt aber dadurch ganz und gar den Standpunct, auf dem ein billiges oder auch nur ein gerechtes Urtheil möglich ist. Wenn man einmal vergleichen will, so 25 vergleiche man die laufende Periode mit der Periode Klopstocks und Lessings, denn es handelt sich jetzt, wie damals, um die Bewältigung ganz neuer historischer Elemente, und es ist etwas Anderes, ob ein Gebäude mit dem Fundament oder mit dem Thurm versehen werden soll. Wer etwa glaubt, daß die Kunst 30 sich um diese Elemente nicht zu kümmern brauche, der widerlege Shakespears Ausspruch über das Drama im Hamlet, der durch die ganze, überall auf den „Spiegel des Jahrhunderts

und den Körper der Zeit" ausgehende Praxis des großen Dichters bekräftigt wird; wem der Muth dazu fehlt, der mache sich den von mir hervorgehobenen Unterschied recht deutlich und frage sich dann, ob der unbefangene Betrachter der modernen
5 Literatur sich bei der Schwere der Aufgabe nicht mehr darüber verwundern muß, daß doch Manches schon gelang, als darüber, daß so Vieles mißlang. Fast jedes der hervorragenden Talente, die zu ihr gehören, hat es nach längerem oder kürzerem Läuterungsproceß zu einer wirklichen und nicht selten zu einer
10 bleibenden Leistung gebracht. In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desparatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher
15 nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammen-
20 fallen. Freiligrath malte Wüstenbilder, die frisch und energisch genug sind, um ihm für sein unreifes und ideenloses „Glaubensbekenntniß" selbst dann Verzeihung auszuwirken, wenn er das zarteste seiner Gedichte: „Der Blumen Rache" nicht geschrieben hätte. Und Dingelstedt vollbrachte eine wahre Midasthat,
25 indem er in seinem Nachtwächter die dürre Prosa der einst so stark grassirenden politischen Lieder-Dichterei in das reine Gold echter Poesie verwandelte; durch das einfache Mittel, daß er keine Epigramme zuspitzte und keine rhetorische Pointen ausschliff, sondern mit jener Kraft, die später in dem erschütternden
30 „Nachtstück" und im ersten Act seines „Barneveldt" noch siegreicher hervortrat, dramatisch in die Zustände hineingriff und das Allgemeine durch das Besondere, kernhaft in sich Zusammengeschlossene, anschaulich zu machen verstand. Im Drama lieferte

Immermann sein „Trauerspiel in Tirol," Gutzkow sein „Urbild des Tartüffe" und Laube seine „Karlsschüler"; Stücke, von denen das erste, trotz der verunglückten sentimentalen Brandstifterin, so urdeutsch ist, das zweite der mehr und mehr zusammenschrumpfenden Komödie eine so weite Perspective eröffnet, 5 und das dritte unser kränkelndes Künstlerdrama so glücklich in's gesunde cultur-historische auflös't, daß jedes in seiner Art doch wohl Achtung gebietend dasteht. Und im Roman haben Immermann und Gutzkow Werke hingestellt, die in ihrer Tragweite noch gar nicht zu berechnen sind. Der Münchhausen, unge- 10 nießbar, schemen- und schattenhaft, mitunter läppisch, in der einen Hälfte, hat mit der zweiten, der westphälischen Hofschulzen-Wirthschaft und ihrer Dorf-Poesie, einen wahren neuen Welttheil in die Literatur geschleudert, der bis jetzt, merkwürdig genug, nach Analogie Amerikas, nicht den Namen des Entdeckers, 15 sondern den des ersten Ansiedlers, des behenden, übrigens wacker talentirten, Berthold Auerbach trägt. Die Untersuchung, wie Immermann sich gegen seine Vorgänger, Pestalozzi, Jungstilling und den vor Allen respectablen Ulrich Hegner verhält, und wie seine Nachfolger, die in der Regel freilich, mit 20 fast alleiniger Ausnahme von Jeremias Gotthelf, nur seinen Urwald ausholzen, zu ihm stehen, ist interessant, und werde auf einen andern Ort verspart. Die Ritter vom Geist, äußerlich an Eugen Sue anknüpfend, erheben sich zu einer solchen innern Selbständigkeit und bethätigen Gutzkows bewundernswürdigen 25 Instinct für das geheime Walten und Weben der Zukunftschwangern Gegenwart auf so glänzende Weise, daß die seltene Production nicht bloß als Roman, sondern auch als historisches Daguerreotyp einen hohen Rang in Anspruch nehmen darf, und daß jeder Redliche sich freuen muß, die reiche, bisher in 30 buntester und oft erschreckender Vielseitigkeit aufgegangene Entwicklung des Verfassers so überraschend im gesättigten Fruchtknoten zusammengehen zu sehen. Ich habe hier kein Literatur-

Gemälde zu geben, sondern nur den Beweis zu liefern, daß auch die letzte Bewegung auf diesem Gebiete, so wild und ungebändigt sie anhob, nicht ohne Resultat geblieben ist, und daß namentlich die Männer, die Feuchtersleben persönlich angriff (z. B. 5 in den Gedichten, Band II. Seite 213), in reichlichem Maaß das Ihrige dazu beitrugen.*) Ohne allen Zweifel hätte das Ende ihn mit dem Anfang ausgesöhnt, wenn sein Blick nicht von dem ganzen Proceß zu früh abgezogen worden wäre. Ich muß hier auf mein Bild von der Krystallkugel in den nordischen Gärten 10 zurückkommen: Feuchtersleben hielt sich an das, was theils mit ihm selbst jung gewesen, theils im Laufe des Lebens unmittelbar an ihn herangetreten war, und stellte, indem er dieses mit fast enthusiastischer Hingebung umfaßte, das liebenswürdigste Gegenstück jener von Tag zu Tag mehr um sich greifenden Vandalen-15 Kritik auf, die jede Blume mit Vitriolsäure bespritzt und jeden Keim im Werden selbst zertritt. Uebrigens stimme ich ihm vollkommen bei, wenn er die nächste Regenerirung der deutschen Literatur von Oesterreich erwartet. Daß sich hier am meisten ungebrochener Boden findet und daß selbst die hier so häufige 20 Racen-Kreuzung ein bedeutendes Gewicht mit in die Waagschaale wirft, leuchtet von selbst ein. Aber es hat sich bei dem Ernst und der mehr und mehr auf's Tiefe gehenden Richtung der jüngeren Generation auch bereits eine Fülle vielversprechender Talente angekündigt, die hauptsächlich deswegen große Hoffnungen 25 in mir erregen, weil sie schon in ihren ersten Proben, seien diese nun lyrischer, dramatischer oder novellistischer Art, ganz

*) Wem um ein vollständiges Literaturgemälde zu thun sein sollte, den verweise ich auf Mundts Geschichte der modernen Literatur, ein Werk, welches besonders in seiner zweiten Auflage an Reichhaltigkeit, 30 wie an Eleganz der Darstellung alle ähnliche Versuche dieser Art weit hinter sich zurück läßt und sich nicht weniger dadurch auszeichnet, daß es die dem Werdenden gebührende Schonung und Vorsicht mit der dem Fertigen, Abgemachten und Zukunftlosen gegenüber nöthigen Entschiedenheit auf's Glücklichste zu vereinigen weiß.

frei von dem bisherigen überflüssigen Bilderluxus erscheinen, der so oft die klaffende Leere verdeckte oder den wirklich vorhandenen Gedanken erstickte. Wer weiß, wie bald diese über Deutschland einen neuen Frühling heraufführen!

Am höchsten steht der Populair-Philosoph. Dieser legte 5 auch gleich in der so früh erschienenen Diätetik der Seele sein Meisterstück ab. Es ist nicht, wie der Verfasser bescheiden meint, ein Zufall, daß dieses Buch, welches schon zehn Auflagen erlebte, so allgemeinen Eingang fand; es ist die nothwendige Folge seiner Vortrefflichkeit. Nirgends ist der Weg, den der 10 Mensch durch's Labyrinth des Lebens nehmen muß, an allen Abgründen, die links und rechts drohen, vorbei, so sicher und zugleich so gefällig vorgezeichnet worden, wie hier. Nicht mit der Hippe, die so mancher berufene oder unberufene Cicerone dem Tode abborgt, um sich Ansehen zu verschaffen, deutet der 15 freundliche Führer auf die Schrecken der Tiefe; eine leichte Handbewegung, ein ausgestreckter Finger, genügt ihm, denn er will nicht jenen bedenklichen Schwindel hervorrufen, an den sich so oft der unmittelbare Untergang knüpft, weil er die Sinne verdüstert und das Gemüth mit hoffnungsloser Verzweiflung er- 20 füllt; er will nur jenen heilsamen Schauder erwecken, der den Fuß beflügelt und der beklemmten Brust höchstens noch das Athmen ein wenig erschwert. Das gelingt ihm auch jedes Mal, und kaum ist die Gefahr überstanden, so pflückt er rasch die erste Blume, die sich seinem Blick bietet, um uns durch die 25 Farben, in denen sie glüht, und den Duft, der ihr geheimnißvoll entströmt, an all das Schöne, das sich zwischen Himmel und Erde findet und wegen dessen es sich der Selbsterhaltung verlohnt, wieder zu erinnern. Die Diätetik der Seele ist kein moralisches Receptbuch, sie will dem Menschen überhaupt nicht 30 von außen zu Hülfe kommen und dieß oder das in ihm herstellen, sie behält fest und unverrückt, wie es sich ziemt, die Totalität seines Wesens im Auge und sucht ihn von der tiefen

Wahrheit zu überzeugen, daß die Vollkraft des Ganzen, wenn sie nur gehörig zusammengefaßt wird, jedem Angriff auf das Einzelne siegreichen Widerstand leisten kann. Das ist, wie weich und geschmeidig es auch ausgedrückt sein mag, wahrhaft antik
5 gedacht, und in einer Eisenquelle dieser Art wird die sieche Menschheit sich baden müssen, wenn sie es dereinst wieder zu einer Achilles-Haut bringen will. Neben der Diätetik der Seele, die ich keinen Anstand nehme, dem Vorzüglichsten beizuzählen, welches aus der österreichischen Literatur jemals in die deutsche
10 überging, ragen vor Allem die Aphorismen hervor, ja sie spinnen sich recht eigentlich aus diesem Werke heraus, um in buntester Reihe und wechselnder Gestalt durch fast alle Publicationen des Verfassers fortzulaufen. Es ist natürlich, daß Geistern, die sich fortwährend mit poetischen und philosophischen Problemen be-
15 schäftigen und nach dem ihnen innewohnenden unwiderstehlichen Bildungstrieb beschäftigen müssen, ohne doch eigentlich Dichter oder Philosophen zu sein, gerade diese Form so bequem ist, denn sie hat etwas Lyrisches und Dramatisches zugleich, sie fügt sich jeder Stimmung und gestattet die Einseitigkeit. Darum
20 griffen Lichtenberg und Novalis, deren Romane nie fertig werden wollten und die es eben so wenig zu einem zusammenhängenden Gedankensystem brachten, instinctmäßig zum Aphorismus und legten, vielleicht in der Meinung, nur Stoff für die Zukunft aufzuspeichern, ihr Bestes in ihm nieder. Eben so
25 ist es Feuchtersleben ergangen, und man dürfte ihm in der Mitte dieser beiden Vorgänger, denen er an Witz und Phantasie nachsteht, die er aber, was die Beobachtungsgabe anlangt, im Allgemeinen erreicht und nach mancher Seite hin übertrifft, seinen Platz anweisen.

80.

„Nicolaus Lenaus Briefe an einen Freund. Herausgegeben mit Erinnerungen an den Verstorbenen von Karl Mayer."

1853.

Dies Büchlein ist ein neuer Beweis dafür, daß in Deutsch- 5
land das Haus nur darum nicht zu Stande kommt, weil jeder
Stein Etwas für sich bedeuten will. Der Herausgeber wurde
nach seinem eignen Geständniß aufgefordert, die in seinen Händen
befindlichen Briefe Lenaus der Biographie des Dichters mit ein-
zuverleiben. Es beliebte ihm aber, sie zurück zu halten und in 10
selbständiger Publication hervortreten zu lassen. Die Folge
ist, daß man sie später vermissen wird, wo man sie sucht und
wo sie manche Lücke gedeckt hätten, und daß jetzt ein Maaßstab
an sie gelegt werden muß, dem sie nicht entsprechen können.
Denn diese Briefe sind nicht, wie die Schiller'schen und Goethe'- 15
schen, reiche Fundgruben von Ideen und Anschauungen, sondern
größtentheils Reflexe persönlicher Beziehungen und Verhältnisse.
Demjenigen unschätzbar, der dem Verewigten ein iconisches Stand-
bild setzen soll, bieten sie nur eine höchst mäßige allgemeine
Ausbeute, und dennoch muß der Kritiker wägen, was der bio- 20
graphische Künstler wieder in den Gesammtorganismus einfügen
und so in einem viel höhern Sinn zur Geltung bringen kann.
Ihm aber sind sie so gut, wie entzogen. Wir mäkeln nicht,
indem wir tadeln, wir berühren einen alten Schaden. Seit
dem Tage, daß Hamanns Schriften gesammelt, und seine Briefe 25
an Jacobi von der Sammlung ausgeschlossen wurden, weil der
Besitzer sie nicht hergeben wollte, wiederholt sich der Uebelstand,
den wir hier rügen. Sind denn Briefe dieser Art ein Eigen-
thum, wie eine geschenkte Nachtmütze oder ein gekaufter Schlaf-
rock? Fallen sie nicht von selbst an die geistige Verlassenschaft 30
zurück? Oder gleichen die Reliquien eines Dichters so ganz und

gar denen eines Heiligen, daß auch dann noch die rechte Wirkung von ihnen ausgeht, wenn sie aus einander gerissen und in alle Lande zerstreut werden? Wir zweifeln stark daran! Einen Märtyrer mag man unter die fünf Welttheile mit Ruhe vertheilen: die geweihten Fußzehen werden den Gläubigen in Australien darum nicht weniger erbaulich sein, weil sich der Kopf in Europa befindet. Einen Schriftsteller will man beisammen haben, denn ein anderes ist das religiöse und ein anderes das psychologische Interesse. Doch nun zur Gabe zurück, wie sie geboten wird. Auch so ist sie dankenswerth. Freilich brachte der Umstand, daß durchaus ein Buch zu Stande kommen sollte, manches Fatale mit sich. Nicht allein, daß die unbedeutendsten, inhaltlosesten Zettelchen, z. B. Seite 153, Aufnahme fanden: auch der beigefügte Commentar dehnt sich in's Unendliche, so daß wir nicht bloß mit allen Minutien der schwäbischen Schule, deren ehrenwerthes Mitglied Karl Mayer ist, sondern auch mit seinen Familien- und Amtsverhältnissen bekannt gemacht werden und sogar Kunde davon erhalten, wo seine erwachsenen Söhne studirt und seine unerwachsenen Theater gespielt haben. Man fühlt sich in die Atmosphäre der Klopstock'schen Correspondenz zurückversetzt, die einst in ganz Deutschland ein so großes Erstaunen erregte. Doch fehlt es auch nicht an interessanten Parthien. So ragt gleich Anfangs in den kleinen, eng gezogenen Kreis, seltsam contrastirend, der Kaiser Napoleon, der Welterschütterer, hinein: ein Bruder des Herausgebers, Dichter, wie er, ist mit in den russischen Krieg gezogen, und man hat nie wieder Etwas von ihm erfahren. Der mitgetheilte Brief Justinus Kerners belehrt uns, daß der ehrwürdige Geisterseher in Weinsberg alles Ernstes an einen Dämon glaubt, der ihn nicht poetisch inspirirte, sondern physisch plagte; er beschreibt das Ungethüm so genau, daß die Polizei einen Steckbrief danach abfassen könnte, es war ein „haariger Kerl mit einem langen Wickelschwanz". Lenaus holländisches Reiseabentheuer ist auch

originell genug: ein Bürgermeister will ihn an der Gränze zurückschicken, weil sein Paß abgelaufen ist, aber ein musicalischer Zollofficiant übernimmt die Bürgschaft für ihn, damit er mit dem Meister der Geige seine scheußlichen Duette durchspielen kann. Daß eine riesige, uralte Linde, der Stolz der ganzen Gegend, in einem würtembergischen Oertchen umgehauen werden mußte, weil dem Rathschreiber sein Spatzierstöckchen in ihre Höhlung hineingefallen war, ist ebenfalls ein amüsantes Curiosum. Noch einiges Aehnliche findet sich, und Lenaus Briefe, besonders aus der ersten Zeit, enthalten manchen tiefsinnigen Ausspruch, manches großartige Bild. Doch ist es merkwürdig, daß er seinen schwäbischen Freunden, unter denen Uhland freilich fortwährend keusch und karg im Hintergrunde stehen bleibt, immer weniger zu sagen hat, je reifer er wird. Er gleicht hier einer Eiche, die sich eine Zeit lang jugendlich geschmeidig bückte und dann von selbst, ja gegen ihren eignen Willen, wieder in die Höhe schnellt.

81.

„Ein Kleinstädter in Aegypten. Reise von Bogumil Goltz."

1853.

Leicht die bedeutendste, sicher die poesiereichste Erscheinung des ganzen Jahres, welche an Lebensfülle und Darstellungskraft alle Dramen, Gedichte und Novellen aufwiegt, die daneben erschienen sind. Der Verfasser hat sich durch sein Buch der Kindheit, das gerade an Orten, wo man gewöhnlich streng ist, auf's Ehrenvollste begrüßt wurde, zuerst Ruf erworben, und der Ausspruch eines seiner gründlichsten Beurtheiler, daß noch kein Dichter den Weg zu dem einzigen unverlierbaren Paradies des Menschen so gut, wie er, zurückgefunden habe, war in der That wohl begründet. Das westpreußische Jugendidyll, das er folgen ließ, hatte einen Stieglitzursprung, wenn der Stieglitz anders

wirklich so zu Stande kam, wie Friedrich Kinds artiges Gedicht uns erzählt; die vertrockneten Farben wurden ängstlich aus allen Töpfen zusammengekratzt, und das Resultat war eine matte, gehaltlose Nachgeburt der ersten Schöpfung. Dafür giebt er dem
5 Publicum nun aber in dieser Aegyptischen Reise die glänzendste Satisfaction. Auf Das, was man vornehme Objectivität nennt, geht er freilich nicht aus, im Gegentheil, der Titel, den er seinem Buch vorsetzte, ist vollkomm'en richtig gewählt: ein Kleinstädter steht vor der Sphinx und der Memnonssäule, und er ließ seine
10 Grillen so wenig zu Hause, wie seinen altmodischen Frack! Aber dieser Kleinstädter hat ein so ausgeprägtes Gesicht und tritt so scharf hervor, daß der individuelle Abzug leicht gemacht ist, und was übrig bleibt, hält jede Farbe aus.

82.

15 ## Moderne Lyrik.

1853.

Die deutsche Muse hat schon manchen Mann gehabt, seit sie Madame Opitz hieß; diesen Namen legten ihr nämlich die Verehrer des „Boberschwans“ wirklich bei. Es ist eine statt-
20 liche Reihe stolzer und mannhafter Gestalten, die sich von Paul Flemming an bis auf Ludwig Uhland herab durch zwei Jahrhunderte hinzieht. Zuweilen drängte sich wohl auch ein Zwerg, auf hohen Stelzen einherschreitend und aus enger Brust schrillende Fisteltöne hervorpressend, mit ein, aber wie bald wurde das Holz
25 wurmstichig, das ihn statt der Beine trug, und wie jämmerlich purzelte er dann zu Boden. So, um ein weit genug hinter uns liegendes Beispiel anzuführen, erlebte Gottsched mit seinen Gedichten freilich eben so viele Auflagen, wie mancher Modelyriker unserer Tage, und sie waren, was die Zahl der Exemplare an-
30 langt, ohne allen Zweifel größer, aber die Nachwelt ist nicht

geneigt, des Erfolges wegen, den Spruch über ihn zu mildern, oder ihm sein Eifern und Toben gegen Klopstock zu verzeihen. Wie ein Narr, der selbst nicht weiß, daß er es ist, und der deshalb nur um so ernsthaftere Gesichter schneidet, je ärger er verlacht wird, steht er am Eingang unserer großen Literaturperiode da; der Sänger des Messias, von Hölty und Bürger, von Claudius und Voß begleitet, zieht im Purpurmantel an ihm vorbei und stimmt das Instrument der Sprache; Goethe und Schiller folgen fast unmittelbar und spielen es seinem ganzen Umfange nach aus, und manch schönes Talent schließt sich noch später an und wagt einen eigenthümlichen Ton.

Es ist kaum schwerer über Musik zu schreiben, wie über lyrische Poesie, wenn man wirklich Etwas feststellen und nicht in etymologischem Becherspiel ein Unbestimmbares mit dem andern müßig und resultatlos vergleichen will. Man sehe unsere Aesthetiker an, die besten nicht ausgenommen, und frage sich, ob selbst Jean Paul, der doch hell und klar, wie kein Zweiter, in den Darstellungsproceß hineinschaute, hier über die Trivialität hinaus kommt. Der Grund ist einfach: man hat in der Lyrik das reine Element vor sich, um das alle Formen sich streiten, ohne daß eine den Sieg davonträgt, weshalb sie in der singbaren Ballade, die zugleich episch, dramatisch und musicalisch ist, gipfelt. Im Allgemeinen hat man von jeher zwei Hauptrichtungen unterschieden: die geistige, die bei uns durch Schiller repräsentirt wird und die man nicht so kurzweg die reflective nennen sollte, und die gemüthliche, die Goethe vertritt. Darin hatte man auch ganz recht, man behielt nur nicht genug im Auge, daß beide Richtungen in der Phantasie ihre gemeinschaftliche Wurzel haben, welche die geistige allein vor der Abstraction und die gemüthliche vor dem Sturz in die nüchternste Prosa bewahren kann. Denn freilich, wenn jeder Gedanke ein Gedicht oder auch nur der Keim zu einem Gedicht wäre, so hätte Johann Jacob Wagner, der würzburger Philosoph, Recht gehabt, als er seine

Dichterschule schrieb und in ihr den Beweis lieferte, daß man jeder Zeit aus einem scharfen Kopf ein classischer Dichter werden könne. Und wenn jedes Juchhe und jedes Oweh, das im Wechsel der Gefühle aus dem so oder so bewegten Herzen aufsteigt, nur
5 seine Wahrheit darzuthun und etwa noch seine Entstehungsgeschichte hinzuzufügen brauchte, um für poetisch zu gelten, so wäre Vater Gleim mit großem Unrecht ausgestrichen worden, so dürften die Vogl und Genossen nie ausgestrichen werden, so müßen die nürnberger Meistersänger alle wieder auferstehen, so
10 gäbe es aber auch keinen Unterschied zwischen Poesie und Prosa, als den Reim. Es muß aber ein schöpferischer Act der Phantasie hinzukommen, der den allgemeinen Gedanken individualisirt und umgekehrt das subjective Gefühl generalisirt, und die Individuen, in denen dieser Act sich vollzieht, treten so selten hervor, daß
15 man noch in tausend Jahren keine Uebervölkerung des Parnasses zu besorgen haben wird. Den Stadtpfeifern und Thurmbläsern gegenüber, die alljährlich unsere Musenalmanache füllen, wird natürlich mit einer Definition Nichts ausgerichtet, denn sie verachten sie entweder, oder fühlen sich, wundersamer Weise, mit ihr
20 in Uebereinstimmung. Aber wem um Einsicht zu thun ist, der gehe dem hier gegebenen Fingerzeige nach und mache auf Goethe und Schiller die Anwendung. Bei Goethe leuchtet es auf den ersten Blick ein, daß alle seine Gedichte Perspectiven mit unendlichen Spiegelungen eröffnen und sich nur darum so eng an die
25 von ihm nicht ohne Grund hochgepriesene Gelegenheit anschließen, weil er den Standpunct möglichst scharf fixiren muß; aber auch bei Schiller ist nicht zu verkennen, daß er den philosophischen Gehalt, der ihm allerdings immer vorschwebt, keineswegs, wie etwa Lucrez, als einen schon errungenen, bloß ausbreitet und
30 in einen Goldrahmen faßt, sondern daß er uns sein Kämpfen um ihn und also seine Abhängigkeit von ihm in allen Stadien darstellt. So generalisirt der Eine sein Besonderes und individualisirt der Andere sein Allgemeines, bis sie, von ganz ent-

gegengesetzten Enden ausgehend, in der Mitte des Wegs zusammentreffen und die beiden Hälften der Menschheit innig mit einander verschmelzen. Es versteht sich von selbst, daß nur von den besten Stücken dieser Männer die Rede sein kann.

Auf Goethe und Schiller folgte, wie schon bemerkt wurde, 5 manch schönes Talent, auf dessen Characterisirung hier Verzicht geleistet werden muß. Uhland war das bedeutendste, und es war ein trauriges Zeichen, daß diese frische, kerngesunde Erscheinung, aus der das ganze mittelalterliche Deutschland lyrisch singt, wie es aus Goethes Götz dramatisch spricht, zunächst in einem Wüsten- 10 maler den Rivalen finden, dann gar durch einen Todtenvogel in den Hintergrund gedrängt werden konnte. Aber welche Riesen sind wieder Freiligrath und Lenau, die doch neben Uhland kaum sichtbar bleiben, gegen ihre Nachfolger! Nicht, als ob nicht hie und da noch eine respectable Natur mit markigen Gaben hervor- 15 getreten wäre, aber sie wurde kalt bei Seite geschoben oder höchstens so begrüßt, wie der Arzt von den Kindern, der ihnen einen Blutreinigungsthee auf den Tisch setzt. Und was sich geltend machte, was gesungen und wieder gesungen wurde, das war der Art, daß man im Gedanken an's Ausland mit Schaam und völligem 20 Stillschweigen darüber hinweggehen muß. Jetzt scheint ein Wendepunct nahe zu sein, denn an allen Ecken und Enden erheben sich nachdrucksvolle Stimmen gegen die in aufgedunsenen Versen vorgetragene gleißnerische Frömmelei und die nebenher tänzelnde läppische Minnesängerei, die sich gern als allein be- 25 rechtigt hinstellen mögten und die nicht einmal neben Anderm zu existiren verdienen, da sie hohl und leer sind. Es dürften, um auf das im Anfang gebrauchte Bild zurückzukommen, bald wieder einige Stelzen brechen, und daher ist es doppelt erfreulich, daß auch wieder Dichter erscheinen, die den Ton der Wahrheit 30 und der Männlichkeit anstimmen, ohne darum weniger religiös zu sein, oder sich zarteren Gemüths- und Seelenregungen unzugänglich zu zeigen. Zu diesen Dichtern gehören die Beiden, die

zu den vorstehenden allgemeinen Betrachtungen nicht sowohl bloß Anlaß gaben, als geradezu dringend aufforderten. In der Kernhaftigkeit und Gediegenheit, die immer auf das Wesen ausgeht und lieber trocken erscheint, als sich nach falschem Prunk und
5 Flittertand umsieht, sind sie einander gleich; in der Beherrschung der Form, die sich freilich hie und da noch sträubt, halten sie sich auch so ziemlich die Stange. Sonst unterscheiden sie sich dadurch, daß Pichler offenbar erst in's Leben hinein schreitet und Reinhold heraus, daß Jener also die Welt und was sich darin
10 regt und bewegt, mit Jubel begrüßt, und Dieser mit gesättigtem Blick auf sie zurück schaut, so daß sie sich bei dem Einen im Morgenstral und bei dem Andern in der Abendbeleuchtung zeigt. Zum Eingehen auf's Detail ist hier nicht der Ort; es sei daher nur noch bemerkt, daß, wenn die Sammlungen sich
15 auch nicht als Sammlungen in unserer deutschen Nationalliteratur behaupten sollten, sich einzelne Stücke doch ohne alle Frage durchsetzen und in jeder mit Verstand ausgewählten Anthologie einen Ehrenplatz finden werden. Dahin rechnen wir bei Pichler z. B. die alte Zither, die zugleich das tiroler Volksleben vortrefflich
20 abspiegelt, und ein Fest; bei Reinhold das wunderschöne dritte Seelied und den Haideritt.

83.

„Deutsches Bühnenwesen von Franz v. Holbein."

Erster Theil.

25 1854.

Schiller schrieb einmal, während er mit dem Wallenstein beschäftigt war, in einer verzweifelten Stimmung an seinen Freund Körner, er sei oft geneigt, die ganze Theorie der Kunst für einen einzigen empirischen Handwerksgriff hinzugeben. Das
30 war nun freilich nicht seine Durchschnittsmeinung, sondern ein

momentaner Stoßseufzer, aber dieser Stoßseufzer ging nichts-
destoweniger aus der ihm durch die Praxis aufgedrängten Er-
kenntniß hervor, daß das Allgemeine den Künstler nicht fördert.
Wenn der Dichter in seiner Entwickelungsperiode die Aesthetik
zuerst respectvoll in die Hand nimmt und zu seiner eignen Ver- 5
wunderung aus ihr erfährt, welch ein wichtiges Geschäft er
eigentlich versieht, so schmeichelt ihm das, und er fängt an, auf
den Goldfaden, der ihm bis dahin unbewußt und unbeachtet
durch die Finger lief, den rechten Werth zu legen. Aber damit
ist die große Gefahr verbunden, daß er in Folge der nun ge- 10
wonnenen Einsicht nur gar zu leicht darauf verfällt, das Spinnen
belauschen, ja wohl zu überwachen und dirigiren zu wollen, und
das führt, wie traurige Beispiele lehren, zur Selbstzerstörung.
Denn jede künstlerische Schöpfung ist Naturthat, die freilich auf
Gesetzen beruht, die aber keines Reflectirens des hervorbringenden 15
Individuums über diese Gesetze bedarf, sondern deren unmittel-
bares Product ist. Dagegen giebt es allerdings, um Schillers
Ausdruck zu gebrauchen, nützliche Handwerksgriffe, und diese
können leichter erlernt, als aus der eignen Praxis abstrahirt
werden, da sie auf Erfahrungen beruhen, die nicht der Einzelne, 20
sondern nur eine ganze Reihe von Geschlechtern erschöpft. Keiner
soll sie verschmähen, denn Keiner vergiebt sich Etwas, wenn er
sie sich aneignet, und Keiner wird sich einer raschen und durch-
schlagenden Wirkung erfreuen, wenn er sie unbenutzt läßt. Man
gelangt z. B. im Drama nicht durch einen Handwerksgriff zu 25
lebendigen Characteren und bedeutenden Situationen, doch dazu
führt auch das Theoretisiren nicht. Aber man kann lernen, wo
dem Detail im Kunstwerk freier Spielraum verstattet werden
darf, und wo eine scharf abschneidende, feste Linie gezogen werden
muß u. s. w. Auf diese Handwerksgriffe geht die Aesthetik nicht 30
ein und hat es auch nicht nöthig, aber es hat sich neben ihr
eine Literatur gebildet, die das auf die bescheidenste Weise thut
und die dem Künstler manches höchst beherzigungswerthe Wort

zu sagen hat. Wir erinnern hier nur an Meyers Leben Schröders und an F. L. Schmidts Aphorismen und fragen jeden Kundigen, ob diese Bücher nicht einen wahren Schatz von fruchtbaren Bemerkungen enthalten? Holbeins Bühnenwesen,
5 dessen erster Theil dem Publicum jetzt vorliegt, gehört in dieselbe Kategorie und wird deshalb von dem einsichtigen Freunde des deutschen Theaters wärmer begrüßt werden, als zehn neue Abhandlungen über das Schöne oder das Erhabene. Das Werk bringt zunächst eine Biographie des Verfassers, durch die er
10 seinen Beruf zum Bühnenleiter darzuthun sucht. Sie ist sehr interessant, könnte es aber, wie man deutlich merkt, in noch viel höherm Grade sein, wenn der Verfasser, nach Holteys Vorgang, mehr in's Detail eingegangen wäre. Doch wollen wir ihn nicht tadeln, weil er das unterließ, denn er zeigt sich darin als echten
15 Deutschen und deutet auf eine Zeit zurück, wo wir in unseren Briefen so wenig ein „Ich", als einen „Dintenfleck" duldeten, dagegen müssen wir es rügen, daß er seine ehemaligen Chefs und Vorgesetzten gar zu verschwenderisch mit den schmeichelhaftesten Adjectiven überhäuft; sie können doch unmöglich alle
20 Normalmenschen und Musterbilder gewesen sein, und ein Werk, das mit Recht als ein historisches auftritt, sollte sich vor diesem Antichambre- und Geburtstagsgratulationston in Acht genommen haben. Daher rührt es, daß der Verfasser im Anfang ein ganz vortrefflicher Genremaler ist und z. B. den alten Theaterprincipal
25 Döbbelin so lebendig portraitirt, wie sein berühmter Vorfahr irgend einen mittelalterlichen Bürgermeister, daß er zum Schluß aber den Pinsel aus der Hand legt und nur noch artige Verbeugungen macht. Das Alles wird freilich mehr als aufgewogen durch sein großes Verdienst, der Begründer der deutschen
30 Tantième gewesen zu sein, und durch das von ihm gebrachte noch größere Opfer, den Segen derselben während seiner zwölfjährigen Direction des k. k. Hofburgtheaters in Wien nicht ein einziges Mal für sich in Anspruch genommen zu haben; auch ist

es keineswegs Characterausdruck, sondern bloße üble Gewohnheit, die ihn abhielt, den Frack auszuziehen, als er den Salon verließ. Der Biographie schließt sich in drei Abhandlungen eine Uebersicht des deutschen Bühnenwesens an, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zugleich umfaßt und überall unter- 5 richtend, belehrend und anregend ist, wo sie sich nicht in Gebiete versteigt, die dem Verfasser zu fern liegen. Ein näheres Eingehen verstattet, wenigstens diesmal, der Raum nicht; die kurze Inhaltsanzeige wird aber auch schon genügen, das Werk nicht bloß Dichtern und Schauspielern, sondern dem ganzen 10 gebildeten Publicum als ein interessantes und instructives zu empfehlen.

84.

Zur Anthologien-Literatur.

Museum aus den deutschen Dichtungen österreichischer Lyriker und Epiker 15 von der frühesten bis zur neuesten Zeit. Von S. H. Mosenthal. Album hundert ungrischer Dichter in eigenen und fremden Uebersetzungen. Von C. M. Kertbeny.

1854.

Wir leben in der Zeit der Anthologien. Wie die Folianten 20 längst zu Quartanten zusammen schrumpften und die Quartanten dem Groß- und Klein-Octav wichen, wie das Schweinsleder und der Saffian dem gepreßten Papier Platz machten und die messingenen oder ehernen Krampen, die ehemals so sicher an jedem Thesaurus und jeder Postille zu hängen pflegten, wie Schloß 25 und Riegel an der Thür, ganz und gar verschwanden, so hat sich auch das Innere der Bücher vollständig metamorphosirt, und manches bloße Register der verschwundenen Periode ist umfangreicher, als jetzt ganze Werke Aber so winzig die Producte unserer Presse auch schon an und für sich sind, und 30 so gewiß es ist, daß selbst ein anspruchloser alter Roman, wie

z. B. der Amadis, bei seinem Leibesumfang mit einiger Geringschätzung auf unsere modernen Universal-Geschichten und Philosophien herabsehen würde, wenn irgend ein boshafter Zufall ihn damit zusammenführte: für uns sind sie noch viel zu groß, uns
5 wird das Glas unserer Vorfahren noch wieder zum Faß, das nicht im raschen Zug geleert, nur langsam ausgezapft werden kann, wir vertragen nur noch die Quintessenz der Quintessenz und fragen nach dem Kern des Kerns. Sogar der Mann der Wissenschaft muß darauf gefaßt sein, daß sein College nicht sein
10 Buch, sondern die Recension desselben lies't, und der Dichter, so weit er nicht von der Bühne herab unmittelbar zum Volk redet, ist dem Anthologisten mit Haut und Haar verfallen. Ist das ein Unglück? Kein Unbefangener wird die Frage mit einem unbedingten Ja beantworten, denn wer wüßte nicht, daß jene
15 von Gelehrsamkeit strotzenden Folianten und Quartanten, die so ehrwürdig erscheinen, ihr Fleisch zum größten Theil dem Papierkorb oder dem Excerptenkasten abgewonnen und ihr Fett der ungesunden, unfruchtbar mit sich selbst spielenden Scholastik des Mittelalters entsogen haben, oder wer wünschte sich im belle-
20 tristischen Gebiet Beschreibungen und Dialoge, wie sie z. B. die asiatische Banise aufschwemmen, zurück? Im Gegentheil, es ist nur heilsam, daß Schriftsteller und Dichter sich jetzt kurz fassen und in gesteigertster Concentration ihr Eigenstes bieten müssen, wenn ihre Leistung nicht auf der Stelle zum bloßen Substrat
25 für eine fremde Geistes-Operation herabsinken soll. Ja, es schadet nicht einmal, wenn sie trotzdem rascher, wie sonst, mit ihrer Gesammtthätigkeit einem höheren Ganzen als untergeordnete Glieder einverleibt, und in gewissem Sinn wieder zur Materie gemacht werden, denn je schneller man zu den übersichtlichen
30 Puncten und den Endresultaten gelangt, um so größer ist der Gewinn, und wo es sich um's Fleisch und Blut handelt, kann der Federschmuck des Vogels oder die Mähne des Löwen nicht in Betracht kommen, so farbenschillernd und majestätisch sie an sich

auch sein mögen. Nur freilich wird die Aufgabe, die Quintessenz in der einen oder der anderen Gestalt herauszuziehen, und den Kern seiner letzten Haut zu entkleiden, auch in demselben Grade schwerer, als die Production, sei es nun die wissenschaftliche oder die künstlerische, alles Fremdartige schon von selbst aus- 5 stößt und sich fest im wohlabgesteckten Kreise zusammenschließt. Diese Aufgabe ist nur mit der des Malers zu vergleichen, welcher ein Bild im verjüngten Maaßstabe wiedergeben soll, ohne daß es in den engeren Dimensionen etwas Wesentliches verliert, und ihr wird so wenig durch das flache, objectivlos in 10 der Luft zerflatternde Raisonniren, das sich jetzt so gern für absolute Kritik verkauft, als durch das Anzeichnen schöner Stellen und das Hervorheben einzelner markanter Züge oder ganzer Gedichte u. s. w. genügt. Es kommt auf vollständige Repro- duction des wissenschaftlichen oder künstlerischen Organismus 15 an, und hierbei ist vor Allem nicht aus den Augen zu lassen, daß zwischen Beiden ein wichtiger Unterschied besteht, der eine ganz entgegengesetzte Behandlung nöthig macht. Warum ver- zehrt, wie die Geschichte der Philosophie unwidersprechlich lehrt, ein wissenschaftlicher Gedanke immer den andern, so daß auf 20 den tiefen immer ein noch tieferer, auf den weiten ein weiterer, noch mehr umfassender folgt? Nur deshalb, weil dieser Gedanke nothwendig auf's Allgemeine ausgeht und alles ihm anhängende Individuelle, das er doch, weil er nun einmal im Individuum erzeugt wird, nie völlig los werden kann, seiner Natur nach in 25 steter Wandlung abzustreifen suchen muß. Warum lös't nicht eben so auch eine poetische Idee die andere auf, warum schlägt nicht eine Gestalt die andere todt, warum behauptet sich Homer neben den Nibelungen und Sophocles neben dem Shakespeare? Offenbar nur, weil hier der ganz umgekehrte Proceß Statt findet, 30 weil das Verhältniß zwischen Basis und Spitze sich geradezu umdreht. Und so ist's: die wissenschaftliche That ist nur so weit vollbracht, als das Individuelle zurücktritt, und die künstlerische

nur so weit, als das Allgemeine verschwindet. Die Consequenzen ergeben sich von selbst.

Die beiden Anthologien, die mir vorliegen, machten es nothwendig, daß ich diese Betrachtungen vorausschickte; in der Be-
5 urtheilung derselben kann ich mich nun um so kürzer fassen. Beide sind als zeitgemäße Erscheinungen zu begrüßen, denn Beide haben sich augenscheinlich einen Zweck gesetzt, der über das vielbeliebte Kranzwinden und Straußbinden hinausgeht und mit den von mir im Eingang ausgesprochenen Ansichten überein-
10 stimmt. Mosenthals Museum giebt eine Entwickelung der österreichischen Poesie, so weit es ohne Rücksichtnahme auf das Drama geschehen kann, Kertbenys Album ein Bild der gerade jetzt frisch aufblühenden Ungarischen Dichtung, und Einer, wie der Andere, hat sich, theils mit Bewußtsein, theils unwillkürlich durch die
15 Natur der Aufgabe dazu gedrängt, auf den historischen Standpunct gestellt. Indem ich mich zuerst Mosenthal zuwende, kann ich ihm die Anerkennung nicht versagen, daß ihm in hohem Grade gelungen ist, was er unternahm. Er führt uns jene Entwickelung in allen ihren Stadien treu und lebendig vor, und
20 findet fast für jedes den rechten Dichter und das rechte Gedicht. Dabei ist rühmend hervorzuheben, daß er sich nicht durch übertriebenen Respect vor dem Alten zur Ungerechtigkeit gegen das Neue verleiten ließ, und mit Ruhe manchen Namen überging, bei dem die Sache ihm nicht zu verweilen gebot. Das Gegen-
25 theil kommt so oft vor, daß eine flüchtige Untersuchung des in dieser Beziehung zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit bestehenden Verhältnisses sich gewiß der Mühe verlohnt. Es giebt eine doppelte Art von Production, eine absolut schöpferische, die, wie Schiller sagt, in der Natur die Natur vermehrt, weil
30 sie den Weg zu dem Brunnen selbst findet, aus dem die ewigen Bildungen aufsteigen, und eine untergeordnete, auf die Reflexion angewiesene, die aus der zweiten Hand lebt und den Ideengehalt der Zeit, sei dieser nun ein vorzugsweise religiöser, philo-

sophischer oder politischer, verarbeitet. Jene wird nie überwunden, denn sie erzeugt im Einklang mit den geheimnißvollen Gesetzen alles Werdens und alles Seins jedes Mal einen rund für sich abgeschlossenen Krystall, den das größte Talent, was im Lauf der Jahrhunderte nachfolgt, nicht wieder auflösen oder gar zer- 5 schlagen, dem es höchstens einen gleichen an die Seite stellen kann. Diese wird oft schon durch das nächste Decennium überholt, denn die Stimmung der Welt, die sie auffing und wiedergab, braucht nur zu wechseln, oder auch nur in eine neue Phase mit neuen Fernsichten auf neue Verhältnisse zu treten, und es 10 ist um sie geschehen. Beide Arten kommen in jeder Form der Poesie vor; man trifft reine Krystalle in der Aesopischen Fabel, es fehlt nicht an Reflexions-Dramen in irgend einer Literatur. Mit Definitionen wird wenig ausgerichtet, wo die Gränzen oft auf kaum unterscheidbare Weise durch einander laufen, wie hier, 15 aber es giebt ein empirisches Kriterium, welches niemals trügt. Man braucht sich, wenn man im einzelnen Fall wissen will, ob man es mit einem Krystall, oder mit einer Reflexionsspitze zu thun habe, nur einfach zu fragen, ob eine Leiter zu dem Product hinauf führt, oder nicht, d. h. ob es die bloße höhere Potenz 20 einer längst vorhandenen Gedankenreihe ist, oder ob es an die Minerva mahnt, die plötzlich aus Jupiters Haupt entsprang. So wird Niemand die Genealogie des Goethe'schen Erlkönigs, des Uhland'schen Glücks von Edenhall, der Heine'schen Meerlilie nachweisen können; so hat das fallende Lindenblatt der Nibelungen, 25 dem Siegfried seine Verwundbarkeit verdankt, und das Homers Achillesferse an Schönheit unendlich übertrifft, weil die in ihrem Recht gekränkte äußere Natur hier motivirt, was dort aus mütterlichem Unverstand hervorgeht, kein Vorher und kein Nachher gehabt; so steht die Mordnacht im Macbeth einzig da. Umgekehrt 30 aber haben Didactik und Description, gleich viel, ob sie mit offenem Visir in ihren eigenen Formen hervortreten oder incognito in fremden erscheinen, immer Ahnen und Enkel. Ich

brauche die Untersuchung nicht fortzuführen; für meinen Zweck ist genug festgestellt. Der Anthologist soll einem Krystall der alten Literaturperiode das böhmische Glas der neueren nie vorziehen, wenn es auch noch so gut geschliffen wäre; er soll aber auch
5 eben so wenig die Reflexionspoesie der neueren Periode gegen die der alten zurücksetzen, denn das Capital, dessen Erträgniß sie ist, hat sich inzwischen bedeutend vermehrt und die Rente mit ihm. Gerade in diesem Punct hat Mosenthal die Mittellinie vortrefflich einzuhalten gewußt, und das verbürgt seinem
10 Buch Ausbreitung und practische Wirkung. Finde ich nun seine Leistung selbst in Zweck und Ausführung nur zu loben, so ist an dem hors d'oeuvre derselben, bestehend in kurzen Dichterbiographien und eingemischten kritischen Entscheidungen, Manches zu tadeln. Er thut ganz im Vorbeigehen die wichtigsten wissen-
15 schaftlichen Processe ab und besetzt die Dichterstühle, wo er einen vacant findet, ohne sich im mindesten daran zu kehren, daß er dadurch in die allerbedenklichsten Händel, auf der einen Seite mit der altdeutschen Philologie und Archäologie, auf der andern mit der competentesten Kritik und der respectabelsten Geschicht-
20 schreibung gerathen muß. Wie Lachmanns Schüler und Wilhelm Grimm seinen Ausspruch über die Nibelungen, dem übrigens Holtzmanns neueste Untersuchungen zu Statten kommen, aufnehmen werden, ist abzuwarten; was Gervinus, um von Anderen zu schweigen, zu den von ihm aus eigener Machtvollkommenheit
25 creirten Großwürdenträgern Apollos sagt, ist in dem großen und auf lange hin entscheidenden Werke des gewiegten Mannes nachzulesen. Ich meines Orts will nur einer einzigen dieser Ernennungen aus dem Stegreif bescheiden entgegentreten und auch dieß bloß aus Pietät, denn wenn ich auch für einen
30 Lebenden gegen einen Todten das Wort ergreife, so ist es leider kein Lebender, der sich mit frischen Rosen bekränzt, sondern ein solcher, dem seit lange nur noch sein Lorbeer blieb. Es heißt Seite 348 des Museums: „Nicolaus Lenau war der

größte Lyriker der Neuzeit.“ Hat der Verfasser dabei bloß Oesterreich im Auge gehabt, so ist Nichts einzuwenden; sonst aber muß ich die Krone für Heinrich Heine reclamiren und das unbedingt. Es sei mir vergönnt, hier eine kurze Characteristik dieses schwer zu beurtheilenden, aber höchst bedeutenden Dichters, dessen einzige Meerlilie den ganzen Savonarola aufwiegt und der an ähnlichen blitzenden Krystallen (ich erinnere nur noch an den Asra im Romancero) überreich ist, zur Motivirung meines Widerspruchs einzuschalten, wie ich sie neulich an einem andern Orte gab. „In der Lyrik fand Heine eine Form, worin die desperatesten Töne, der Ausdruck einer vom Krampf ergriffenen Welt, gellend zusammenklingen, um als reizende Musik wieder davon zu säuseln; seine Liedersammlung mahnt an den fabelhaften ehernen Stier des Phalaris, welcher nach der Sage so eingerichtet war, daß das Verzweiflungsgeschrei des Sclaven, der in seinem glühenden Bauche den Tod erlitt, als schmeichelnde Harmonie zur Ergötzung des Königs hervordrang, und die Ergötzung ist hier um so erlaubter, als Quäler und Gequälter in einer und derselben Person zusammenfallen.“

Kein Einsichtiger wird in Abrede stellen, daß der freie, starke Geist, dem das gelang, den Vorrang vor einem Dichter verdient, der nie über die Passivität hinaus kam und dessen ganze Entwicklung darin bestand, daß er den kleinen Familien-Friedhof, auf dem er Anfangs als Todtenvogel brütete, zuletzt wenigstens mit der ungeheuren Schädelstätte der Geschichte vertauschte, auf der man sich eine Melancholie ohne Ende eher gefallen lassen kann. Lenau stellt sich der Welt mit seiner Lupe so gegenüber, wie etwa der auf's Detail ausgehende Physiolog dem Menschen-Angesicht; vor seinem krampfhaft festgehaltenen Glase verschwinden die schönen Linien, die jeder Unbefangene erblickt, die Poren aber, die sonst unsichtbar sind, klaffen weit auf, als ob es Klüfte und Abgründe wären, und er setzt die starre Betrachtung so lange fort, bis er die Lupe, die im Einzelnen

richtig, im Ganzen aber betrügerisch reflectirt, für sein Auge hält. Das führt denn freilich nicht zu jener göttlichen Befreiung, von der Goethe meinte, daß sie die erste und letzte Aufgabe aller Poesie sei. Heine läßt die Weltkugel zwar auch nicht im hellen 5 Sonnenschein auf der Fingerspitze tanzen, wie Goethe, sondern er zerschlägt sie, aber er thut es nur, wie er mir selbst einmal höchst bezeichnend sagte, als er mit mir bei Gelegenheit der Judith über den Unterschied unseres gegenseitigen Producirens sprach, um den einzelnen Stücken dann den reinsten Schliff zu 10 geben. Dabei kommt noch immer Lust und Leben heraus.

Und nun endlich auch auf Kertbeny in einigen Worten zurück zu kommen, so muß ich auch ihm das ausdrückliche Zeugniß geben, daß er eine characteristische Auswahl getroffen und den Leser in den Stand gesetzt hat, die Ungarische Literatur 15 in ihren verschiedenen Entwicklungsphasen zu überblicken. Seine Uebersetzungen leiden freilich noch immer an einer gewissen Schwerfälligkeit, doch läßt sich nicht verkennen, daß sie schon um ein Bedeutendes leichter und freier sind, wie seine früheren Versuche waren, und so darf ich auch ihn aufrichtig willkommen 20 heißen und ihn ermuntern, das übernommene Vermittlungsgeschäft zwischen zwei Nationen mit Ernst und Eifer fortzusetzen.

85.

König Monmouth.

Ein Drama von Emil Palleske.

25 [1854?]

Dies Drama hat, obenhin betrachtet, einen Zuschnitt, als ob es unmittelbar aus Shakespeares Zeit herrührte. „Nach London kommt, seht Karl den Zweiten sterben!“ beginnt der Prolog. „Zwanzig Doctor'n umsteh'n das Bett des Königs 30 u. s. w.“ geht es stoßweiße im Fanfarentone fort. Mit einem

6*

„Geduld! Das Grab deckt Sünden, nicht die Folgen u. s. w.“ tritt der buntbebänderte alte Gesell, der ordentlich wieder neu geworden ist, keuchend und schwitzend ab. Nun wird das Personenverzeichniß entrollt, und es ist lang, wie eine Regimentsliste. Dann beginnt das Stück, und die Scenen fliegen durch einander, wie in der Geschichte selbst. Genug, die Fregatte, womit Shakespeares gewaltiger Geist zu fahren pflegte, wurde bei uns lange nicht mehr so treu nachgebaut, die Takelage ist vollständig, die Wimpeln flattern, und es handelt sich nur noch darum, ob der unwiderstehlich mächtige Hauch, der die Segel schwellen muß, wenn das Prachtschiff nicht im Hafen liegen bleiben und elendiglich verfaulen soll, sich ebenfalls eingestellt hat. Das ist nun leider nicht der Fall.

Es ließ sich erwarten, daß Macaulays meisterhafte Darstellung König Monmouths und seiner traurigen Schilderhebung in Deutschland zu mehr, als Einem Drama Anlaß geben würde. Ein unglücklicher, schon durch die Geburt schief gestellter Prinz, den ein ganzes Volk zu rufen scheint und für den sich zuletzt doch Niemand bewaffnet; ein verstockter, dumpf- und stumpfsinniger Monarch, den ein ganzes Volk verflucht und für den zuletzt doch ein Jeder einsteht: welch ein Gegensatz! Und was liegt nicht noch in der Mitte! Der verdeckte Kampf zweier Kirchen, von denen die unterdrückte Alles hofft, die herrschende Alles fürchtet; der offene Streit der politischen Partheien, von denen die eine die fernsten, noch im Schooße der Zukunft verborgenen Consequenzen des neuen Regiments schon als Wirklichkeiten geltend machen mögte, während die zweite selbst vor den rücksichtslosesten Angriffen auf das heilige Fundamentalgesetz des Staats feig die Augen zudrückt, um nur noch ein paar Tage länger unentschieden und entschlußlos hintaumeln zu können; dabei eine Fülle der ausgeprägtesten Charactere, die sich in enggeschlossener Kette von rechts nach links hinziehen und einen Kreis bilden, in dem fast jede mögliche Anschauungsweise der

Dinge lebendig vertreten, ja verkörpert ist. Wie hätte ein so reiches Tableau nicht einen unserer Dichter reizen und verlocken sollen! Denn bei uns wird es noch lange übersehen werden, daß das historische Drama seine ganze Kraft aus der über-
5 wältigend treuen Veranschaulichung der Verhältnisse schöpft, und daß eine wurzel- und schlußlose Episode eben darum keins abgeben kann, da sie die nothwendige Vertiefung in Anfang und Ende nicht gestattet. Was ist aber der König Monmouth und sein Unternehmen anders, als eine Episode in der großen Re-
10 volutionstragödie, die mit Karl dem Ersten beginnt und mit Wilhelm von Oranien schließt! Hier liegt eine noch größere Aufgabe vor, als ihn der Kampf zwischen der weißen und der rothen Rose darbot, aber sie ist nur in einer Reihe von Dramen, die organisch unter einander zusammenhängen, zu lösen, und wer
15 den Stoff zerreißt, dem geht es nicht viel besser, wie demjenigen, der sich von einem Riesen einen Arm oder ein Bein herunter haut. Es kann gelingen, aber er bringt kein lebendiges Glied nach Hause, sondern ein todtes Stück Fleisch. In solchen Fällen heißt es: ganz oder gar nicht!

20 Hiermit ist der Hauptfehler des Palleske'schen Stücks ausgesprochen. Was der Cactus ist, wenn man ihn aus Sicilien in einen deutschen Topf verpflanzt, das ist Monmouth, wenn man ihn aus dem historischen Strome herausfischt und ihn für's Bürgerzimmer in einen vergoldeten Rahmen faßt. Ja, er am
25 wenigsten verträgt die vereinzelte Behandlung, denn ihm ist, von der Bedenklichkeit des Manövers noch ganz abgesehen, psychologisch gar nicht nachzuhelfen. So lange er zwischen dem blinden Jacob und dem lauernden Wilhelm verloren in der Mitte steht, von ihnen, als den eigentlichen Polen der Bewegung, weit überragt
30 und nur einen Augenblick hervortretend oder vielmehr hervorgestoßen, um gleich wieder für immer zu verschwinden, so lange hat und behält er etwas Rührendes. Ja, je weniger er selbständig handelt, je mehr er nur von den Wogen geschaukelt und

hin und her geworfen wird, um so eher versöhnt man sich mit der Erbärmlichkeit seiner letzten Momente; armer junger Mensch, denkt man, Du bist nicht aus Uebermuth auf den Thurm geklettert, man hat Dich hinauf gestellt, kein Wunder, daß Du schreist, nun Du fällst! Wenn das Verhältniß sich aber gerade- 5
zu umkehrt, wenn der schwache Monmouth, diese Johanna Gray in Männergestalt, die weit hinter dem Weibe zurückbleibt, den Mittelpunct abgiebt, auf dem das Auge, es mag wollen oder nicht, ruhen muß, und wenn er dann, von Stufe zu Stufe, bis zur schmachvollsten Verläugnung seines eignen Princips herab- 10
sinkt, so verwandelt sich die Rührung in Ekel, und man fragt das Schicksal nicht mehr, warum es ihn zerschmettert, sondern warum es sich überhaupt Etwas mit ihm zu schaffen macht. Das hätte der Verfasser sich sagen sollen, dann würde er den ganzen Mißgriff vermieden und sich nicht abgequält haben, 15
einen Helden aufzustutzen, der verloren ist, so wie man ihn recht betrachtet, und der deshalb nur nebenbei in einem umfassendern Gemälde vorkommen darf. Uebrigens hat er sein Talent, das freilich sehr reflectirend zu sein scheint, auch durch diesen Miß-
griff bewiesen, und wenn er aus seiner Beschäftigung mit Shake- 20
speare früher oder später die Lehre zieht, die schon mancher Größere daraus zog, so kann Etwas aus ihm werden. Diese Lehre lautet aber: sich mit Shakespeare möglichst vertraut zu machen, um sich dann möglichst fern von ihm zu halten, denn Shakespeare ist die Welt noch einmal, und wer das erkannt hat, 25
der wird sich schwerlich versucht fühlen, mit seinem Maaße zu messen und nach seinem Risse zu bauen.

---

85 a.

[Stammbuchblatt.]

Die Poesie hat viele herrliche Seiten; die herrlichste ist 30
aber die, daß es keinen echten großen Dichter ohne Character geben kann.

86.

Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller 1800—1829.

Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag, 1857.

5 1857.

Ich bin kein Freund des literairischen Reliquientrödels unserer Tage, und öffne eine Correspondenz unserer Heroen und Halbheroen fast nie ohne Beklommenheit. Stößt man doch nur zu oft, wenn man die fromme Gold- und Perlenstickerei
10 der Einleitung hinter sich hat, auf das traurige Analogon des zweifelhaften morschen Knochens, den selbst die Andacht nur mit Schaudern verehrt, und ist das Umschlagen einer Glorification in ihr klägliches Gegentheil doch ein zu fatales Schauspiel, wo es wirkliche Verdienste gilt! Ich nahm deshalb auch das Buch,
15 an das ich dies Mal einige Betrachtungen knüpfen will, nicht ohne alle Besorgniß in die Hand, aber ich merkte schon bei'm flüchtigen Durchblättern, daß kein Grund dazu vorhanden sei, und ich überzeugte mich bei ernsterer Beschäftigung mit demselben sehr bald, daß es der gebildeten Welt eine reiche Quelle
20 des Genusses und der Belehrung eröffnet. Goethe sagt irgendwo, er halte ein Drama in Briefen für möglich; ob er Recht hat, oder nicht, weiß ich nicht, jedenfalls ist das Drama bis jetzt nicht geschrieben. Daß aber jeder wirklich lebendige Briefwechsel eine Art Duodram sein muß, steht fest, denn woher käme ihm der
25 eigenthümliche Reiz, der für die durch die Gränzen des Briefs gebotene flüchtige Behandlung der Menschen und der Dinge allein entschädigen kann, wenn nicht aus dem gemeinsamen Ringen verwandter Geister um die höchsten Resultate des inneren Lebens, und ist ein solches Ringen nicht immer ein Gedankentrauerspiel
30 mit der vollen Qual der Unauflösbarkeit des letzten, aus den Individuen selbst hervorgehenden Widerspruchs? Dramatisch

ist nun der Briefwechsel zwischen Gentz und Müller durch und durch; er beruht auf dem Gegensatz zweier Naturen, die viel zu viel mit einander gemein hatten, um sich jemals aufgeben zu können, und die doch wieder zu verschieden waren, um ganz in einander aufzugehen, und wenn das Verhältniß auch keine so reife und volle Frucht abwirft, wie das zwischen Schiller und Goethe, in welchem die beiden Hälften der Menschheit gewissermaßen nach hartem Kampf zur ursprünglichen Einheit zusammen gingen, so wiegt das Product, und bestände es auch nur in der moralischen Rehabilitirung eines verschrieenen Characters, doch immer noch schwer genug. In diesem dramatischen Kern ist nach meiner Meinung aber auch die eigentliche Bedeutung des Buches zu suchen. Daß sich ein reicher Schatz von Urtheilen und Aussprüchen gemeingültiger Art den psychologisch interessanten hinzugesellt, wird darum nicht verkannt, und daß der Geschichtschreiber eben so wenig leer ausgeht, versteht sich von selbst.

Wer Friedrich v. Gentz und Adam Müller nur von Hörensagen oder aus politischen Parthei-Manifesten kennt, wird spöttisch ausrufen: was konnte den immer fertigen Protocollführer aller Congresse und den Staatstheosophen, der sein Leben lang über einer Constitution für Wolkenkuckucksheim brütete, wohl zusammenknüpfen, als das äußere Bedürfniß; der eine brauchte von Zeit zu Zeit einen Propheten, und der andere hatte Geld nöthig! Ist es doch von Gentz bekannt genug, daß er sich selbst in behaglicher Schaamlosigkeit für blasirt erklärte, ja daß er nach eigener Versicherung eine satanische Freude über das Mißlingen alles Großen und Edlen empfand, und sich zuletzt nur noch für die frische Butter seines Frühstücks begeisterte. Und daß Müller nur ein Träumer oder ein Heuchler sein konnte, steht doch gewiß fest; ist er doch als Protestant geboren und als Katholik gestorben! Freilich! Auch der Briefwechsel ist nicht arm an ähnlichen naiven Bekenntnissen, um sie einstweilen so zu nennen. Gentz ersucht Müller einmal um ein englisches

Werk über die Finanzen, aber er verbittet sich die Zusendung, wenn von Mißbräuchen der Finanzverwaltung darin die Rede sei, denn er liebe diese Mißbräuche. Ein andermal erschrickt er ordentlich, daß es so göttliche und rührende Dinge in ihm geben
5 sollte, als Müller entdeckt hat, und da er, wie man gelegentlich erfährt, an die Ewigkeit der Höllenstrafen glaubt, so liegt manchem Leser das Warum gewiß nahe genug. Müller dagegen schwärmt eine Zeit lang bis zum Uebermaaß für das protestantische England; er mögte in der englischen Miliz gegen die Landung (Bonapartes
10 und seiner Franzosen) dienen, und meint, daß er nur auf dieser herrlichen Insel einen Boden für alle seine Hoffnungen finden könnte. Zwei Jahre darauf hat er schon nicht ohne Geräusch convertirt, und erklärt in selbsttrunkener Rückschau den Uebertritt für den glücklichsten Schritt seines Lebens. Alle Beide gebärden
15 sich kindisch, wo es sich um das Wetter handelt. Ein starkes Gewitter, ein heftiger Regen, der einige Tage anhält, erfüllt sie mit Entsetzen, ein Erdbeben ruft alles Ernstes Gedanken an den jüngsten Tag hervor. Ein Zimmer, worin man den Sturm nicht hört, wird wie eine besondere Gnade Gottes gepriesen, und
20 Doppelfenster mit verschließbaren Läden sind die erste Bedingung jeder Schlafkammer. Dabei werden Mars und Venus als äußerst zweideutige Wächter am Himmel hart gescholten, und sogar der Vollmond wird verdächtig genannt.

Zwar gastirt in diesem nämlichen Briefwechsel auch unser
25 deutscher Tacitus, Johannes v. Müller, und versichert mit Emphase, er werde „vor dem verächtlichen Abgott, den die Furcht und die Kleinheit schuf", nie die Kniee beugen; er habe auf alle Fälle gedacht, und für andere Sitze von Cultur — Amerika, Südrußland und Mittelasien sind gemeint — Plane entworfen.
30 Wenige Jahre verstreichen, und Napoleon, jener verächtliche Abgott, lächelt den Grimm des Gelehrten in einer Viertelstunde so gründlich weg, daß dieser, noch bevor er die Antichambre wieder hinter sich hat, ein fast göttliches Recht des Eroberers entdeckt,

zum Abschied in Berlin eine Rede auf Friedrich den Großen hält, worin er kaum Anstand nimmt, dessen Vorliebe für die Franzosen und das Franzosenthum offen für den höchsten Vorzug des deutschen Königs, für eine Art Inspiration der Zukunft zu erklären, und dann, noch rauchend von seinen früheren Catilinarien, 5 in's Königreich Westfalen abreis't, um sich mit französischen Orden behängen zu lassen. Als Friedrich v. Gentz den preußischen Staatsdienst verließ, war es der preußischen Monarchie sehr gleichgültig, ob sie einen kleinen Beamten mehr oder weniger zählte, denn sie stand scheinbar noch auf ehernen Füßen, und 10 glaubte an sich selbst, wie das alte Rom. Als Johannes v. Müller seine Professur aufgab, lag das Reich in Trümmern, und alle seine Hoffnungen ruhten auf der Beharrlichkeit der Einzelnen, auf der gegenseitigen Anziehungskraft der Atome. Gentz ging aus einem deutschen Staat in den andern über, 15 Johannes v. Müller warf sich geradezu dem Erzfeind in die Arme, und dennoch hat man auf den einen nicht Schmach genug häufen zu können geglaubt, während der zweite entschuldigt, wohl gar beklagt und bedauert wird. Eine eigenthümliche Erscheinung! Woher rührt sie? Auf das Sendschreiben des 20 jugendlichen Gentz an den König von Preußen bei Gelegenheit seiner Thronbesteigung wird man sie doch nicht zurückführen wollen, denn wenn man diesem auch, alle Mittelstufen überspringend, den ganzen Oesterreichischen Beobachter entgegensetzen wollte, so wäre die Kluft noch immer nicht so groß, wie zwischen 25 Johannes v. Müllers Philippica und seiner Vergötterung Napoleons. Auch die Verdienste um die Literatur wird man schwerlich bei Johannes v. Müller im Gegensatz zu Gentz so durchaus überwiegend finden, daß dem einen Alles, dem andern Nichts verziehen werden dürfte. Am allerwenigsten aber wird 30 der deutsche Patriot Ursache dazu haben, denn es ist nicht ohne guten Grund behauptet worden, daß erst Johannes v. Müller durch seine Geschichte der Eidgenossenschaft die Schweiz geistig

vom deutschen Reich getrennt hat. Woher also der Groll, der unerbittliche Haß gegen den einen und die Milde gegen den andern?

Gentz hatte für immer gewählt, und wenn er auch nach
5 und nach — was Keiner zu vertuschen suchen muß — durch die Macht der Verhältnisse gedrängt, vom General zum bloßen Soldaten herabsank, er war und blieb ein Mann der Ueberzeugung. Einer seiner ersten Vertheidiger meint freilich: er sei allerdings aus dem einen Heerlager in das andere übergegangen,
10 aber er habe fürstliche Bedingungen gestellt und bewilligt erhalten. Das könnte ihm in meinen Augen wenig helfen, denn Fiescos glänzender Sophismus über das Abnehmen der Schande mit dem Wachsen des Preises ist vortrefflich im Drama, taugt aber ganz und gar Nichts auf dem Markt des Lebens. Glück-
15 licher Weise bedarf er einer Vertheidigung nicht, die aus dem Champagnerkeller ihre besten Gründe schöpft, und wenn sie früher, trotz des allbekannten herrlichen Briefs, worin er Johannes v. Müller für seinen schnöden Abfall züchtigte, vielleicht noch statthaft scheinen mogte: der Briefwechsel, welcher uns hier be-
20 schäftigt, läßt keinen Zweifel über die Beschaffenheit seiner Gesinnungen mehr übrig. Ein Hund findet den Weg, den er einmal gemacht hat, immer wieder zurück, und eine Ueberläufernatur kann nie um die Brücke verlegen sein: wäre Gentz eine solche gewesen, was hätten ihn gesprengte Coalitionen, verlorne
25 Schlachten, gestürzte Throne und zerrissene Reiche gekümmert! Als Wetterhahn hätte er ganz gemüthlich bei Zeiten den einen Thurm mit dem andern vertauscht, und sich eine Talleyrand'sche Reputation erworben, denn er wäre sicher der Feinste gewesen. Man lese aber die Briefe 36 und 42 nach den ungeheuren
30 Schlägen von Ulm und Austerlitz, und frage sich: ob der erbärmliche Kummer eines Egoisten um eine bedrohte Pension, oder der heilige Schmerz eines Mannes, der die Welt zusammenbrechen sieht, sie eingegeben hat. „Wir sind geschlagen," schreibt

er im November 1805, „und dahin meine herrlichsten Hoffnungen. Wie dieser Schmerz mich trifft, vermag ich nicht, Ihnen zu sagen. So tief, so unmittelbar war ich noch nie mit den großen Staatsangelegenheiten verschwistert; diesmal fühle ich, was es heißt, und fühle es zum ersten Mal, so in einer öffentlichen Sache persönlich verwendet zu werden. Jetzt mag weiter geschehen, was da will, Wien verloren gehen, Bonaparte uns nach Astrachan treiben u. s. f., ein größerer Schmerz, als ich gelitten, trifft mich nicht mehr. Nicht gesiegt zu haben in einem Augenblick, wo aller Werth des Lebens am Sieg hing — nicht gesiegt, den Teufel nicht gedemüthigt, dieß leider ist das höchste; dagegen sind alle sogenannten positiven Uebel nur wahre Lumperei." Und Müller antwortet: „Wo richten sich denn Ihre Hoffnungen hin, und welche innere Quellen hat diese Reihe von Unglücksfällen wieder in Ihnen eröffnet! Es sind die ersten Ihres Lebens, die ersten Ihnen angemessenen; denn über Wandel und Mißgeschick des Privatlebens sind Sie doch gewiß weit erhaben, nur der Gram ganzer Völker kann Sie ergreifen. Ihre Briefe und die durchpassirenden Fremden bezeugen es, daß man Ihre Abreise, Ihren Schmerz habe sehen müssen, um den großen tragischen Moment in seinem ganzen Umfang zu erkennen." Niemand wird läugnen können, daß dieß die Sprache des Herzens ist, und der Befangenste wird einräumen müssen, daß der ganze Briefwechsel den gleichen Geist der Wahrheit athmet. Er macht den Eindruck eines Zwiegesprächs, das, ohne Hinterhalt und Rücksichtnahme, unter vier Augen geführt wird; man kann die Resultate bedingt oder unbedingt verwerfen, aber man muß den Ernst und die Redlichkeit der Untersuchung anerkennen.

Gilt es nun noch, den Briefwechsel, dessen dramatisch psychologische Bedeutung hiemit dargethan scheint, näher zu characterisiren, so ist sein Eigenthümliches darin zu suchen, daß sich Realismus und Idealismus hier gegenüberstehen, wie nirgends sonst. Mit dem Unterschied jedoch, daß der Realismus, den

Gentz vertritt, sich seiner Ergänzungsfähigkeit und Bedürftigkeit immer bewußt bleibt, während der Idealismus, der in Adam Müller excellirt, die ganze Klimax der Abstraction erst hinter sich haben muß, bevor er sich zu einem Compromiß entschließen
5 kann, dann aber die Consequenzmacherei nach der practischen Seite hin wo möglich noch weiter treibt, als vorher nach der andern, und seinem neuen Bundesgenossen nicht allein mehr schadet, als nützt, sondern ihn sogar nicht selten durch seine principiellen Uebertreibungen und seine phantastischen Vorschläge
10 erschreckt und entsetzt. Wenn Gentz an die Rahel schrieb, er empfinde eine satanische Freude über den Untergang alles Großen und Edlen, und dabei die prächtige Butter seines Frühstücks herausstrich, so ist das ein Ausdruck derselben Stimmung, in welcher Swift ausrief: vive la bagatelle, und nur derjenige
15 wird sich dabei aufhalten, welcher allenfalls auch den Hamlet wegen der Sünden, deren er sich gegen Ophelia anklagt, vor Gericht ziehen mögte. Wenn Müllers Enthusiasmus für England sich aber in den grimmigsten Haß umsetzt, und wenn er stolz darauf ist, die Folter an der Tafel des Prinzen von Hessen
20 vertheidigt zu haben, so hat das mehr zu bedeuten. Ueberhaupt ist das Verhältniß der beiden Männer zu einander höchst merkwürdig: Gentz, der bei weitem Ueberlegene, glaubt zu empfangen, und Müller empfängt; Gentz überträgt seinen Respect für das Element, worin Müller waltet, auf die Person, und Müller
25 streicht ihn ruhig ein. „Mir kann — schreibt Gentz, Brief 14 — von allen jetzt lebenden Menschen Keiner so zusagen, wie Sie. Denn die wenigen Reinen, welche ich außer Ihnen noch finde, sind mir nicht genialisch genug, und die übrigen Genialischen sind alle unrein. Sie allein vereinigen alles in sich, und in
30 Ihnen wohnt nun überdieß diese ewig erweckende Kraft, die bei meiner zunehmenden Steifigkeit, Erkaltung und Blasirtheit allein im Stande ist, mir eine immerwährende Jugend anzuwehen. Ich bin selbst innig überzeugt, daß wir, um etwas Gutes zu

wirken, mit einander leben müssen. Sie allein sind bei aller Ihrer eigenthümlichen Größe den äußeren Schwierigkeiten dieses harten Zeitalters nicht gewachsen, und ich muß schlechterdings etwas haben, was mich unaufhörlich über das Zeitalter erhebt, wenn ich nicht endlich sinken soll." Dieses Wort gereicht Gentz 5 zur Ehre; trotz seiner „faulen Morgengedanken" vergaß er es keinen Moment, daß man die Sterne im Auge behalten muß, wenn man sich nur auf der Erde gehörig orientiren will, und begleitete Wissenschaft und Kunst bis zur letzten frischen Blüte der Poesie herab, obgleich ihm seine Arbeiten und Geschäfte oft 10 kaum vier Stunden zur Nachtruhe übrig ließen. Dies Selbstportrait von Gentz vervollständigt Müller, Brief 408, und verdient um so eher unbedingten Glauben, als er für den Arzt schreibt, der consultirt werden soll. „Das ganz Characteristische — heißt es hier — mußte herausgehoben werden: bei der 15 höchsten geistigen Reizbarkeit eine sonderbare Gleichgültigkeit gegen alle physischen Gewohnheitsreize, die wohl nur in einem ungewöhnlichen Vorherrschen der Seelenkraft ihren Grund hat. Eigentliche Leidenschaften, ausgenommen etwa für den Ruhm oder gegen das im gewöhnlichen Sinne des Worts Gemeine, 20 hatten Sie meines Wissens seit dreißig Jahren nie." In gleichem Sinn und Ton, wie oben, äußert Gentz sich noch oft über Müller; so empfiehlt er ihn z. B. der Staël-Holstein als den ersten Kopf Deutschlands; das hält ihn jedoch nicht ab, ihm gelegentlich, und je später, um so herber, die Wahrheit zu sagen, 25 sich mit bitterem Hohn darüber auszulassen, daß nach Müllers Lehre der Friede der Welt, die Bürgschaft der Staaten und die Verbesserung der Gesellschaft einzig und allein von einer lebendigen Erkenntniß der Menschwerdung Gottes abhänge, und ihn zuletzt offen und derb aufzufordern, nicht mehr Allotria zu treiben, 30 sondern zuzugreifen, wo Arbeit sei. Müller dagegen, obgleich er am Ende nothgedrungen aus seiner Montgolfiere auf die Erde herabsteigt und sich in den Kampf begiebt, kann sich durch-

aus nicht entschließen, sich der Mittel zu bedienen, die allein zu helfen vermögen. Er ficht zwar nicht gegen Windmühlen, sondern gegen wirkliche Riesen, da sie ihm gar zu deutlich mit Fingern gezeigt werden, aber er verschmäht das Schwert, ver-
5 muthlich weil es auch der Troßknecht schwingt, und macht lieber magnetische Striche; und wie er es früher gemein fand, sich ein Erdbeben mit der Geologie durch Steinkohlenflötze zu erklären, so steht er dem Fürsten Metternich jetzt, zu dessen nicht geringem Aerger, in der großen Krisis mit einem droit chrétien
10 bei, das er im Gegensatz zum droit des gens apart für ihn erfindet, und schleudert theologische Abhandlungen in einer „Concordia", die Niemand lies't. Er träumt so schön von der heiligen Allianz, daß Gentz es für nothwendig hält, ihn unsanft zu wecken; er schwärmt so kindlich für das Princip der Legi-
15 timität, daß Gentz ihn an das Höhere, wodurch es selbst auf seinem Standpunct wieder bedingt und aufgehoben wird, aufmerksam machen muß; er ist ein solcher Antirevolutionair, daß er Gentz durch seine ungesunde Hitze ein außerordentlich wichtiges politisches Ultimatum entlockt, welches um so eher hier stehen
20 mag, als es bis zur Evidenz beweis't, wie wenig dieser Mann über die Aufgabe des Tags, mogte er sie nun richtig auffassen oder nicht, die Aufgabe des Jahrhunderts vergaß.

„Ein Schriftsteller — schreibt Gentz, Brief 156 — den Sie nicht verläugnen werden, Schlosser, sagt: „„Eine rationelle
25 Bildung, wenn sie zu einseitig und über ihre Gränzen gesteigert ist, fordert ganz eben so ihre traditionelle Ergänzung, wie umgekehrt eine traditionelle Bildung, wo sie erstarrt und der Natur des Menschen entfremdet ist, rationelle Belebung fordert."" Dieß ist die Quintessenz meiner jetzt zur Reife gediehenen Welt-
30 ansicht. Auf welcher von beiden Seiten in jedem gegebenen Zeitpunct das Gleichgewicht bedroht sei, darüber kann zuweilen Zweifel und Zwiespalt obwalten. Zu der Zeit, wo ich den politischen Schauplatz betrat, schien es wirklich darauf abgesehen,

das traditionelle Element ganz zu verdrängen und dem rationellen die Alleinherrschaft zu bereiten. Gegen dieses falsche Bestreben bin ich zu Felde gezogen, und wenn ich gleich in der Hitze des Gefechts manchmal zu weit gegangen sein mag, so wird man mir doch nicht leicht zur Last legen können, daß ich aus Furcht 5 vor der Scylla meine Augen gegen die Charybdis je völlig verschlossen hätte. Daß die Lage der Dinge sich in den letzten Jahren wesentlich geändert hat, geben Sie zwar nicht zu, scheint mir aber unverkennbar. Das Gleichgewicht ist auf der rationellen Seite bedroht — ein Satz, den ich hier nur als meine Privat- 10 meinung aussprechen kann, den ich aber factisch und historisch deduciren zu können glaube. Wenn ich nun in dieser Stimmung lese, was Sie schreiben, wie wäre es bei aller meiner Liebe zu Ihnen, und bei aller meiner Freude an Ihrem Geist, möglich, daß ich mit Ihren Lehren harmonirte? Ich habe in dem revo- 15 lutionären Gang der Zeit nie den natürlichen und verzeihlichen Wunsch, aus einem schlechten Zustande zu einem bessern zu gelangen, wohl aber das einseitige und anmaßende Princip, die Welt von Frischem wieder anzufangen. gehaßt. Wenn Sie nun, eben so einseitig, anmaßend und schneidend, die Antirevolution, 20 predigen, alle Bestrebungen und alle Producte dieser Zeit mit bitterm Hohn verwerfen, und ganz unumwunden die Kirchenverfassung und Lehnsverfassung und Dienstverfassung und Geldverfassung und Handelsverfassung vergangener Jahrhunderte zurückfordern: wie sollte ich meinen eigenen Ideen solche Gewalt 25 anthun, die Ihrigen zu billigen?"

Wer wird nicht einstimmen müssen, besonders wenn er erwägt, daß das Traditionelle, das Resultat vergangener und vergessener Urzustände, auch einmal rationell gewesen ist? Müller läßt sich jedoch nicht abschrecken; unbekümmert um die Ermahnung 30 des Freundes, daß die innern Krankheiten nicht von heute auf morgen tödten würden, und daß man vor allen Dingen leben, sich also der äußern Feinde entledigen müsse, fährt er fort, seine

Theologie zu treiben, und sich zu einem umgekehrten Jacobiner auszubilden. Subjectiv gereicht diese Consequenz ihm nur zur Ehre, und ist ein Beweis mehr für die Wahrheit des Verhältnisses und die Zuverlässigkeit der Correspondenz; aber im Allgemeinen kommt Nichts dabei heraus.

Ein ganz besonderes Interesse nehmen übrigens die Briefe in Anspruch, die zwischen ihm und Gentz über das große religiöse Problem gewechselt werden: Müllers Forderungen sind die gewöhnlichen und bedürfen keiner Characteristik; aber die Art, wie Gentz sie zurückweis't, ohne ihnen in ihrer zarten Natur zu nahe zu treten, ist ein Muster der gediegensten Menschenbildung, und der Brief 154 mit seiner wunderbaren Mischung von Simplicität des Ausdrucks und Tiefsinn der Ideenentwicklung scheint mir ein unübertrefflicher Kanon der Vernunft. Später läßt er sich freilich durch den Sand'schen Mord einschüchtern, und zu dem Ausruf bewegen: „Sie haben vollkommen Recht, Alles ist verloren, wenn nicht Religion, pas seulement comme *foi*, mais comme *loi*, wieder hergestellt wird!“ Das ist allerdings, das rein äußere Motiv gebührend in's Auge gefaßt, eine traurige Sonnenfinsterniß, und eine um so traurigere, als sie die unheilvollen Karlsbader Beschlüsse im unmittelbaren Gefolge hat, diesen bereits von der Geschichte verurtheilten Versuch, den Deutschen Geist in Belagerungszustand zu versetzen, statt dem erhaltenden und dem schöpferisch vorwärts strebenden Princip, die im Staat zu einander stehen, wie Mann und Weib im Hause, freien Spielraum für einen unblutigen Kampf zu gewähren. Aber das ursprüngliche Licht wird nur vorübergehend davon verdunkelt.

Ich darf nicht weiter in's Detail eingehen, so verlockend es auch ist. Mir gefällt Lessing nirgends besser als in seinen Rettungen; der Schweiß, den er vergießt, während er Gräber von Disteln und Dornen säubert, steht ihm am schönsten. Dasselbe Gefühl, das ihn trieb, selbst gegen einen Luther für einen

Lemnius aufzutreten, hat mir diesmal die Hand geführt; mein Zweck ist erreicht, wenn ich durch meine Beleuchtung des neuen Actenstücks bei dem Freund der Wahrheit einige Zweifel erregt habe, ob der Proceß gegen unser vielleicht größtes politisches Talent wirklich unpartheiisch entschieden sei. Ein Berufenerer 5 nehme die Revision selbst auf; hat Deutschland einen Macaulay, einen Publicisten, der sich auf mehr versteht, als auf's Fluchen und Segnen, hier kann er sich zeigen.

87.

Ludwig Holberg. 10

Sein Leben und seine Schriften. Nebst einer Auswahl seiner Komödien. Von Robert Prutz.

Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1857.

1857.

Es wäre zu jeder Zeit ein Verdienst gewesen, den alten 15 Dänischen Dichter wieder im Gedächtniß der Deutschen aufzufrischen; in unserer Zeit ist dies Verdienst doppelt groß. Denn der Mensch beruht in seiner geistigen, wie in seiner leiblichen Existenz auf dem Antagonismus eines gesunden Stoffwechsels, und bei dem bittern Ernst, der jetzt das Leben beherrscht und 20 die ihm angeborne Freudigkeit des Daseins und Wirkens erstickt oder unterdrückt, muß ihm mehr, wie je zuvor, die Kunst, und die fröhliche Kunst, zu Hülfe kommen, wenn er nicht erstarren oder erliegen soll. Ich kann nun zwar nicht mit dem geschätzten neuen Bearbeiter in Ludwig Holberg einen der ersten comischen 25 Genien aller Völker und aller Jahrhunderte erblicken, aber ich halte ihn allerdings für ein Talent, das mit Dänemark selbst in die Wette leben und, was die Dichterthaten betrifft, auf dem welthistorischen Epitaphium des ganzen Stammes vielleicht gar den goldenen Anfangsbuchstaben bilden wird. Die bunten 30

Lampen, die einst auch bei uns alle Monat einmal den Hans Franzen oder den politischen Kannegießer beleuchteten, sind viel zu früh ausgegangen, und wer Homers unauslöschliches Gelächter erschallen hören will, der zünde sie wieder an.

5 Prutz glaubt, sein Unternehmen werde auf Mißverständnisse und Vorurtheile stoßen, und es gehöre Muth dazu, im gegenwärtigen Augenblick damit hervorzutreten. Ich glaube das nicht. Der Deutsche weiß, daß die Schönheitsgesetze sich nicht mit den politischen Constellationen verändern, und daß der Patriotismus 10 unter keinen Umständen darin bestehen kann, den Apoll von Belvedere häßlich, den Ariost langweilig und den Voltaire geistlos zu finden. Wenn Lessing die französischen Tragiker angriff, so that er es nicht, weil die Franzosen während des siebenjährigen Krieges in's Reich gefallen waren, sondern weil diese 15 dramatischen Rhetoriker einer ganz conventionellen Bühne für moderne Griechen gelten wollten und sich den Lorbeer des Sophocles um die Allongen-Perrücke gewickelt hatten. Und wenn der gebildete Theil der Nation zu ihm hinübertrat, so geschah es nicht, weil man sich der Contributionen und Brandsteuern 20 erinnerte, sondern weil sich das Recht auf seiner Seite befand. Wenn Holberg daher bei uns in seiner neuen Gestalt nicht mit einem so freudigen Willkommen begrüßt werden sollte, als ihm gebührt, so wird es aus aesthetischen und socialen, sicher aber nicht aus Schleswig-Holsteinischen Gründen unterbleiben. Dafür 25 mögte ich stehen. Ob der Däne dem Deutschen in diesem Punct gleicht oder nicht, wage ich nicht zu entscheiden. Wenn man erwägt, daß Shakespeares Ansehen bei ihm durch den Englischen Flottenraub und das Bombardement von Copenhagen nicht sonderlich erschüttert worden zu sein scheint, so mögte man auch 30 Schiller und Goethe ein günstiges Prognosticon stellen. Wenn man aber an die Phrasen seiner Redner denkt, an den „Deutschen Knecht“ und Aehnliches, so könnte man für das Scandinavische Schicksal unserer Heroen zu zittern anfangen. Jedenfalls darf

es uns völlig gleichgültig sein, selbst wenn die freiwillige literairische Huldigung, die uns hier beschäftigt, jenseits des Belts zu einer Art von Vasallen-Act umgedeutet würde. Der Werth der Dänischen Literatur wird Europa einstweilen nur noch durch Deutschland garantirt, denn die Franzosen sind bloße Lecker, 5 die überall einsprechen, um zu naschen. Die Garantie für den Werth der Deutschen hat Europa längst selbst übernommen, und wenn der Däne im Ernst auf den Einfall käme, sich gegen sie abzuschließen, so könnte er fast eben so gut auf die vier Elemente Verzicht leisten, um seine Selbständigkeit zu bewahren. 10

Nein, Prutz kann ohne Sorge sein; wir werden die Rose nie für eine übelriechende Blume erklären, weil sie im Garten des feindlichen Nachbars gewachsen ist, und die Schlacht bei Idstedt wird Holberg bei uns nicht schaden. Ein Anderes ist es, ob man nicht erschrocken vor ihm zurückfährt, wenn er sich 15 in seiner derben Knochenhaftigkeit so plötzlich wieder unangemeldet unter den Mollusken-Chor der Tagscomödien mischt. Anfangs gewiß, denn der Uebergang vom Dosenstück zum Fresco und von der candirten Zweideutigkeit zum ehrlichen Cynismus ist zu groß, als daß er durch einen Sprung gemacht werden könnte. 20 Aber Kraft und Wahrheit werden schon durchdringen, und Prutz, — kein Billiger wird ihm dies Zeugniß versagen, — hat Alles gethan, um den Sieg rasch herbei zu führen. Zunächst ist ihm die Uebersetzung der Stücke, unter denen ich freilich den Erasmus Montanus ungern vermißte, in hohem Grade gelungen. Dann 25 hat er ein Leben des Dichters hinzugefügt, das in Anlage und Ausführung Nichts zu wünschen übrig läßt. Und eine Reihe von Monographien, in denen er theils die Geschichte der Dänischen Literatur bis auf Holberg entwickelt, theils Holberg selbst einer eingehenden Würdigung unterzieht und der Wirkungen gedenkt, 30 die er in früherer Zeit auf die Deutsche Bühne gehabt hat, schließt sich ergänzend und erläuternd an. So bietet er zugleich dem Publicum Genuß, dem Historiker Belehrung und

dem Aesthetiker reichliche Anregung zum Nachdenken. Folgen wir ihm beistimmend und berichtigend in's Einzelne, so weit der Raum es gestattet, damit wir ein Gesammtbild gewinnen.

Es giebt einen wunderlichen Contrast, wenn man den
5 jungen Holberg mit dem alten vergleicht. Schon vor dem zwanzigsten Jahre durch die ihm und allen Dänen angeborene Reiselust in die Welt getrieben, ist er so knabenhaft zart von Aussehen, daß er überall den seltsamsten Verdacht erregt und in Aachen von einem holländischen Prediger einem förmlichen
10 Examen unterzogen wird, den er freilich dermaßen mit Latein bombardirt, daß Mynherr dem Himmel dankt, dem Scholaren nur selbst mit heiler Haut zu entkommen, und ihn auf dem Rückzug bereitwilligst für einen Theologen erklärt. Als er etwas später, durch sein hartnäckiges Fieber genöthigt, ein warmes Bad
15 gebrauchen muß, kann er seinen Wirth nicht bezahlen und sucht mit der Zeche durchzugehen, wird aber wieder eingeholt und muß nicht allein, vermuthlich durch seine letzten Kleider, die Schuld abtragen, sondern das mißglückte kleine Schelmstück auch noch Jahre lang im Traume büßen. Hält man gegen diesen
20 Halb-Vagabonden den nachmaligen Würdenträger der Universität, der bis an sein Lebensende in zierlicher französischer Tracht, den Hut unter'm Arm, durch die Straßen ging, der sogar zum Reichsbaron erhoben wurde und durch eine für jene Zeit höchst beträchtliche Schenkung die Ritter-Akademie zu Soroe, in der ihm
25 jetzt ein prächtiges Denkmal gesetzt ist, so gut, wie neu gründete, so sind das gewiß zwei Bilder, die Niemand, dem der verknüpfende Faden mangelt, von selbst auf einander beziehen würde. Es lagen aber auch eine Menge Stufen der abentheuerlichsten Art in der Mitte, ja das ganze Leben des Dichters spann sich
30 eigentlich in comischen Antithesen ab. Zu Bergen in Norwegen im Jahre 1684 geboren, war Ludwig Holberg schon in der Wiege Soldat und erhielt als Sohn eines Militairs nach damaliger Sitte eine kleine Löhnung; nie jedoch zog er den Degen.

Er wandte sich, durch einen unwiderstehlichen Drang getrieben, den Wissenschaften zu und studirte Theologie, nie jedoch bestieg er die Kanzel, vielmehr wurde er später als Ketzer von der Geistlichkeit verschrieen. Er kam, nachdem er seine Reiselust gebüßt und, um sich auf seiner „grand tour" durchzubringen, bald 5 als Hauslehrer, bald als Sprachmeister, bald sogar als Flötist fungirt hatte, nach Copenhagen zurück und erhielt nach langem Harren und damit verbundenem Nagen am Hungertuch endlich eine Professur, aber die der Metaphysik, einer Wissenschaft, die ihm unter allen am fernsten stand und die er lieber verspottet, 10 als vorgetragen hätte. Er liebte, um die Characteristik zu vollenden, den Umgang mit Frauen mehr, wie den mit Männern, und er dachte nie daran, sich zu verheirathen. Er verschwendete, so lange er arm war, denn er setzte sein Alles an seine Reisen, und er wurde geizig, als er über Wohlstand und Reichthum 15 gebot. Er war schon in früher Jugend ein Märtyrer der Poesie; wandte sich dann bis in sein reifes Mannesalter so gründlich von ihr ab, daß das schönste Gedicht ihm kein Vergnügen mehr machte, kehrte darauf zu ihr zurück, schuf in wenigen Jahren alle seine Meisterstücke und sagte ihr nun 20 wieder, in gelehrte Arbeiten vertieft, auch wohl mit bloßer Buchmacherei beschäftigt, für immer Lebewohl. Man könnte noch hinzufügen: er schrieb den Don Ranudo de Colibrados und ließ sich adeln, er war der größte Reisenarr und dichtete den Jean de France. Aber hier ist, wie Prutz unwiderleglich 25 beweis't, der Widerspruch, über den seine Zeitgenossen großes Geschrei erhoben, rein äußerer Natur. Dieser Mann, eben so beharrlich, als vielseitig, der lieber einen Umweg machte, als still stand, weil er sein Ziel viel zu fest im Auge hatte, um davon abgelockt werden zu können, hat den Dänen in seinen Comödien 30 den Grund- und Eckstein ihrer Literatur gegeben. Früh schon regte sich die poetische Ader in ihm; schon als Knabe machte er ein Spottgedicht auf einen seiner Verwandten, und sein

Vormund, der ihn dafür bestrafen sollte, begnügte sich, ihm in seiner Satyre die falschen Redensarten und die unechten Reime zu corrigiren. Dabei hatte er das unschätzbare Glück, in eine Zeit zu fallen, die seiner Gaben bedurfte und der er sie nicht
5 aufzudrängen brauchte. Die Auflösung der Calmarischen Union, das größte politische Unglück Scandinaviens, dessen Folgen sich noch weit über unsere Tage hinaus verbreiten werden, hatte die Nation in ihren eigenen Kern zurückgetrieben und war der Entfaltung ihrer Eigenthümlichkeit, der Entwicklung eines selb-
10 ständigen geistigen Lebens günstig. Die Reformation, rasch in Dänemark eingeführt, störte den Proceß zwar, indem sie Deutschen Einflüssen und Einwirkungen aller Art Thür und Thor öffnete und die ganze geistliche Literatur der Paradiesgärtlein und Himmelsschlüssel hervorrief, die trotz der Verschiedenheit der
15 Materie in Ursprung und Zweck so viel Aehnlichkeit mit unserer heutigen Belletristik hat, indem sie ganz, wie diese, als Industrie betrieben wurde, um zu dem Kohl, den die magere Pfarrstelle allenfalls abwarf, das Fett herein zu bringen. Aber die „Kämpeviser", eine Sammlung altscandinavischer Volkslieder, die zu
20 Thor und Odin, zu Frigga und Iduna, zu Nornen und Valkyrien zurückführten, schlugen sich doch auch durch und waren um so unwiderstehlicher, als Völker, wie Einzelne, am liebsten von Kindheit und Jugend erzählen hören. „Durch die politische Selbständigkeit — sagt Prutz — und die geistliche Reformation
25 war dem Dänischen Volk die Bahn zu jeder Art bürgerlicher und geistiger Freiheit geöffnet; daß sie dieselbe nicht im Fluge durcheilt hat, ist der Natur gemäß und mithin mehr als ein Glück, denn als ein Unglück zu betrachten. Die Nachahmung der alten, wie der Deutschen Literatur hatte die Dänische Literatur
30 theils stofflich, theils zum wenigsten formell erweitert und gefördert; es waren, freilich mit ungleichem Glück und noch ungleicherem Talent, Dichter aufgetreten, die, wenn sie auch dieses Namens oft sehr unwürdig waren, doch im Herzen des Volkes

das Bewußtsein zu erwecken anfingen, daß man etwas, wie eine Literatur besitze, und daß es Pflicht und Ehre der Nation sei, auf die Vollendung dieser Literatur mit allen Kräften hinzuwirken.“ Jetzt trat Holberg ein, und ohne Zweifel war der Moment für ihn geschaffen, wie er für den Moment. Ein Dichter im höchsten Sinne des Wortes kann derjenige wohl nicht sein, der sich nur so weit und so lange mit den Musen einläßt, als ein bestimmter äußerer Zweck es erheischt, und ihnen dann wieder den Rücken wendet. Aber ein solcher Dichter hätte auch noch keinen Boden gefunden. Dänemark brauchte einen Lessing, keinen Goethe und keinen Schiller, und Holberg wurde dieser Lessing; dem Verfasser des Laocoon im wissenschaftlichen Gebiete allerdings bis zur völligen Unvergleichbarkeit nachstehend, mit dem Schöpfer der Minna aber um die poetische Krone ringend und darin unendlich glücklicher, wie er, daß er bis auf den gegenwärtigen Tag unverdunkelt blieb, weil ihm der Genius nicht folgte. Denn wenn die Späteren, wenn Ewald und vor Allen Oehlenschläger, auch der Art nach über Holberg standen, so blieben sie doch dem Grade nach weit hinter ihm zurück; sie gehörten einer vornehmeren Familie an, aber sie waren sehr arme Mitglieder dieser Familie, während er das Haupt der seinigen war. Sie repräsentiren die Stufe der Productionskraft, wo der geniale Blitz im Einzelnen schon zuweilen durchschlägt, der Verstand, der unerläßliche Begleiter, dafür im Ganzen aber auch nur um so weiter zurücktritt, er diejenige, wo der Verstand das Genie fast ersetzt und die freie Selbstbestimmung vor ihm voraus hat. Das bewiesen sie schon dadurch, daß sie ihre besten Kräfte auf das absolut Unfruchtbare, wenn nicht Unmögliche verwandten. Wie unser Klopstock die Deutschen durch die Hermannsschlacht zu begeistern suchte, statt, wie später Goethe, in die lebendige Zeit des Götz hineinzugreifen, so bemühten sie sich, in beispiellosester Verkennung dieser mythologischen Figuren, den Baldur oder den Stärkodder von den Todten zu erwecken, und

stellten Holbergs drastischen, wenn auch platten und harten Gestalten eine wüste wilde Jagd von Nebelbildern gegenüber, die auslöschen mußten, wenn der Bürgermeister Breme nur einmal ordentlicht nies'te. Der Dänische Lessing behauptete daher das
5 Feld und behauptet es noch.

Begleiten wir ihn jetzt in die Schlacht, wo er seine Lorbeeren gewann. Seine gelehrten und populairen Schriften können wir übergehen, obgleich sie eine eben so bunte, als lange Reihe ausmachen, so daß man neben der für ihre Zeit höchst verdienst-
10 vollen Dänischen Reichshistorie auf Schulbücher, ja auf offenbare Damen-Lectüre stößt; sie bahnten ihm den Weg zum Baron und zur königlichen Tafel, indem sie ihm viel Geld eintrugen, aber nicht den zur Unsterblichkeit. Eine characteristische Anecdote hinsichtlich dieser Arbeiten wird erzählt, die man sich deuten
15 mag, wie man will, zum Vortheil seines Gedächtnisses oder zum Nachtheil seines Fleißes; er ersucht, als er an seine Geschichte der Juden geht, die Bibliothek um Uebersendung der Hülfsbücher, und als er den gewissenhaft zusammengeklaubten Korb mit dem „nöthigen Vorrath" erhält, schickt er ihn auf der Stelle zurück,
20 weil er schon fertig sei. Eben so wenig brauchen wir uns bei seinen comischen Heldengeschichten, seinem Peder Paars und Niels Klimm, oder verwandten poetischen Leistungen aufzuhalten; sie machten ihm zwar einen Namen und werden zum Theil noch gelesen, aber die Erfindungen sind fade, die Satyre ist flach
25 und der ganze Spaß läuft auf jenes willkürliche Knötchenknüpfen und Lösen hinaus, welches den gebildeten Sinn selbst bei der größten Virtuosität selten reizt und nie befriedigt. Merkwürdig sind diese Producte nur aus psychologischen Gründen, indem sie, die doch mit Ausnahme des Niels Klimm sammt und sonders
30 der Jugend des Poeten angehören, fast noch weniger Spuren von Gemüth zeigen, wie die in diesem Punct entsetzlich trockenen Comödien. Dieß allein beweis't schon, daß wir, was oben behauptet wurde, in Holberg keinen vollen und ganzen Dichter

vor uns haben, und also doch wohl auch, daß er nicht zu den ersten comischen Genien aller Zeiten und aller Völker gehören kann, oder sollte die höchste Form des Dramas und vielleicht der Poesie, ja der Kunst überhaupt, nicht auch die universellste Begabung voraussetzen? 5

Wenden wir uns jetzt zu den Comödien, die, wie sie den Tag befriedigten, zugleich die Jahrhunderte beschäftigen und den Autor unsterblich machen sollten. Prutz giebt eine kurze, aber vortreffliche Geschichte des Dänischen Theaters. Französische Truppen amüsirten den Hof, Deutsche Banden das Volk, die 10 einheimische Kunst wagte sich lange nicht über das Puppenspiel hinaus. Endlich im Jahre 1744 wurde ein kleines Schauspielhaus gebaut, in welchem die Dänen sich selbst als Dichter und Künstler versuchen sollten, und für dieses schrieb Holberg seine sämmtlichen Stücke. Hören wir ihn selbst, wie er dazu kam. 15 „Wie ich mit dieser Arbeit (einer statistischen) beschäftigt war, so gerieth ich auf den Gedanken, nach dem Beispiele anderer Völker einige Schauspiele in Dänischer Sprache abzufassen. Ich hielt mich selbst nicht ganz ungeschickt dazu, solche Stücke zu schreiben; auch hatte man mich oftmals gebeten, die Arbeit, 20 welche ich kürzlich verlassen und fast verschworen hatte (die satyrisch-poetische) wieder aufzunehmen. Auf der einen Seite reizte mich das inständige Anhalten meiner Freunde, unter denen sich die vornehmsten Männer der Stadt befanden, deren Befehlen ich nicht gern ungehorsam sein wollte. Auf der anderen 25 jedoch wurde ich von dem Vorhaben abgeschreckt durch den Verdruß, welchen Schriften dieser Art überhaupt mit sich zu führen pflegen. Das unaufhörliche Drängen meiner Freunde indessen überwand endlich meine Abneigung, ich nahm die früheren Arbeiten wieder auf und schrieb jene Schauspiele, welche späterhin 30 auch gedruckt wurden und nun in Jedermanns Händen sind. Ich unterwarf meine Arbeit zuerst der Prüfung einiger Freunde und war noch unentschlossen, ob ich sie überhaupt sollte an's

Licht treten lassen. Weil aber meine Freunde nicht nachließen, mich darum zu bitten, und weil ich außerdem auch noch besorgen mußte, die Stücke mögten verstümmelt und unvollständig veröffentlicht werden, so gab ich endlich einer hiesigen Schauspieler-
5 truppe die fünf ersten Stücke zur Aufführung." Dieß erinnert, dem rein äußeren Anlaß nach, an Gozzi, der seine Tragicomödien schrieb, um das ihm an einem öffentlichen Orte entfahrene scharfe Wort über Goldoni zu motiviren. Auch der Erfolg war bei Beiden gleich. Wie Gozzi sein Publicum augen-
10 blicklich durch das dramatisirte Kindermärchen von der grünen Pomeranze hinriß, um es nie wieder los zu lassen, so begeisterte Holberg das seinige durch den politischen Kannegießer und fesselte es für immer an sich. Eben so stockte bei Beiden die bis dahin staunenswerthe Productionskraft, als der äußere Anlaß, der
15 sie hervorgerufen hatte, wieder wegfiel, bei Gozzi, als seine Truppe sich auflös'te, bei Holberg, als das Theater Bankerott machte. Die Parallele läßt sich noch weiter führen. Gozzi gewann seine Italiäner dadurch, daß er die heißblütigen Naturen von dem Druck des Alltagslebens befreite und ihnen eine phan-
20 tastische Welt aufbaute, in die sie um so lieber hineinflüchteten, als ihnen die Tragödie fehlte, die dasselbe Bedürfniß in tieferem Sinn befriedigt hätte. Holberg zog seine Dänen dadurch an, daß er ihnen Respect vor sich selbst einflößte, Achtung vor ihrem täglichen Thun und Treiben, Liebe zu ihrer engen, knappen
25 Existenz. Beide berührten daher, wenn auch auf verschiedene Weise, den innersten Nerv des Volks, wie er sich nach und nach im Lauf der Zeit bloß gelegt hatte, und verdankten dem Instinct, den sie dadurch bewiesen, ihre mächtigen Wirkungen. Diese Wirkungen hielten sich bei Holberg, um jetzt zu ihm zu-
30 rückzukehren, vom Anfang bis zum Ende seiner Thätigkeit, mit einzelnen unerheblichen Unterbrechungen freilich, auf derselben Höhe, und ihr entsprach seine Productivität, die so weit ging, daß er einmal in einem einzigen Jahre neun Stücke auf die

Bühne brachte. Allerdings nahm er es mit dem geistigen Eigenthumsrecht nicht genau, und wenn man ihn den letzten Seekönig des Nordens nennen wollte, so würde das keineswegs alles Grundes ermangeln. Daß Molière eben so ungenirt verfuhr und seine Diebstähle mit dem Bonmot: ich nehme meine guten 5 Einfälle weg, wo ich sie finde! in kecker Franzosen-Art zu vertheidigen suchte, kann ihn nicht rechtfertigen. Noch weniger die Prutz'sche Berufung auf den bekannten Schiller'schen Ausspruch über die geringe Zahl der tragischen Situationen und Motive. Die aesthetische Thatsache, die Schiller im Auge hatte, ist voll- 10 kommen richtig; eben so unbestreitbar ist es, daß sie sich im Gebiet des Comischen wiederholt. Aber Schiller stieß hier in seiner Sphäre auf dasselbe Phänomen, das Kant in der philosophischen vorschwebte, als er die Kategorieen aufstellte, und er sagte nichts Anderes und wollte auch gewiß nichts Anderes sagen, als daß 15 die unendliche Mannigfaltigkeit der Kunst und aller ihrer Gattungen und Arten auf eben so wenige Grund-Elemente zurückzuführen ist, wie der nach der Breite hin unberechenbare, nach der Tiefe hin aber rasch aufgezählte Reichthum der Welt. Wer dem Dichter, dem tragischen oder dem comischen, die Wieder- 20 holung dieser Situationen und Motive zum Vorwurf machen will, der kann auch mit dem Bildhauer darüber hadern, daß er alle seine Statuen aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammensetzt, mit dem Musiker, daß er sich immer auf derselben Tonleiter schaukelt, ja mit dem Jahr, daß es sich beständig aus 25 Frühling, Sommer, Herbst und Winter aufbaut. Bei Holberg und Molière in ihrem Verhältniß zu Italiänern und Spaniern handelt es sich aber um etwas ganz Anderes, um das wirkliche, nackte, schreiende Plagiat, welches darin besteht, daß man sich innerhalb dieser allgemeinen Sphäre, die der Letzte, wie der Erste, 30 mit gleichem Fug betritt, das aneignet, was ein Anderer bereits vollständig organisirt hat, und dieß muß man verurtheilen, oder auch das geistige Eigenthumsrecht ganz aufheben, alle Denkmäler

umstürzen, alle Literatur-Geschichten durchstreichen und den König Lear allenfalls zur Besiegelung des großen communistischen Actes nur noch als eine Tragödie von der Menschheit für die Menschheit aufführen lassen. So hat z. B. Calderons „Leben ein 5 Traum" und Schillers „Braut von Messina" das tragische Grundmotiv mit dem Oedipus Rex gemein; die Prophezeiung, welche die Menschen in ihrer Angst durch eben die Mittel zur Erfüllung bringen, die sie zur Abwehr und Abwendung der Gefahr ergreifen. Wer jedoch die beiden neueren Dichter des- 10 wegen zu Plagiatoren des Sophocles machen wollte, der wüßte nicht, worauf es hier ankommt, und verwechselte die Elemente, die den Besitz ausschließen, mit den Organisationen, die sich immer an ein bestimmtes Individuum knüpfen, weil sie das Resultat eines individuellen Processes sind. Diese Organisationen 15 gehen aber in diesen drei Stücken so weit aus einander, als sie nur können und nur, wenn sie im Knotenpunct oder in der Lösung, oder gar in der dramatischen Oeconomie zusammenträfen, wäre ein Plagiat vorhanden.

Eben so theilt Holbergs Ulysses von Ithacia und Tiecks Prinz 20 Zerbino das comische Grundmotiv mit der uralten Italiänischen Volkscomödie, ja eigentlich schon mit dem Aristophanes: auf dem Gipfel der comischen Trunkenheit heben die Stücke sich selbst auf, wie der gährende Wein den Schlauch zersprengt oder das schwellende Blut die Ader. Darin muß man aber eben so wenig ein Plagiat 25 erblicken wollen, denn auf dies Moment würde der schöpferische Geist auch ohne alle Ueberlieferung bei gehöriger Potenz jeder Zeit von selbst wieder verfallen; es fließt unmittelbar aus der Natur der Kunst. Anders steht es um die Entlehnung von Situationen und Characteren, obgleich es auch hier, wie durch- 30 aus nicht geläugnet werden soll, ein Frei- und Allgemein-Gut giebt, bei welchem nach dem Mein und Dein nicht gefragt werden kann, weil das individuelle Gepräge entweder an sich zu flach oder doch längst verwischt ist. Holberg bleibt übrigens auch bei

strengster Durchführung dieses Princips noch so viel des Eigenthümlichen übrig, daß er die Abrechnung nicht zu scheuen braucht. Auf dem Grunde des durch die „Kämpeviser“ wieder erweckten Volksbewußtseins fortbauend, sich aber wohl hütend, zu weit zurück zu greifen und etwa, wie später die Tragiker, die Späße 5 des Thor, sein Ringen mit dem alten Weibe und Aehnliches, in Scene zu setzen, hat er in der bürgerlichen Region ein Dutzend Stücke geschaffen, die in ihrer gesunden Mischung von Spaß und Verstand eben so ergötzlich, als echt Dänisch sind und ihm unter den comischen Dichtern vom zweiten Rang für immer seinen 10 Ehrenplatz sichern. Ich sage im Widerspruch mit Prutz: unter den comischen Dichtern vom zweiten Rang! und muß zu dem psychologischen Grunde dieser Behauptung, den ich bei der Characteristik Holbergs schon andeutete, nun auch noch in Kürze den allgemeinen angeben. 15

Wir wollen nicht mit Faust zu den Müttern am Nabel der Erde hinabsteigen; wir wollen uns gleich an die Töchter halten, denn jene antworten nur durch diese. Wir wollen nicht fragen: Was ist das Comische und das Tragische? aber wir wollen fragen: Was ist die Comödie und die Tragödie? Genau 20 besehen: zwei Formen für ein und dasselbe Verhältniß, das sie an den entgegengesetzten Enden packen. Immer ist es der Mensch in seinem Conflict mit den ewigen Mächten, mag man diese nun fassen, wie man will, der dem Drama in beiden Gestalten die Aufgabe stellt, und der ganze Unterschied liegt in der Art der 25 Lösung. Das hatte Plato vor Augen, als er den tiefsinnigen Ausspruch that, es sei die Sache eines und desselben Mannes, Tragödien und Comödien zu schreiben. Das schwebte Goethe vor, als er die Comödie, in Molières Misanthrop, einmal fast tragisch fand und ein ander Mal die Tragödie, die Kunstform 30 selbst, für comisch erklärte. Denn wenn Beide nicht, wie Plato fordert, aus einem Dichtergeist hervorgehen, der mit gleicher Höhe und mit gleicher Schärfe in die dunkle, wie in die be-

leuchtete Hemisphäre der Welt hineinschaut und vermöge dessen im rechten Moment mit den Motiven wechselt, so werden sie, je consequenter sie sich in ihrer schneidenden Einseitigkeit entwickeln, um so sicherer auch in ihr eigenes Gegentheil umschlagen
5 und zuletzt auf den aesthetischen Sinn wirken, wie Goethe es an sich erfuhr. Ein solcher Dichtergeist ist aber bis jetzt nur einmal, nur in Shakespeare, hervorgetreten, und darum hat nur er in der Comödie, wie in der Tragödie, „das Gesetz erfüllt" und das absolut Vortreffliche hervorgebracht. Aristophanes mit seinen
10 immer bittern satyrischen Ausläufen kann uns hier um so weniger ein Einwand sein, als er seinem Freunde selbst keiner war, und Calderon, obgleich demselben Grundgesetz mit Shakespeare folgend, hat doch zu wenig Individualisirungskraft und bewegt sich mit zu wenig Freiheit, um neben ihm in Betracht
15 zu kommen; nur Goethe im Faust kann noch genannt werden, doch ist die comische Ader bei ihm zu schwach, als daß die Mischung vollkommen glückte, wovon er selbst auch wahrscheinlich ein Bewußtsein hatte, da er den Kaspar des Volksbuchs wegließ. Bei dieser Andeutung muß ich es bewenden lassen,
20 die Entwickelung, wenn auch äußerst lohnend, würde dies Mal zu weit führen. Uebrigens hat sich unter den comischen Dichtern zweiten Ranges kaum einer dem Shakespeare so weit genähert, wie eben Holberg in seinem Ulysses von Ithacia, diesem köstlichen Pendant zum Don Quixote des Cervantes, der, wie
25 Letzterer die Rittergeschichten, so die Deutschen Comödien ohne Zusammenhang und Ende persifliren wollte und fast ohne Ahnung des Verfassers zum köstlichen Kunstkrystall gedieh.

88.

Vom Büchertisch.

1858.

Ein Buch von uns Wienern in lustig gemüthlichen Reimlein von Rusticocampius. Leipzig, Verlag von C. L. Hirschfeld. 5

Rahel schrieb einmal an ihren Mann: „Dein Brief ist so katzenklug, daß er Mäuse fangen müßte, wenn er lebendig wäre." Dieser Ausspruch paßt vollkommen auf das „lustig gemüthliche" Buch, das uns hier vorliegt. Der Verfasser, Herr Eduard Bauernfeld, mögte nach der Dedication gern den Titel des letzten Hof- 10 und Volksnarren davon tragen und hat den Muth, bei der Gelegenheit an Kaiser Maximilian und seinen Kunz von der Rosen zu erinnern. Dieser Wunsch ist gar nicht so bescheiden, wie er aussieht, und wird schwerlich in Erfüllung gehen. Dagegen hat er ein so seltenes diplomatisches Talent bewiesen, daß 15 er in jedem Departement des Auswärtigen mit Nutzen zu verwenden wäre. Uns ist nie ein Product vorgekommen, das unter der Maske der Harmlosigkeit so viel Calcül versteckte. Hier ist geradezu Alles berechnet, vom scharfen Stoß an, der in's innerste Gekröse eindringen mögte, wenn nur die Spitze nicht abbräche, 20 bis zum kameradschaftlichen Gekitzel mit dem Lederknopf herunter. Der Meister zeigt sich schon gleich bei'm Zuschneiden des Themas. „Ein Buch von uns Wienern!" Was für ein Wien ist gemeint, das alte oder das neue? Das alte? Wie kommt Herr Dawison und Fräulein Seebach hinein? Freilich, es sind renommirte 25 Schauspieler, und Herr Bauernfeld hat Stücke geschrieben. Das neue? Was haben Bäuerle und Castelli noch darin zu schaffen? Nun, es sind gute Freunde, die ihre vergoldete Nuß zum Spielen haben mußten. Eine noch viel größere Virtuosität tritt aber in der Behandlung hervor. Wie artig sind diese Grob- 30 heiten, wie boshaft diese Complimente! Und wie geschickt sind vor Allem die Blitzableiter angebracht. Wir haben in der ante-

diluvianischen Zeit auch gewisse Verbrüderungsfeste mitgemacht, aber wir tranken auf die Gesundheit Ferdinands des Gütigen und bringen es jetzt in Erinnerung. Wir nehmen uns gegen einen Minister Etwas heraus, aber wir feiern auch „zwei edle 5 Opfer“. Wir binden mit der Montirungscommission an, aber wir rufen: Hoch, Radetzki! Courage, Courage, wenn auch Gewitter in der Luft herumziehen sollten, bei uns wird's nicht einschlagen! Dabei wird fortwährend von Gemüth gebimmelt, was sich nicht viel besser ausnimmt, wie das Vaterunserbeten 10 bei'm Fenstereinwerfen und Laternenzusammenschlagen. Das Buch ist eine merkwürdige moralische Erscheinung; aesthetisch existirt es gar nicht, es gehört zu den plattesten Nachahmungen des Heine'schen Romanzero und verdient in jeder Beziehung die ernstlichste Zurückweisung.

15 Snack un Snurren ut de Spinnstuv. Plattdeutsche Dorfgeschichten in Dithmar'scher Mundart von Dr. Th. Piening. Hamburg, Hoffmann und Campe.

Wir müßten mit der Kritik des Titels anfangen. Snack un Snurren ut de Spinnstuv? Diese „Dorfgeschichten“ haben 20 mit der Spinnstube nicht mehr zu schaffen, als die Novellen von Hackländer und Spindler. Sie sind modern durch und durch, und wenn sie sich auch gerade für den Salon nicht eignen mögten, so wenden sie sich doch an ein ganz anderes Publicum, als sich bei schnurrenden Rädern auf einem Bauerhof um den 25 qualmenden Ofen zu versammeln pflegt. Das ist kein Fehler, aber wozu die Koketterie? Wer Beffchen trägt, muß sie nicht unter'm Hausrock verstecken wollen. Wir müßten weiter fragen: warum sind diese Dorfgeschichten plattdeutsch abgefaßt? Daß Klaus Groth sein „Quickborn“ plattdeutsch schrieb, hatte einen 30 innern Grund; er stellte das dithmar'sche Volksleben vorzugsweise nach der Gemüthsseite dar, und das Gemüth ist nicht so vielzüngig, wie der Geist, es stempelt Einen Ausdruck und hält

ihn fest. Wer sich davon überzeugen will, der vergleiche nur das Original mit der Uebersetzung. Der Unterschied zwischen dem lebendigen und dem ausgestopften Vogel kann nicht größer sein. Bei Herrn Piening steht es aber völlig umgekehrt; seine Dorfgeschichten sind alle hochdeutsch gedacht und auf dem Wege 5 vom Kopf zur Feder in's Plattdeutsche übertragen. Das ist nicht einmal gelungen; man stolpert jeden Augenblick über eine verunglückte Wendung, die an die Gallicismen unserer aus Paris herübergeholten Theaterstücke mahnt, oder sagt der Plattdeutsche etwa: „Matthis wehr ganz sin Ansich“ und „Jedes Ding harr 10 ja sin Wissenschaft“ ꝛc. Wenn es aber auch gelungen wäre, was wäre damit erreicht? Wir sind weit entfernt, die Declamationen, womit Herr Ludolf Wienbarg in einer verschollenen Broschüre gegen das Plattdeutsche zu Felde zog, unsererseits zu billigen oder gar zu unterstützen; es hat das vollste Recht, als 15 Idiom fortzuleben und mag auch vom Dichter angewendet werden, wo er es nicht entbehren kann. Wir müßten es jedoch beklagen, wenn sich jetzt noch, drei Jahrhunderte nach Luther, der den Kampf zwischen den beiden Schwestern zum Heil der Nation durch seine Bibelübersetzung ein für alle Mal entschied, neben 20 der hochdeutschen eine selbständige plattdeutsche Literatur etabliren und das einzige Band, das die deutschen Volksstämme noch zur Einheit zusammenknüpft, zerreißen wollte. Es würde auch schwerlich viel dabei herauskommen; man denke an Holland. Nein, diese Dorfgeschichten brauchten nicht darum, weil sie in Dith- 25 marschen spielen, in dithmar'scher Mundart geschrieben zu werden; sie hätten im Hochdeutschen eher gewonnen, als verloren. An und für sich sind sie aber recht gut und beurkunden ein schönes Unterhaltungstalent. Das erste Stück: „Wer Gott vertraut, hat gut gebaut!“ will freilich nicht viel heißen; daß ein Mädchen 30 ihren Namen verheimlicht, weil ihr Vater ein Verbrecher war, ist zu oft da gewesen. „Hans Höhek“ ist schon anziehender, aber doch bloß Anecdote. Vortrefflich dagegen ist: „de schwatte Kater“;

hier geht der Verfasser über Klaus Groth, dem die Erfindungs-
kraft fast ganz zu fehlen scheint, hinaus, wenn er anders nicht
selbst entlehnt hat. Die übrigen Sachen sind jedenfalls ergötzlich,
wenn wir „Hans Roger“ ausnehmen, der gänzlich mißglückt ist
5 und hier und da sogar an's Ekelhafte streift; rohe Studenten-
geschichten, die zum Theil schon vor 20 Jahren auf dem Theater
zu Tode gehetzt wurden, dürfen nicht wieder aufgewärmt werden
und am allerwenigsten so plump.

Drei Erzählungen von Emil Kuh. Troppau und Leipzig, bei
10 Alf. Traßler.

Diese drei Erzählungen ringen, was die Composition anlangt,
mit einander um die Krone der Schlottrigkeit und legitimiren
sich dadurch als echt österreichische Producte. Der Verfasser
versagt der realen Welt hartnäckig seine Anerkennung und negirt
15 ihre sämmtlichen Gesetze. Es ist eine bloße Güte von ihm, daß
er nicht Menschen mit zwei Köpfen auftreten läßt oder den
Blüten der Bäume nicht die Früchte voranschickt, denn auf dem
Standpunct, den er nun einmal gewählt hat, wäre er vollkommen
dazu berechtigt gewesen. Das Alles thut jedoch Nichts; für
20 die Verkehrtheit des Ganzen entschädigt die Vortrefflichkeit des
Details. Sind die Charactere dramatisch unwahr, so werden
einzelne Stimmungen hinreißend geschildert; sind die Situationen
unmöglich, so glänzen sie doch in echt poetischen Farben. Er hat
sich offenbar an schroffen Vorbildern, wie Heinrich von Kleist ꝛc.
25 geschult, aber die Geister, die er herauf beschwor, sind ihm noch
zu mächtig und grinsen ihn an, statt ihm zu dienen. In seinem
willkürlichen Anhäufen von Zügen, die zwar elementarisch be-
deutend, aber im besonderen Fall überflüssig oder gar störend
sind, gleicht er noch zu sehr der Elster, die silberne Löffel und
30 goldene Ringe zusammenträgt und sich bloß das Nest damit ver-
dirbt. Das wird anders werden, er wird das Mißverhältniß
zwischen der Armuth seiner Erfindungen und dem Reichthum

seiner Ausführungen auszugleichen wissen und dann gewiß Erfreuliches leisten. Walter Scott wäre ihm jetzt als Studium zu empfehlen.

89.

Dramatische Literatur. 5

Marie Bluntfield. Ein Trauerspiel in fünf Aufzügen von Arnold Ruge. Erster Act. 1858. (Deutsches Museum.)

Ulrich von Starkenberg. Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer. Innsbruck 1858. (Selbstverlag.)

1858. 10

Gewiß nur des Contrastes wegen haben Sie mir diese beiden Musterproben des Deutschen Dramas mitgetheilt, des Contrastes wegen, der zwischen den beiden Dichtern, wenn auch keineswegs zwischen den Hervorbringungen derselben besteht. Stolz und frech hält Arnold Ruge, welcher Verfasser höchst 15 schätzbarer philosophischer Abhandlungen ist, leider aber auch zugleich Entdecker und alleiniger Vertreter einer politischen Weltanschauung, die durch Detmolds satyrische Illustration ihr größtes Renommée erhielt, mit dem ersten Act einer Marie Bluntfield in Deutschland seinen Wiedereinzug. Demüthig und auf- 20 richtig bescheiden, wie es scheint, schreitet neben dem seines Sieges gewissen Triumphator in Martin Meyer ein wackerer Tiroler daher und bietet seinen Ulrich von Starkenberg aus, wie seine Landsleute ihre Handschuhe und Tücher. Der Kritiker steht verlegen in der Mitte, denn es fällt ihm eben so 25 schwer, den Einen zu loben, als den Andern zu tadeln, und doch soll er gerecht sein.

Ich wurde vor einer Reihe von Jahren einmal an einem öffentlichen Ort in Hamburg einem Fremden vorgestellt, einem ehrwürdigen Greise mit lang herabwallenden Silberlocken und 30

einem weihevollen Gesicht. Ich wußte selbst nicht, warum es eigentlich geschah, erfuhr es aber bald, indem der Vermittler mir mit Unterwürfigkeit zuflüsterte, daß der Alte sich nicht bloß im öffentlichen Leben, wie in Wissenschaft und Kunst, bedeutend
5 hervorgethan und einen großen Namen erworben, sondern auch ganz nebenbei das Geheimniß entdeckt habe, aus Erdäpfeln das vortrefflichste Kalbfleisch zu machen. Obgleich ich jung genug war, um mir den Stein der Weisen, die Universaltinctur und das Lebens-Elixir noch als wirkliche Inventurstücke der Welt
10 ohne Widerspruch gefallen zu lassen, so setzte mich diese Eröffnung doch in einiges Erstaunen. Wie wuchs mein Erstaunen aber, als der Alte ruhig bemerkte, darauf sei er nicht stolz, denn das sei eine Kleinigkeit, von der man gar nicht reden müßte, aber er gewinne aus dem Abfalle der Erdäpfel auch
15 jedes beliebige Gemüse und bereite aus dem Abfalle des Abfalls noch ein sehr dauerhaftes Stiefelleder, und darauf, fügte er mit einer verbindlichen Verbeugung gegen mich hinzu, bilde er sich allerdings ein wenig ein. Mir wurde deutlich, daß Cagliostro in einer neuen Gestalt vor mir stand, und ich zog
20 mich zurück, bevor ich die übrigen Wunderdinge, die noch im Anzuge schienen, vernommen hatte, aber unendlich oft bin ich an diesen Mann und seine Erdäpfel durch Schriftsteller erinnert worden, die geradezu Alles können, und die, wenn die eine Richtung ausgebeutet ist, sich über Hals und Kopf in die andere hinein
25 werfen, wie ein amerikanischer Kellner, der zu predigen anfängt, bevor er noch die Laufschürze abgeworfen hat. Nie jedoch ist dieß auf bedauerlichere Weise geschehen, als durch Arnold Ruge und seine poetischen Productionen. Seine „neue Welt“ mit ihrer thörigten Vorrede und ihrem läppischen Prolog sei
30 ihm seiner wissenschaftlichen Verdienste wegen verziehen, aber gegen diese Marie Bluntfield, die nach Schiller und Walter Scott noch eine Maria Stuart bringen will, muß man alles Ernstes protestiren. Der Würzburger Philosoph Johann Jacob

Wagner gab eine förmliche Dichterschule heraus und machte sich anheischig, jeden auch nur halbwegs begabten Menschen zu einem guten Poeten umzuschaffen. Arnold Ruge scheint die Wahrheit dieser wunderlichen Theorie durch sein eigenes Beispiel practisch darthun zu wollen. Wenn aber Wagner schon durch 5 die auf dem Wege des Selbst-Experiments gewonnenen Proben sich schmählich prostituirte, so ist dieß bei Ruge fast noch mehr der Fall, und diesen muß man bei seinen oft dargelegten vortrefflichen Einsichten in die Natur des Aesthetischen einer schweren Sünde zeihen, während Jener in seinem Stumpfsinn 10 vollkommen unzurechnungsfähig war und für seine bleischweren Reimereien eine Entschuldigung hatte. Man hört nicht darum auf, abstract zu sein, weil man, anstatt dem Faden nachzuspähen, der Himmel und Erde verknüpft, sich einmal mit Menschen und menschlichen Dingen befaßt und das Product der Wahrschein- 15 lichkeits-Rechnung, was sich diesen gegenüber ergiebt, in eine poetische Form kleidet. Es giebt im Gegentheil eine Abstraction, die ganz Anschauung zu sein scheint, weil sie immer ein concretes Object mit dem anderen vergleicht und jeden Gedanken in ein willkürlich aufgegriffenes Bild auflös't, und die doch 20 noch heilloser ist, wie diejenige, die in unverlarvter Nacktheit hervortritt. Und in beiden Arten excellirt Ruge. Seine Charactere und Situationen sind nach der Wahrscheinlichkeits-Rechnung zusammengesetzt, die ihn dagegen sicher stellt, daß er die junge Königin von Schottland nicht als Conventiklerin auftreten und 25 den Reformator Knox keine Arie aus dem Don Juan absingen läßt, und sein Dialog mit dem unausgegohrenen Mischmasch von epigrammatischen Spitzen und rohen plastischen Ansätzen verhält sich zum dramatischen Ausdruck, wie die Eiszapfen am Dach, die vor der Sonne in scheußlichen Mißgestalten weg- 30 tröpfeln, zu dem ruhigen Strom, in dem sie sich spiegelt. Eben darum ist der vorliegende erste Act dieser Marie Bluntfield auch zum Urtheil völlig genügend, denn wo die Elemente

fehlen, kann in alle Ewigkeit kein Organismus entstehen. Ruge hat über Dichter zu richten, und er wird ihnen, wenn es ihm gefällt, seine Politik bei Seite zu lassen, immer willkommen sein; er muß sich aber nicht selbst unter sie mischen.

5 Martin Meyer äußert sich über Grund und Zweck seines Dramas nachstehendermaßen im Vorwort: „Als ich vor einigen Jahren Beda Webers, meines geschätzten Landsmannes, Geschichtswerk: Oswald von Wolkenstein und Friedrich mit der leeren Tasche durchlas, drang sich mir sogleich der Gedanke 10 auf und ward durch die ausdrückliche Bemerkung des Verfassers noch bestärkt, daß die Vorgänge jener Zeit, der Kampf des Tirolischen Adels gegen die staatlichen Neuerungen Friedrichs und ganz vorzugsweise der muthvolle, bis zum Aeußersten getriebene Widerstand der Brüder von Starkenberg einen lohnen- 15 den Vorwurf zur dramatischen Bearbeitung biete, um so mehr, als ich in den letzteren und einigen hervorragenden, eng mit ihnen verbundenen Adelshäuptern nicht sowohl die Träger veralteter feudaler Grundsätze, sondern vielmehr die Verfechter edler persönlicher Freiheiten und höherer patriotischer Ten- 20 denzen zu erkennen glaubte. Mogte ich mich hierin täuschen oder nicht, ich faßte die Sache einmal von diesem Gesichtspuncte auf und wagte mich an den Versuch. In wie weit es mir gelungen, meine Aufgabe zu lösen und Charactere und Begebenheiten jener Zeit zu einem dramatischen Gebilde zu gestalten, 25 muß ich der Kritik zur Entscheidung überlassen; immerhin glaube ich jedoch in Rücksicht des schwer zu bewältigenden Stoffes auf einige Nachsicht hoffen zu dürfen, wenn mein Talent zu schwach war, um der historischen Treue, den Bühnentechnischen Rücksichten und zugleich den dramatischen Anforderungen 30 durchwegs gerecht zu werden.“ Was ist darauf zu antworten? Der Historiker wird sagen: Du hast dich im Gesichtspunct geirrt, und der Aesthetiker: Deine Aufgabe ist durch Goethes Götz von Berlichingen bereits gelös't.

90.

Aus Karl Ludwig v. Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. (1774—1813.)

Ein Beitrag zur deutschen Hof- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. Jena. Mauke 1858. 5

1858.

Heinrich Düntzer fährt unermüdlich fort, die Papierkörbe zu durchstöbern und aus den Brief-Chatullen hervor zu ziehen, was Ratten und Mäuse übrig gelassen haben. Wenn Franzosen und Engländer von der Art Literatur Notiz nehmen, die er mit 10 einigen Geistes- und Gesinnungsgenossen bei uns pflegt, so müssen sie einen Schluß daraus ziehen, der dem deutschen National-Character wenig günstig sein kann. Wo so viel Aufhebens von Schnitzeln und Abfällen einer bedeutenden Geistesthätigkeit gemacht wird, da kann wenig Capital im Umlauf sein, und wo 15 man sogar die Bedienten-Livreen ausbrennt, da stellt das Gold sich gewiß nie in Barren ein! So müssen sie denken und sich verwundern, daß wir nicht hinter jedem Menschen, dem zuweilen ein Einfall kommt, einen Stenographen mit ewig-offener Schreibtafel aufpflanzen. 20

Von Schillers Briefen wird Niemand auch nur einen einzigen überflüssig finden; es war ein Vortheil, den sein früher Tod mit sich brachte, daß er nicht redselig ward. Von Goethe ist für seinen eigenen Ruhm, wie für den seines Volks, schon viel zu viel gedruckt worden, und wenn alle die biographischen und 25 sonstigen Nothbehelfe wirklich zum Verständniß seiner Werke unentbehrlich wären, die aus den entlegensten Ecken und Winkeln zusammengeschleppt wurden, so würde es schlimm um diese Werke stehen. Das ist aber keineswegs der Fall, sondern es wird bloß von den Herausgebern vorgeschützt, um ihr mißliches 30 Geschäft mit einigem Anstand fortsetzen zu können. Goethes Bedeutung ist jedoch so groß und seine Wirkung bis auf diesen

Tag so allumfassend und tiefgehend, daß man es mit den Götzen=dienern auf der einen Seite und den Industrie=Rittern auf der anderen nicht gar zu genau zu nehmen braucht. Lassen Kaiser und Könige es sich doch gefallen, auf Wirthshausschildern zu para=diren; warum soll der Nationaldichter nicht auf dem Aushänge=schild einer Literaten=Bude prangen und Narren hineinlocken?

Was soll man aber sagen, wenn diese „vertrauten Mit=theilungen" aus dem Artus=Kreise gar kein Ende finden, und wenn man sich nach den Tafel=Reden des Königs und seiner Helden auch die Bedienten=Gespräche, ja den Küchen= und Stall=Klatsch bieten lassen soll? Ich dächte doch, da wäre es an der Zeit, zu protestiren! Nicht zwar, als ob der alte Knebel, wie ihn Varnhagen von Ense und Theodor Mundt durch die Heraus=gabe seines Briefwechsels und Nachlasses hingestellt haben, nicht eine höchst ehrwürdige Gestalt wäre! Ich mögte ihn um Alles an seinem Platz nicht entbehren. Aber hatten wir daran nicht genug, und wenn nicht, hat Guhrauer durch die Korrespondenz Knebels mit Goethe die etwa noch vorhandenen Lücken nicht bis zum Uebermaß ausgestopft? Ich glaube, Jedermann wird die Frage mit Ja beantworten, der nicht in jedem guten Vergleich, der irgendwo vorkommt, eine besondere Gnade Gottes erblickt und in jeder treffenden Bemerkung eine Bereicherung unseres geistigen Nibelungenhorts! Das vorliegende Buch ist ein durch=aus überflüssiges und muß um so entschiedener zurückgewiesen werden, als sich sonst vielleicht Leo von Seckendorf und Herr von Einsiedel auch noch mit „Beiträgen zur deutschen Hof= und Sitten=Geschichte" einstellen könnten. Knebel selbst bietet keine einzige neue Seite dar, seine Familien=Verhältnisse, auf deren schärfere Beleuchtung Heinrich Düntzer in der Einleitung ein sonderbares Gewicht legt, sind uns gleichgültig, und seine Schwester Henriette schreibt Briefe, wie jedes deutsche Mädchen von Bildung und Erziehung sie schreiben kann.

Wozu das drucken? Aber es ist einmal gedruckt, und man

muß sich darauf einlassen. Ich mögte nun diesen Beitrag zur „Deutschen Hof- und Literaturgeschichte“ lieber einen „Nachtrag zu Böttigers Memoiren“ nennen, die wohl noch Manchem im Gedächtniß sind. Denn daß Bruder und Schwester sich lieben, gehört bis jetzt in der Welt noch nicht zu den seltenen Er- 5 scheinungen, und daß Menschen, die mit Schiller und Goethe, mit Wieland und Herder umgehen, hie und da ein vernünftiges Wort aussprechen, ist auch kein Wunder. Das Eigenthümliche ist daher in den Randglossen zu den Weimarer Situationen und Characteren zu suchen, und diese erinnern sehr stark an Böttigers 10 Kammerdiener-Kritik, deren wir in Deutschland um so eher entrathen können, als uns keine Nation der Erde den Vorwurf machen wird, daß wir unsere Helden und Heroen verziehen. Sehen wir uns in der Schatzkammer um und sammeln wir die Perlen, wenn auch nur zur Bekräftigung unseres Urtheils. Um 15 mit der Knebel'schen Familie anzufangen, so taucht zunächst ein Vater auf, den der Sohn nachstehendermaßen characterisirt: „Es ist einmal ein innerlich verrückter und zerstörter Zustand der Seele, für den er gegenwärtig selbst nicht mehr kann, den er auch selbst schon seit langem her nicht mehr zu ändern im Stande 20 ist, ob er gleich das Unrecht davon einsehen mag, und der deshalb, wenn er nicht unglücklicherweise uns als seine Kinder von einer zu widrigen und unabänderlichen Seite berührte, außer aller moralischen Consideration liegt und schlechterdings nur unter die sich zugezogenen physicalischen Uebel gehört, die keine moralische 25 Empfindlichkeit rege machen sollten.“ Die Schwester äußert sich ergänzend: „Unserem Vater will ich Deinen Glückwunsch zum Geburtstag gelegentlich ausrichten; freilich interessirt ihn jetzt nicht viel mehr, als das tägliche Brot.“ Daneben erscheint ein eben so undefinirbarer Bruder. „Diesen Morgen — schreibt 30 Henriette nach dem Tode des Vaters — habe ich an Lebrecht einen langen Brief geschrieben, weil ihn der arme Tropf so nöthig hat; er hat mir fast verboten, den Papa jetzt sterben zu lassen,

und da mußt' ich mich vor ihm entschuldigen." Wir unsererseits fragen: wozu wird der Vorhang von diesen Dingen weggezogen; wenn es aber doch jener Curiositäten-Freunde wegen geschehen sollte, die den Faust mit Vergnügen für die Elle hingeben wür-
5 den, womit Goethes Aeltervater, der alte ehrbare Frankfurter Schneider, seinen Patroninnen vor hundert und funfzig Jahren zu einer Adrienne das Maaß nahm: warum erfahren wir nicht mehr? Nichts fataler, als für ein Räthsel, statt der Lösung, ein anderes zu erhalten, und wir wissen trotz aller Aufklärung noch
10 immer nicht, ob Knebel senior durch den Trunk oder durch die Karten so heruntergekommen war. Nach diesem Ehrengedächtniß, das dem Erzeuger aufgerichtet worden ist, nicht durch die Kinder, die nicht ahnen konnten, daß man ihre flüchtig hingeworfenen Blätter einmal zu einem Brennesselkranz zusammenreihen würde,
15 sondern durch den Herausgeber, wenden wir uns zu den Penaten des Hauses. Diese haben wir in dem Großherzog von Sachsen-Weimar und in der Großherzogin zu suchen, denn dies wahrhaft durchlauchtige Paar gründete Knebel, wie so manchem Anderen, den die Lebenswoge unbarmherzig hin und her warf,
20 eine zwar bescheidene, aber doch auskömmliche Existenz, und Karl August schrieb dem Schützling, als dieser die ihm ausgesetzte Pension aus Zartgefühl einmal nicht länger annehmen zu können glaubte, einen Brief, der zu den höchsten Documenten menschlichen Geistes- und Seelen-Adels gehört und in seiner Simplicität
25 und Größe den erhabenen Verfasser allein schon bei seiner Nation in unvergänglichem Andenken erhalten müßte, wenn er auch nie der Mäcen Schillers und Goethes geworden wäre. Daß es Knebel trotzdem hin und wieder in seiner Situation zu eng wurde, wird ihm Niemand verargen, der weiß, daß der Schuh überall drückt,
30 und daß der beste Schuster immer hinter den Bergen wohnt. Characteristisch und der Aufbewahrung werth ist das Wort, daß der Großherzog aus der Ferne wohlthuend wirke, in der Nähe aber vernichtend; es bestätigt Goethes Ausspruch über seine

durchaus dämonische Natur. Wem aber ist ein Commentar, wie dieser, nicht peinlich? „Von unsern Umständen will ich Dir weiter Nichts sagen, sie sind eben auch nicht lachend. Der Unterschied ist, daß der Herzog die uninteressirtesten, gutmüthigsten und edeldenkendsten Menschen hat, wie vielleicht kein Fürst in 5 Deutschland, daß ihm aber ein böser Genius das Interesse für seine eigenen Leute weggenommen und auf ein Preußisches Kürassier-Regiment transplantirt und ihm dadurch eine Menge widrige und unfaßliche Maximen in den Kopf gesetzt. Er hat das Centrum seines Daseins außer seinem Lande gesetzt; dadurch 10 verliert Alles Kraft, Muth und Leben, zumalen bei der engen Wirthschaft und den kleinen Besoldungen." Wir können es Karl August nicht so sehr verübeln, daß er in ernster Zeit über die Gränzen seines Fürstenthums hinausschaute und sich an seine Reichsstandschaft erinnerte, wir müssen ihn eher darum loben. 15 Wer mag nun gar Nachstehendes über die Großherzogin lesen? „Es ist mir ganz lieb, daß Du an die Herzogin geschrieben hast, da sie sich öfters nach Dir erkundigt. Bei ihrem angebornen und dann auch fürstlichen Mißtrauen ist es gut, wenn man sie an eine alte Anhänglichkeit glauben läßt, sonst glauben 20 sie endlich an gar nichts mehr, und dieß ist eben nicht das Gefühl, was selig macht, weder sich selbst, noch die andern. Ein Character dieser Art wird ohnehin mit zunehmenden Jahren nicht glücklicher, und Alles, was sie noch Gutes genießen, ist ein Zurückblick auf einen Sonnenschimmer der Jugend, der sich aber 25 auch immer seltner der Seele zeigt." Dazwischen Klagen des Bruders, daß er aus Rücksichten zuweilen spielen müsse und nur Groschen gewinne, aber Laubthaler verliere, und der Schwester, daß die Großherzogin sich ihrer Abkunft von einem großen Hause immer stärker bewußt werde! Mit den Geschwistern hadert man 30 natürlich nicht; man denkt sich die Grippe oder einen Podagra-Anfall hinzu, und die Verstimmung ist erklärt, obendrein setzen sie sich gegenseitig die Bedingung, jedes anstößige Blatt zu ver-

brennen. Aber was entschuldigt den Herausgeber? Kaiser Augustus hat sich den Dank der Nachwelt dadurch verdient, daß er die Aeneide den Flammen, denen der vom Tod übereilte Dichter sie geweiht hatte, entzog; muß man darum aber auch geistige Ex-
5 cremente retten, die Nichts beweisen, als daß der Mensch nicht zu allen Stunden gesund ist? In's Ergötzliche schlägt das bis dahin widerwärtige Geträtsch um, wo es auf die Poeten und die durchreisenden Gäste kommt. Von dem alten Wieland erfährt man, daß er des Abends seine Parthie „l'hombre" so gern
10 machte, weil er immer Glück zu haben pflegte. Die Staël sagt über die Herren, die sie am Hofe zu Weimar kennen lernt: „ils ont tous l'air, comme s'ils n'étaient pas nés encore," was die Artigkeit der bescheidenen Französin auf deutschem Boden wirklich glänzend documentirt. Den König von Preußen betrachtet
15 Henriette mit Gall'schen Augen und findet, daß der Geiz im Schädel sehr sichtbar sei, daß der Hochsinn aber auch nicht fehle. Ein Prinz, der in Petersburg während des Antichambrirens jedes Mal ein Gedicht von J. N. Götz, dem Verfasser der von Friedrich II. so warm belobten Mädcheninsel, auswendig lernt,
20 ist gewiß eine singulaire Erscheinung; ein Graf Görz, der alles Schlechte, „wie ein Gewerb", betrieb, ist es vielleicht weniger. Die Bemerkung Henriettens über die Weimarer Aerzte, daß sie immer den Hunger, nie aber das Gegentheil bei ihren Patienten als Krankheitsursache voraussetzten, ist boshaft, hat aber in Bezug
25 auf Thüringen ethnographischen Werth. Nach Schillers Tode schreibt sie ihrem Bruder: „Es ist merkwürdig, daß Schiller allein in seinem schön organisirten Kopf gelebt hat. Die Aerzte stimmen darin überein, daß sie nie einen so verdorbenen und aufgelös'ten Körper angetroffen hätten, Alles verknorpelt, nur
30 den kleinsten Rest von Lunge und, stelle Dir vor! gar kein Herz mehr, nichts als ein Stückchen Haut." Das wird unseren Physiologen zu denken geben. Der Aesthetiker kann sich an den Urtheilen des Fräuleins über die Werke des abgeschiedenen

großen Dichters erbauen. Seine „Maria Stuart“, deren erste Vorstellung sie mit „auszustehen“ hatte, ist ihr zu lang. Die Aeußerungen „von des guten Wielands“ Heftigkeit und Verzweiflung waren das einzig Angenehme, was sie am Leben erhielt. Ueber die „Turandot“ hat er eine so lange Brühe 5 gegossen, daß das Gozzi'sche Märchen ganz unverdaulich geworden ist. Die „Braut von Messina“ hat schöne Stellen, ist aber doch etwas trocken, auch sind „die leichteren und helleren Farben“ fade. Am gründlichsten wird der „Tell“ vorgenommen; der frische Eindruck, den sie von diesem empfing, verdient ganz 10 wiedergegeben zu werden. „Da ich“ — schreibt Henriette — „den großen“, man könnte ihn auch den „langen“ Tell nennen, glücklich ausgehalten habe, so kann ich ihn auch loben; denn ich dachte, die Hitze würde mich umbringen, weil es ganz gedrängt voll Menschen war, und der größte Spaß an diesem Tage 15 waren die vielen Kutschen und Reiter, auch Fußgänger, welche alle die Jenaische Straße herbei kamen. Da war es billig, daß sie nicht für drei, sondern für fünf Stunden Vergnügen bekamen, um sich recht zu sättigen. Die Geschichte von Tell selbst ist, dünkt mich, für sich immer interessant genug, und es war 20 durch die Decoration gesorgt, wiewohl mit aller Meyer'schen und Goethe'schen Steifigkeit, uns recht in die Schweiz zu versetzen. Fragst Du endlich nach den Dialogen, so muß ich mit Seufzen antworten: zu lang, viel zu lang! Des Wilhelm Tell eigentliche Geschichte fängt sich erst mit dem dritten Acte an. Die 25 Princeß findet, daß das Stück kein Ganzes wäre, sondern aus mehreren bestände, und sie hat auch Recht. Im zweiten Acte der lange Bund der Eidgenossenschaft, wobei in der Wirklichkeit nicht der dritte Theil von Worten nöthig war, dann zwischen Tells Geschichte noch ein langweiliger Schweizer Prophet, den 30 man lieber hinter dem Theater sterben sähe, denn sterben muß er, man weiß nicht, warum. Dann noch eine Liebesgeschichte eines jungen ausgearteten Schweizers, den die Geliebte wieder

durch viele hohe Worte zur Raison und in sein Vaterland bringt. Dann kommt wieder Herzog Albrecht vor, der den Kaiser ermordet hat. Und zuletzt wäre es doch Schade gewesen, wenn Tell, dessen starker Character ziemlich gut gehalten war, 5 da er nur handelt und wenig spricht, nicht auch noch ein langes Monolog halten sollte, woraus, wie aus Allem, nur Schiller spricht und nicht der Mann selbst.“ Daß Goethe nicht mehr Gnade findet, braucht wohl nicht erst ausdrücklich bemerkt zu werden, und daß Henriette bei so vielem inneren Respect vor 10 dem Dioscuren-Paar sie alle Beide im Gegensatz zu Uz und Mathisson für aufgeblasen und stolz erklären muß, wird Niemand befremden. Das Alles ist aber nicht einmal neu, man trifft in den Jean Paul'schen und Herder'schen Correspondenzen schon mehr, als zu viel davon an. Darum frag' ich, ob es nicht end- 15 lich an der Zeit ist, auszurufen: Laßt die Todten ruhen!

91.

Literaturbriefe.

1858.

I.

20 Eine Sendung neuer Bücher erinnert immer an das Gesicht des Apostels von dem Tuch mit den reinen und den unreinen Thieren und fordert zu sehr ernsten Betrachtungen auf. Wenn man erwägt, daß die Cultur eigentlich abnimmt, wie das Schreiben zunimmt, indem der Maaßstab für das zu Leistende nothwendig 25 verloren gegangen sein muß, bevor eine Zeit sich massenweise zum Leisten berufen glauben kann, so mögte man sich Gervinus und seinen Nachfolgern unbedingt anschließen und als Kritiker einen eisernen Besen in die Hand nehmen. Wenn man dann aber wieder bedenkt, daß die Generationen überhaupt nicht viel 30 auf einander vererben, und daß der wahrhaft Gebildete den Schatz

seiner Bildung der Welt am Ende seiner Tage eben so wenig testamentarisch zu hinterlassen und ihn in Circulation zu erhalten vermag, wie der große Gelehrte seine Gelehrsamkeit, so wird man milder gestimmt und fühlt sich geneigt, der Gegenwart ein gewisses naives Recht zuzugestehen, sich um die Vergangenheit nicht zu 5 bekümmern. Nur darf dies Recht nicht gar zu weit ausgedehnt werden, und zu weit wird es jedenfalls ausgedehnt, wenn die Gegenwart in die Vergangenheit zurückgreift und ein vorhandenes, mehr oder minder gutes Bild hervorzieht, um es zu übermalen und ein schlechteres an die Stelle zu setzen. Das ist aber bei 10 einigen neuen Dramen geschehen, die wir aus diesem Gesichts-punct prüfen wollen.

Der Schmied in Ruhla. Schauspiel in vier Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig.

Den Stoff bildet die bekannte Anecdote von dem Landgrafen 15 Ludwig dem Eisernen in Thüringen, der incognito als ein kleiner Nero in eine Schmiedewerkstatt eintrat und als ein zweiter Titus wieder daraus hervorging, weil der schlaue Cyclop ihm ein Collegium über Staatsweisheit gelesen hatte. Das giebt allenfalls, wenn der rechte Meister darüber kommt, eine Ballade, nie ein 20 Drama, weil man bei so rascher Gemüthsumstimmung nur an gefrierendes Wasser denkt, das seine Festigkeit vor dem ersten Sonnenblick wieder verliert, keineswegs aber zu dem neuen eisernen Mann das rechte Zutrauen faßt. Wenn jedoch ein Drama ver-sucht werden soll, so hat Achim von Arnim längst gezeigt, wie 25 es ausfällt, und Peter Lohmanns Verse sind nicht geeignet, Arnims kräftige Prosa aufzuwiegen.

Ulrich von Starkenberg. Ein Drama in fünf Acten von Martin Meyer. Innsbruck, Selbstverlag.

Der Verfasser behandelt das Tehma des Götz v. Berlichingen, 30 nämlich den Verzweiflungskampf des freien Adels gegen die

Uebergriffe der Fürstengewalt; er bringt es aber nicht so weit, wie der Dichter des Fust von Stromberg.

Die beiden Cagliostro. Drama in fünf Acten von Robert Giseke. Leipzig, F. A. Brockhaus.

5 Dieses Stück adressirt sich so ausschließlich an's Theater, daß es eigentlich nur durch eine Aufführung recensirt werden kann. Wenn diese gelingt, so ist jeder Salto mortale, den der Dichter zunächst durch das Ganze und dann auch wieder im Einzelnen wagt, vollkommen gerechtfertigt. Sie zu verlangen, 10 ist er auch durch manche Vorzüge seiner Arbeit berechtigt; die Handlung ist nicht ohne Interesse und spannend angelegt, die Charactere sind der Art, daß man vielleicht bei Lampenbeleuchtung ein Paar Stunden an sie glaubt, und der Dialog ist flüssig, oft sogar glänzend. Doch ist es gar wohl möglich, daß die Wirkung 15 schon auf der Bühne in die eines Operntextes ohne Musik umschlägt; im Lesen ist das ganz gewiß der Fall, und weit mehr, wie bei Groß-Kophta, in dem dasselbe Wagstück mit ungleich größerer Virtuosität durchgeführt ist und der doch auch an der Unmöglichkeit scheitert, das unüberwindlich Nüchterne und Wider- 20 wärtige, was in der Natur des italiänischen Erzlügners liegt, mit dem Wunderbaren zu verschmelzen. Das mag gelingen, wenn man eine Stufe höher steigt und den falschen Religionsstifter, z. B. Mohamed, nur nicht in Voltaires Manier, in seine Elemente auflös't, denn da hat man es doch mit allgemeinen, 25 die Welt umfassenden Zwecken zu thun, welche das Subject über die Mittel hinwegblicken lassen, deren es sich bedient, und den Jesuitismus gewissermaßen vermenschlichen. Ein Cagliostro aber, der nichts weiter will, als behaglich leben und kurz vor dem Wechselarrest in Ruhe sterben, ist und bleibt in alle Ewigkeit 30 der bloße Superlativ jenes ägyptischen Zauberers, der in den Champs Elysées zu Paris oder im Thiergarten zu Berlin mit

dem Würfelbecher in der Hand und der spitzen Mütze auf dem Kopf für Kinder und Ammen um ein Billiges den Erxleben oder den Eckartshausen in Scene setzt.

II.

Es ist eine verwunderliche Erscheinung, die dem Literaturfreund 5 nicht entgangen sein kann, daß sich im letzten Decennium die epischen Dichtungen in Deutschland ungemein stark vermehrt haben. Darin müßte man einen Fortschritt erblicken, wenn diese Dichtungen aus einer gesteigerten Fülle plastischer Kraft hervorgegangen wären, der die Formen der Novelle, der Erzählung 10 und des Romans nicht mehr genügen konnten. Es verhält sich aber in den meisten Fällen geradezu umgekehrt; wer nicht das Zeug hatte, eine spannende Novelle, eine motivirte Erzählung oder einen wohl gegliederten Roman zu liefern, der trat als Epiker auf. Das Publicum ist leider noch immer geneigt, den 15 Vers an sich schon als eine Leistung zu betrachten und sich in gebundener Rede Dinge gefallen zu lassen, welche es mit Entrüstung abweisen würde, wenn der Poet sie ihm in schlichter Prosa vortragen wollte. Man frage sich z. B., ob eine Handlung, wie sie der in 10 oder 20 Auflagen verbreiteten Amaranth 20 zu Grunde liegt, in dem nachsichtigsten aller Sterblichen wohl einen geduldigen Zuhörer fände, während vielleicht ein Kosakenhetman sein Roß anhielte, wenn er im Vorüberbrausen auch nur einen einzigen Zug von dem Kampf zwischen Hector und Achill oder dem zwischen Hagen und Siegfried auffinge, um Alles 25 zu hören. Denn Homer vergißt über dem Ida und den schönen Aussichten, die der Berg darbietet, nicht den Jupiter-Ammon, der darauf sitzt, und der Dichter der Nibelungen über die gestickten Hofkleider nicht die Helden, die sie tragen sollen. Die ephemeren Epiker, von denen hier die Rede ist, kommen aber „vom Buchs- 30

baumlöffel mit dem Pflaumenmus" kaum zur Hand, die ihn zum Munde führen soll, und dennoch verlangt das Epos eben darum, weil es auf der einen Seite die Welt in ihrer ganzen erdrückenden Breite entfaltet, um so unerbittlicher auf der andern,
5 daß der Mensch sich mächtig von ihr abhebt. Zu den besten Producten dieser Art gehört unbedingt

Euphorion. Eine Dichtung aus Pompeji in vier Gesängen von Ferdinand Gregorovius. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Es ist eine beachtungswerthe Talentprobe, aber auch er ist
10 stark im Beiwerk und schwach im Hauptpunct; die Beschreibungen sind vortrefflich, und die Figuren sind unbedeutend. Der Verfasser hat die „letzten Tage von Pompeji" zu seinem Thema gewählt und erinnert an einen berühmten, zu seiner Zeit viel gelesenen Roman von Bulwer. Die Aehnlichkeit ist aber keine
15 bloß äußere, durch den Stoff hervorgerufene; das Gedicht ist im Gegentheil durch die ganz und gar moderne Behandlung der Liebe entschieden auf den Boden des Romans hinübergerückt worden, und weis't die Forderungen desselben nun doch wieder vornehm ab. Das giebt einen eben so unauflöslichen, als un-
20 erquicklichen innern Widerspruch zwischen der Staffage und den Figuren; wenn wir uns an die Ampeln und Marmorbecken halten, so vermissen wir die Lydia des Horaz, und wenn wir auf Euphorion und Jone eingehen, so wünschen wir ihnen deutsche Taufnamen und sehen uns nach der Theetasse um. Der
25 Verfasser wende nicht ein: der Mensch bleibt zu allen Zeiten und unter allen Umständen Mensch. Das ist vollkommen richtig, aber er wird in allen seinen Lebensäußerungen durch die jedesmalige Culturstufe seines Volkes bedingt, und der Römer hatte nicht die entfernteste Anlage zum Werther. Dieser Mangel ist
30 schlimm; noch schlimmer ist ein anderer. Ein Bild kann an einen verkehrten Platz gehängt und dessen ungeachtet gut aus-

geführt sein; ein deutscher Jüngling kann sich in Pompeji wunderlich ausnehmen, aber uns recht wohl gefallen, sobald wir ihn in Gedanken unter eine Linde versetzen, die melancholisch vom Mond beschienen ist. Doch dem Euphorion ist auch dadurch nicht zu helfen; der Verfasser hat den Uebergang vom Epos zum Drama, vom äußern Umriß zum treibenden und springenden Lebenspunct, nicht ein einziges Mal gefunden, und bis auf einzelne Züge, die aber eben darum an Funken erinnern, die in's Wasser fallen, ist Alles todt und kalt geblieben. Im ganzen Homer steht nicht eine Rede, die trotz der unendlichsten Kunst, die sich hinter ihr verbirgt, nicht einen Eindruck machte, als ob sie improvisirt wäre; im ganzen Euphorion findet sich keine, die nicht sorgfältig für ein Declamatorium vorbereitet und auswendig gelernt schiene. Dagegen verdienen die Schilderungen das höchste Lob, und aus dem Ganzen spricht ein reicher, gebildeter Geist, der zwar nicht berufen sein dürfte, die Geheimnisse der Menschenbrust zu verkünden, der aber auf anderen Gebieten gewiß Erfreuliches leisten wird.

Jerusalem. Epische Dichtung von Adolph Stern. Leipzig, Verlag von Heinrich Hübner.

In diesem Gedicht decken sich Staffage und Figuren besser, wie in dem vorigen, die Aufgabe war aber freilich auch leichter, denn wir stehen auf dem Boden der jüdisch-christlichen Weltanschauung, und haben Menschen vor uns, die nicht bloß unser Fleisch und Blut mit uns theilen. Das soll jedoch nicht zum Nachtheil des Verfassers gesagt sein; er hat den Fall Jerusalems in einer Reihe ergreifender Bilder vorgeführt und nicht bloß im Ganzen historischen Blick bewiesen, sondern auch im Einzelnen jenen feinen Sinn für's Detail beurkundet, von dem die Beseelung abhängt. Hier werden keine Platonischen Dialoge gehalten, sondern menschliche Gespräche, die zu dem, was eben vorgeht, in unmittelbarster Beziehung stehen, ohne darum in's Triviale

zu fallen und etwa die orthographischen Fehler der Alltagsrede mit zur Naturwahrheit zu rechnen. Dafür spricht auch Alles zum Herzen.

Anna. Ein livländisches Lebensbild von Minna von Mädler geb. Witte.
5 Hannover, Karl Rümpler.

Ein Buch, das aus dem Elsaß oder aus den Ostseeprovinzen kommt, kann gewiß bei jedem Deutschen auf doppelte Nachsicht zählen. Wenn sich daher auch nicht läugnen läßt, daß diese „Anna“ besser als einfache Novelle hervorgetreten wäre, da der
10 gestrenge Gebieter, der Reim, ihr mehr genommen, als gegeben hat, so wird sie sich dennoch Freunde erwerben und verdient es auch durch manche liebliche Schilderung und manchen der Natur abgelauschten Zug.

III.

15 Die Singvögel gehen im deutschen Dichterwalde nicht aus; auch in den letzten Monaten hat sich, unbekümmert um Eis und Schnee, wieder eine große Anzahl eingestellt. Wir wollen sie dies Mal in solche eintheilen, die einzeln fliegen, und in solche, die in Schaaren erscheinen, und die ersteren zuerst vornehmen.
20 Freilich müßten wir lächeln über unser eignes Geschäft; das Echo, das sie finden, ist ihre beste Kritik, und wenn die Nachtigall überhört wird, weil es gerade Jahrmarkt ist und alle Liebenden zum Tanz eilen, der Spatz aber Jubel erregt, weil sein Geschmetter zum Lärm der Janitscharenmusik paßt, so läßt es sich beklagen,
25 aber nicht ändern. Der Tag verrauscht, die Nacht bricht ein, und wie Weniges erlebt den nächsten Morgen!

Gedichte von Karl Gottfried Ritter von Leitner. Zweite sehr vermehrte Auflage. Hannover, Victor Lohse.

Diese Sammlung tritt bereits in zweiter Auflage hervor,
30 und sie verdient eine noch größere Verbreitung, denn sie bietet

des nachhaltig Schönen Vieles dar. Zwar können wir nicht mit Karl von Holtei in Leitner einen Balladendichter erblicken, der, wenn nicht neben, so doch unmittelbar hinter Ludwig Uhland mit erhobenem Haupt einher zu schreiten berechtigt wäre. Dazu fehlt nicht mehr, als geradezu Alles: Tiefe und Ursprünglichkeit der Erfindung eben so, wie Glut und Präcision der Ausführung. Auch in seinen Liedern vermißten wir den leichten Flügelschlag der Fittige, ohne dafür durch Gold und Edelsteine in den Fängen entschädigt zu werden; sie können so wenig als Gemüthsergüsse, wie als Reflexionserzeugnisse befriedigen. Die Gelegenheitsgedichte wären sogar besser ganz weggeblieben; derartige Votivtafeln dürfen nur Goethe und Schiller aufstellen, und der letztere hat es nicht einmal gethan. Höchst Erfreuliches liefert der Dichter dagegen im Sonett, und vortrefflich ist er im Epigramm. Die Abtheilungen: „Im Park Rosenhain“ und „Friedhof-Blumen“ sind lyrischer, als alle seine Lieder, und plastischer, als alle seine Balladen, und in den „vermischten Distichen“ finden sich Stücke, welche die griechische Anthologie zieren würden; z. B. Canova, die Tanzende und Anderes.

Neue Gedichte von Rudolph Gottschall. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt.

Wenn die Schönheit auf dem Wege des Bürstens, Reibens, Zähneputzens und Salbens zu Stande käme, so hätten wir sie hier vollendet vor uns stehen. Dieser Mittel bediente sich jedoch die Venus nicht, ehe sie aus dem Meere emporstieg, sondern Frau Pompadour, bevor sie ihr Boudoir verließ. Die ganze Sammlung macht den Eindruck absichtlicher und bewußter Koketterie, und das sowohl durch die Materie, wie durch die Form. Angelernte und geschickt nachgemachte Naturlaute wechseln ab mit sogenannten socialen Bildern: jene erinnern an die Italiäner, die in großen Städten zur Weihnachtszeit mit künstlichen Vögeln hausiren gehen, deren Gezwitscher sie nach-

äffen; diese, z. B. Mammon, würde man kaum bei Eugen Sue ertragen. Der Vers tänzelt bald leichtfertig dahin, ohne Grazie zu erlangen, und erhebt sich bald wieder in überkühner Vermessenheit zur gereimten Ode, ohne den Inhalt sonderlich zu 5 steigern, wenn man ihn nicht in der Ueberschrift erblickt. Wie stechen solche gespreizte Prachtstücke gegen das einfach-natürliche „Strandbild“ ab, das für des Dichters Talent ein besseres Zeugniß ablegt, als der ganze übrige Band.

Gedichte von Otto Banck. Leipzig, Verlag von Karl Fr. Fleischer.

10 Auch aus dieser Sammlung spricht eine Individualität, die sich ihrer stark bewußt ist. Aber das Selbstgefühl hat hier nichts Widerwärtiges, es ist der natürliche Ausdruck einer Jugendkraft, die sich zum ersten Mal an dem stumpfen Widerstand der Welt versucht und ihn vielleicht zu gering anschlägt, nicht 15 aber das traurige Product eines künstlich unterhaltenen Rausches, der die Illusion um keinen Preis fahren lassen will. Die positive Seite des Dichters liegt in der Reflexion, wenn er auch nichtsdestoweniger dem Gemüthsleben manches reizende Bild abgewinnt, und gipfelt, wie bei Leitner, im Epigramm, jedoch 20 in derjenigen Gattung desselben, welche man zu Eschenburgs oder Bouterwecks Zeit die französische oder altdeutsche zu nennen pflegte. Mancher seiner „sinnreichen Einfälle“, um den alten Namen zu brauchen, verdiente, im Logau zu stehen, und Besseres kann man schwerlich zur Empfehlung des Buches sagen.

25 Gedichte von Emil Kuh. Braunschweig, Georg Westermann.

Der Dichter ist uns schon als Erzähler begegnet, und wir haben schon bei Beurtheilung seiner Erzählungen, so scharf sie im Allgemeinen auch ausfallen mußte, sein seltenes Talent für alles Zuständliche bereitwilligst anerkannt. Da das Zuständliche 30 nun in der Lyrik Hauptsache ist, so versteht es sich von selbst, daß er uns jetzt in viel höherm Maaße befriedigt, wie früher.

Seine Sammlung enthält zwar keine jener wunderbaren Kunstkrystalle, die sich an Phantasie, Herz und Geist zugleich wenden, weil alle drei gleichen Antheil an ihnen haben, aber sie bietet Manches dar, was, wenn es auch von der höchsten Region ausgeschlossen bleibt, doch ohne Zweifel in der unmittelbar an sie 5 gränzenden auf einen Ehrenplatz Anspruch machen darf. Wir dürfen sie daher jedem Freunde echter Poesie warm empfehlen.

IV.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, die in Schaaren fliegen, wenigstens dies Mal; denn die Möglichkeit, sich noch ein- 10 mal höher zu erheben und dann vom großen Schwarm abzusondern, wollen wir nicht Jedem der Dichter absprechen, die uns jetzt beschäftigen werden. Nach der alten Rangordnung geht das Geistliche dem Weltlichen voran; prüfen wir denn zunächst die Sänger, die sich vom Kirchendach herab vernehmen 15 lassen, anstatt sich auf dem Apfelbaum zu wiegen oder im blühenden Hollunder zu verstecken. Da treffen wir zuerst Karl Simrocks Sionsharfe (Elberfeld, B. L. Friederichs), die wir nur darum hier herein ziehen, denn ihr gebührte allerdings ein anderer Platz, um ein Maaß für das Uebrige zu haben. 20 Diese Sammluug altkatholischer Kirchenlieder, mit gewohnter Vorsicht und Geschicklichkeit vom Herausgeber zusammengestellt, ist historisch eben so interessant, als sie aesthetisch und ethisch befriedigt; sie adressirt sich nach der Vorrede an alle Freunde des Schönen und der geistlichen Dichtung, ohne Unterschied der 25 Confession, und diese ernsten Klänge, die zum Theil schon ein volles Jahrtausend heiligte, werden auch ohne Zweifel jedes empfängliche Gemüth trösten, erschüttern oder erheben. Anders steht es mit den Gedichten Gedeons von der Heide (Schaffhausen, Fr. Hurter). Weit entfernt, die Religion zu 30

suchen, wo der Dogmenstreit ein Ende hat, und wo das: „Ein' feste Burg ist unser Gott" harmonisch mit dem „Ave Maria" zusammenklingt, thut der Verfasser Alles, was irgend an ihm liegt, um den kirchlichen Hader auf's Neue zu entzünden. Glücklicherweise bleibt die Kraft weit hinter dem Willen zurück, obgleich das Selbstbewußtsein in ihm unglaublich stark ist und ihm gestattet, sich seinem Volk am Rhein als einen „Barden" zu empfehlen, wegen dessen es alle anderen fortjagen müsse. Es hat daher Nichts zu sagen, daß er den Erzbischhof von Köln für einen Märtyrer und einen Heiligen zugleich erklärt und den Zeitgeist in den Bann thut; im Interesse der Religion selbst mögten wir ihm aber rathen, keine zweite Ballade, wie die „Rosenkranzpredigt des heiligen Dominicus" zu machen, denn er ist nicht der Mann, der unsern Herrn und Heiland Jesus Christus mit einer Dirne in ihrer Kammer zusammenbringen kann, ohne ihn zu prostituiren. Seinen Wunsch, daß sich der „ketzerischen" Literatur eine katholische gegenüber stellen mögte, wird übrigens jeder patriotisch gesinnte Protestant theilen; es wäre ein schöner Gewinn, wenn wir, mit oder ohne Wunder, einen zweiten Schiller und einen zweiten Goethe erhalten könnten, und auch ein Calderon oder ein Cervantes wären nicht zu verachten. Viel erquicklicher, wenn auch poetisch nicht eben bedeutend höher stehend, sind Ernst Pfeilschmidts Heil'ge Zeiten. (Leipzig, Brockhaus.) Das inhaltschwere Evangelienwort: „an ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen" bildet den Kern des anspruchslosen Büchleins, und Christen aller Confessionen werden es mit Erbauung lesen können, denn wenn es auch Luther, Zwingli und andere große Vorkämpfer der Reformation feiert, so geschieht das auf edel menschliche Weise und kann den vernünftigen Katholiken so wenig verletzen, wie die Verherrlichung der Heiligen und Märtyrer den Protestanten in der „Sionsharfe". Durchaus trivial sind dagegen Georg Wilhelm Schulzes geistliche Lieder (Halle bei Richard

Mühlmann) und werden, obgleich fast alle bekannten Kirchenmelodien angepaßt, schwerlich in irgend einem Gesangbuch gastliche Aufnahme finden; das reicht noch nicht einmal an den allezeit fertigen Johann Rist, und Rist fand doch wenigstens die Sprache noch nicht auf der Stufe vor, wo sie „für Jeden dichtet und denkt", der selbst Nichts in sie hinein zu legen hat. 5

Indem wir nun zu den weltlichen Sängern übergehen, begegnen wir zunächst zwei Veteranen, Veteranen des Lebens und zum Theil auch der Literatur. Karl Ludwig Storch (Gedichte, bei Brockhaus) bietet in einem mäßigen, wohl gesichteten Bande die reifen Resultate gediegener Mannes- und Menschenbildung dar, aber, wir fügen es um so unumwundener hinzu, als der Dichter selbst in der Zueignung auf ungeschminkte Wahrheit dringt, ohne poetische Verklärung. Seinem Talent können wir den Lorbeer nicht zuerkennen, wohl aber seinem Character den Eichenkranz. A. v. Maltitz (Noch ein Blatt in Lethe; Weimar, T. F. A. Kühn) zeichnet sich durch scharfe und kühne Schilderungen unserer gesellschaftlichen Zustände aus und würde sich in diesem Gebiete bei etwas weniger Breite hier und da zum Vortrefflichen erhoben haben; die lyrischen Anläufe dagegen wollen Nichts sagen, und die biblischen Scenen erinnern an die Zeit Geßners, wo man Adam und Eva darzustellen glaubte, indem man ihnen die modernsten Empfindungen und Gedanken lieh, statt einfach ein Kind auf seinem ersten Spatziergang zum Vorbild zu nehmen. Das „Nebelleben" eines Anonymus (Weimar, bei T. F. A. Kühn) ist zu platt, um mehr als erwähnt werden zu können; diese Reimereien gehören zu den Pilzen, die nach des Verfassers eigner Meinung über den Gräbern gefeierter Größen emporschießen, sobald sie geschlossen sind. Dem „Album lyrischer Originalien, zum Besten der Hinterlassenen der im Hauenstein-Tunnel Verunglückten herausgegeben von Friedrich Oser" (Basel bei Schweighauser) mögte man des frommen Zwecks wegen die größte Ver-

breitung wünschen. Es ist auch insofern interessant, als es aus allen deutschen Gauen, vom danisirten Holstein an bis zum französisirten Elsaß hinauf, poetische Proben liefert. Wenn man jedoch aus diesen auf den Stand des deutschen Parnasses über-
5 haupt schließen müßte, so wäre das Ergebniß traurig. Glücklicherweise haben wir das nicht nöthig. Adolph Strodtmanns „Hoheslied der Liebe" (Hamburg, Th. Niemayer) und Ludwig Bunds „Nachtschatten" (Düsseldorf, in Commission bei Schaub) fassen wir zusammen; was sich hier für Poesie
10 ausgiebt, ist ein Gemisch von Sprachschaum und Rhetorik. Höchst vortheilhaft stechen gegen diese Producte einer willkürlichen innern Erhitzung die Gedichte von Albert Träger (Leipzig, Ernst Keil) ab. Die Sammlung ist jedenfalls verfrüht und darum zu monoton, aber der Dichter erregt Hoffnungen
15 durch die Tiefe seiner Empfindungen und das weise Maaß seines Ausdrucks.

92.

Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke.

In Characteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt.
20 Erster Band: John Webster. Berlin 1858. Verlag von R. Decker.

1858.

Die Shakespeare-Literatur häuft sich auf bedrohliche Weise in Deutschland und mahnt mit jedem Jahre stärker an das schneidende Distichon der Xenien, das durch die Auslegerschaar,
25 die einst hinter dem großen Königsberger Philosophen einherzog, wie hungrige Raben hinter dem Pflüger, in's Leben gerufen wurde und das mit dem unartigen Pentameter schloß: „Wenn die Könige bau'n, haben die Kärrner zu thun!" Es dürfte eben so belehrend, als ergötzlich, sein, auf die vielen
30 Stadien, welche diese Literatur bereits durchlaufen hat, einen flüchtigen Rückblick zu werfen. Welch ein Abstand zwischen dem

durch Goethes Recension in den „Frankfurter Anzeigen“ unsterblich gewordenen Reconvalescenten, der ein Shakespear'sches Drama bearbeitete, d. h. auf den Kopf stellte und verstümmelte, um die Zeit, die zwischen dem Wegsetzen der letzten Medicinflasche und der Wiederaufnahme der Acten verstrich, doch nicht ganz ohne nützliche Beschäftigung hingehen zu lassen, und einem Enthusiasten von heute! Wurde der Dichter ehemals betrachtet und behandelt, wie im Mittelalter ein altrömischer Bau, das Colisseum z. B., aus dem Fürsten und Bettler ihren Bedarf an Materialien holten und aus dem selbst Michel Angelo die Steine zum Pallast Bramante brechen ließ, so erweis't man ihm jetzt fast mehr Ehrfurcht, wie einem gothischen Dom, und sucht selbst in den Spinnengeweben, welche die Fenster verdunkeln, ja in den Spatzen- und Schwalbennestern der Gesimse Sinn und Bedeutung. Wie schüchtern führt Wieland ihn ein; wie vorsichtig verwahrt sich der feine Mann, der wohlgerathene Zögling der Franzosen, der sein ganzes Leben lang den Griechen zu opfern glaubte und doch jedes seiner Gebete nach Paris richtete anstatt nach Athen, in seinen breiten Glossen gegen den Verdacht, als ob er die Derbheiten und Excentricitäten des fremdartigen Gastes billige oder gar theile; wie oft schießt er ihm aus seiner unerschöpflichen Casse, die später auch dem Lucian und dem Horaz zu Gute kam, etwas gemeinen Menschenverstand vor und setzt einen Orakelspruch dadurch zur Bauernregel herab. War Wielands Auffassung aber bloß eine enge und beschränkte, und konnte sie bei dem allgemeinen Stand der aesthetischen Bildung und bei der Größe der Aufgabe auch füglich keine andere sein, so war die der Stürmer und Dränger, der Lenz, Klinger, Wagner u. s. w., die sich ihr entgegenstellten und sie verhöhnten und verspotteten, geradezu eine verkehrte und stand nicht allein mit Shakespeare, sondern mit der Kunst selbst in Widerspruch, indem sie, keineswegs zufrieden, der Deutschen Muse den beklemmenden Schnürleib abzuziehen, ihr gern auch

noch den Brustkasten zerschlagen hätten, um ihr einen freien und vollen Herzschlag zu verschaffen. Nur Lessing war es gegeben, hier, wie überall, keinen Schritt über die Linie hinaus zu gehen und keinen hinter ihr zurück zu bleiben; wären die goldenen
5 Worte, die er bei Gelegenheit des Weiße'schen Richard aussprach, beherzigt worden, so würde unser dramatisches Raritäten-Cabinet um Vieles ärmer, unser Theater aber vielleicht um einige brauchbare Stücke zweiten oder dritten Ranges reicher sein. „Shakespeare — sagt er — will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir
10 Genie, so muß uns Shakespeare das sein, was dem Landschaftsmaler die **Camera obscura** ist, er sehe fleißig hinein, um zu lernen, wie sich die Natur in allen Fällen auf eine Fläche projectirt, aber er borge Nichts daraus." Seine unmittelbaren Zeitgenossen hörten nicht auf ihn und verpufften ihre Kräfte,
15 doch Schiller und Goethe gingen, nachdem der erste Jugendrausch verflogen war, auf seinen gesunden Gesichtspunct ein und gaben uns ein nationales Drama, indem sie sich im Einzelnen von Shakespeare so fern hielten, als möglich, ihn im Ganzen aber nie aus den Augen verloren. Das war die rechte Mitte, die
20 eingehalten werden muß, wenn der Segen sich nicht in Fluch verwandeln soll. Die romantische Schule* zerstach den Damm aber bald wieder, den uns're beiden größten Dichter im Bunde mit unserem ersten Kritiker weise und besonnen aufgeführt hatten, und seitdem haben wir die Ueberschwemmung. A. W. Schlegels
25 Vorlesungen, in Wien gehalten, machten Epoche und das mit Recht, obgleich man nicht die letzten Gründe der Dinge bei ihm suchen darf, hinsichtlich deren man sich schon mit ungleich größerem Glück an seinen Bruder wendet. Solgers ausführliche Beurtheilung dieser Vorlesungen ist in Bezug auf das Verständniß
30 Shakespeares ein wahrer Canon und wurde weit öfter benützt, als citirt. Tiecks oft versprochenes großes Werk ist nicht fertig geworden, nicht einmal fragmentarisch, wie es scheint, und das ist trotz seiner etwas aparten Ansichten über den Character der

Lady Macbeth und über den berühmten Monolog des Hamlet zu bedauern, denn vor allen Früheren und Späteren war er geeignet, das Capillar-System der Shakespeare'schen Organismen zu entwickeln, und dadurch allein wird die Einsicht in die Thätigkeit des Dichters lebendig. Doch hat er durch einzelne Abhand- 5 lungen viel gethan und noch mehr vielleicht durch seine Lese-Abende. Die Romantiker hatten noch zu kämpfen, aber sie gingen als Sieger aus der Schlacht hervor, und das so vollständig, daß sie ihr eigenes Werk nicht wieder zu zerstören vermogten, was ein Theil von ihnen ein Decennium nachher durch 10 Einführung des Calderon alles Ernstes versuchte. Nun folgten, um nur die hervorragendsten Namen zu nennen, Franz Horn, Ulrici, Rötscher, Vischer, Gervinus u. s. w., und auch die Uebersetzungen drängten und verdrängten einander in stürmischer Hast, mit einer Licenz beginnend, die den halben Dichter von vorn- 15 herein aufgab, und sich zu einer Aengstlichkeit steigernd, die lieber den Genius der eigenen Muttersprache verläugnet, als auf irgend ein Adjectiv Verzicht leistet. Eben so erging es auf der Bühne. Hamlet und Lear wurden von Schröder zu Familienstücken zugeschnitten und fanden auch in dieser Gestalt nur als 20 Paradepferd des Virtuosen Eingang. Schiller und Goethe bemühten sich, das für unser reflectirendes Publicum zu üppige Detail dieser Weltbilder zum Vortheil des Ganzen auf ein faßliches Maaß zurückzuführen, und ein so seltsamer Mißgriff Goethes Romeo und Julie auch sein mag: Schillers Macbeth 25 ist ein Meisterstück des Deutschen Geistes. Die Romantiker, die ihren Shakespeare lasen, wie die Juden den Talmud, verlangten sogar das altenglische Theater-Gerüst zurück und hätten mit dem nämlichen Recht auf Talgkerzen bestehen können. Jetzt wird der Dichter überall so unverkürzt gegeben, als die localen Verhält- 30 nisse es nur irgend gestatten. So hat er sich denn vollständig durchgesetzt, und ohne Zweifel wird ganz Europa im Jahre 1864 sein dreihundertjähriges Jubiläum feiern, die Germanischen Völker

aus Liebe und Begeisterung, die Romanischen aus Respect. Als eine Art Bärenhäuter trat er in eine Gesellschaft ein, die an das Geschaukel des französischen Alexandriners so gewöhnt war, wie an die grünen Taxuswände von Versailles, und die sich ver-
5 wunderte, daß er überhaupt nur gehen und stehen konnte. Der Studentenjubel, der durch die Fenster hereindrang und die Ohren betäubte, war mehr geeignet, ihm zu schaden, als ihm zu nützen, und nur die unveränderliche Theilnahme des kühlen Lessing, so wie das ernste Studium des reifenden Goethe schützte ihn vor
10 dem Schicksal, mit rasch veraltendem Modetand in die Rumpelkammer zurück geworfen zu werden, in der er bereits zwei englische Revolutionen verschlafen hatte. Jetzt giebt es bei uns nicht leicht einen Professor der Philosophie, der ihm nicht ein ganzes oder ein halbes Buch widmet, und wenn ein ermüdeter
15 Historiker sich von Geschichte und Politik einmal erholen will, so schreibt er einen vierbändigen Commentar über ihn.

Wir Deutsche haben nun alle Ursache, uns mit Shakespeare gründlich zu beschäftigen, ja stolz auf ihn zu sein, denn ohne Frage ist er weit mehr aus den germanischen Elementen der
20 englischen Misch-Nation hervorgegangen, als aus den romanischen, und so lehrt er uns unter Anderem auch, was aus uns werden kann, wenn zu dem Vielen, was wir besitzen, nur ein Weniges von dem, was uns mangelt, hinzukommt. Nichtsdestominder schrieb schon Goethe seinen bekannten Aufsatz: „Shake-
25 speare und kein Ende!“ und wahrlich nicht ohne Grund. Seitdem hat sich die Lage der Dinge aber so verändert, daß fast Jedermann, der ein Paar neue Bemerkungen über den Dichter zu machen hat, sich berechtigt glaubt, gleich ein dickes Buch über ihn zu bringen, und wenn ich eine Opposition, die „von dem
30 Londoner Theater-Director und seinem unordentlichen und wüsten Scenenbau“ zu spechen anfängt, auch eben nicht billige, so kann ich sie doch vollkommen begreifen und mögte sie, wenn ich das „Kriegsrecht“ mit seinen Consequenzen in Erwägung ziehe, nicht

einmal allzu hart schelten. Jedenfalls wird es Zeit, die Shake-
speare-Literatur streng zu überwachen, damit sich auf der einen
Seite das absolut Werthlose, wozu ich z. B. die Vehse'sche
Expectoration rechnen muß, nicht ungebührlich anhäufe und auf
der andern wirkliche Kern-Werke, wie die von Ulrici und
Gervinus, nicht durch Luxus-Arbeiten, die ohne sie gar nicht
möglich gewesen wären, überwuchert und in den Hintergrund
gedrängt werden. Ueber das Buch, das mir zu diesen Be-
trachtungen den Anlaß giebt, und dem wir uns jetzt näher zu-
wenden wollen, muß ich, da es auf fünf Bände berechnet ist,
mein Endurtheil natürlich aufsparen. Der Herausgeber will,
nach der Vorrede, durch vergleichende Characteristiken der her-
vorragendsten Zeitgenossen Shakespeares und Uebertragungen
ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge
zur Kenntniß der altenglischen Bühne liefern. Er glaubt, daß
seine Vorgänger Tieck, Baudissin u. s. w. gerade die werthvollsten
Dramen unbeachtet gelassen haben. Er meint endlich, daß junge
Dramatiker von diesen Zeitgenossen Shakespeares vielleicht mehr
lernen dürften, wie von ihm selbst, denn, „indem wir sähen, was
sie von ihm gelernt hätten, würden wir zugleich wahrnehmen,
was wir selbst von ihm lernen könnten, ohne in jene unglück-
liche Nachahmung zu verfallen, die so viele Neuere characterisire."
Die Wahrheit seiner ersten Behauptung hat er nun durch den
Inhalt der folgenden Bände darzuthun, und es ist billig, den
Beweis abzuwarten, so auffallend es auch ist, daß ein Kenner
des Gegenstandes, wie Tieck, gerade das Beste übersehen haben
soll. Was jedoch die zweite betrifft, so ist nach meiner Ueber-
zeugung in Lessing, um geradezu den Antipoden zu citiren,
noch mehr von Shakespeare zu finden, wie in seinen Zeitgenossen,
von dem nämlich, was Shakespeare zum Shakespeare macht, von
dem riesigen, Alles umfassenden Verstand, von der festen, nie
zitternden Hand, mit der er die Weltrichter-Waage hält, und von
der unbestechlichen Strenge, womit er die menschlichen Loose

vertheilt. Unter allen seinen Zeitgenossen aber steht John Webster, den uns der Herausgeber in sonderbarer Wahl zuerst vorführt, in diesem Hauptpunct wohl am allerweitesten von ihm ab. Gehen wir näher auf ihn ein.

5 Der Herausgeber bemerkt mit Recht, daß ein dramatischer Dichter, der im Bau und im Organismus seiner Stücke schwach ist, überhaupt nicht stark sein kann; ein Mensch ohne rothe Wangen ist noch immer ein Mensch, aber die rothen Wangen können nicht selbständig in der Luft herum fliegen. Wenn er jedoch zu glauben
10 scheint, daß den Plänen John Websters nichts weiter, als Verworrenheit (im Ganzen) und Ueberladung (im Einzelnen) vorzuwerfen sei, so muß ich ihm auf's Entschiedenste widersprechen: seine Dramen gehören, mit kaum einer Ausnahme, unbedingt zu den „monstres détestables", welche Friedrich dem Zweiten
15 die Englische Bühne so verhaßt machten. Der Kunst-Verstand, der bei Shakespeare das Größte und das Kleinste zusammenknüpft und vom Centrum aus selbst die Fliege beherrscht, die am äußersten Rande der Peripherie zu Boden fällt, ist gänzlich abwesend; man könnte aus den regellos in der Luft verflatternden
20 Blumen des Feuerwerkers eher einen Kranz winden, als dies rohe Gewühl von Characteren und Situationen, die innerlich Nichts mit einander zu thun haben, auf eine lebendige Einheit zurückführen. Diese Stücke sind wirklich so beschaffen, wie die Shakespeare'schen unseren Vorfahren er-
25 scheinen mußten, als sie von dem blind laufenden Genie faselten, das allenfalls die Thür des Hauses verfehlen dürfe, weil sich vor dem anrennenden Kopf auch gleich in der Mauer ein bequemer Eingang zu öffnen pflege. Hier brüstet die „Ursprünglichkeit", die dem Causal-Gesetz so ängstlich aus dem Wege
30 geht, wie das Lamm dem Wolf, sich im vollsten Glanz und bringt es denn auch zu einer geistigen Schöpfung von so viel Bestand und Gehalt, wie eine physische haben würde, welche, um das Unsinnige und Unmögliche einmal als denkbar zu

nehmen, Nichts von der Gravitation wissen wollte. Es wird nützlich sein, dieß im Einzelnen an der „Herzogin von Amalfi", die uns als das eigenthümlichste Werk des Dichters vorgeführt wird, gründlich nachzuweisen.

Die Handlung besteht darin, daß die Herzogin, eine schöne, 5 junge und edle Wittwe, sich gegen den Willen ihrer Brüder heimlich und unter ihrem Stand wieder verheirathet, und daß diese sie und ihren Gemahl dafür tödten. Der Einsichtige ersieht schon hieraus, daß sich statt der tragischen Sphäre die conventionelle vor ihm aufthut, denn dadurch, daß sich eine Herzogin 10 zum zweiten Mal vermählt, wird kein ewiges Gebot verletzt, sondern höchstens ein Familien-Tractat, und dadurch, daß sie unter ihren Stand hinabsteigt, erbittert sie nicht die sittlichen Mächte, sondern bloß ihre vornehmen Verwandten. Eine fürstliche Heirath kann allerdings das Motiv zu einer Tragödie ab- 15 geben, und Shakespeare hat es im König Johann gezeigt, aber dann muß eben, wie es im König Johann geschieht, ein Staat die Ehe schließen oder bekämpfen, und unsere Herzogin tritt als reine Privatperson auf und hat mit den Schicksalen der Völker Nichts zu schaffen, nicht einmal ihr Sohn aus erster Ehe wird, 20 obwohl genannt, als wirkliches und wirksames Hinderniß eingeführt. Wir erfahren daher gleich an der Schwelle, daß wir auf das Wesentlichste alles dessen, was uns zur Tragödie hinzieht, Verzicht leisten müssen, denn wer fühlte sich da befriedigt, wo der Mensch nicht geopfert, sondern bloß geschlachtet wird, 25 und wer hätte einen Criminalfall nicht lieber aus der ersten, als aus der zweiten Hand? Aber auch in dieser untergeordneteren Sphäre, die das Vortreffliche ausschließt, ist das Tüchtige noch möglich; lernen wir hier nicht mehr, wie der Mensch zu Gott und Welt steht, so lernen wir doch vielleicht noch, wie er sich 30 unter gegebenen Bedingungen zu seines Gleichen verhält, und auch das verlohnt sich zuweilen der Mühe.

Prüfen wir, wie das Stück sich zu dieser bescheidenen

Forderung stellt, und vergegenwärtigen wir uns, daß hier an die Stelle des eigentlichen dramatischen Interesses das psychologische tritt, daß wir also in demselben Maaße, als wir der Fabel ihren Gehalt erlassen, auf der vollen Zahlungsfähigkeit
5 der Charactere bestehen müssen. Ohne Zweifel denkt der Leser, der sich die grause Handlung des Schwester- und Schwagermordes im Voraus erklären will, sich die Brüder unwillkürlich als stolze Patrizier, die in Römischer Strenge an ihr erlauchtes Blut Alles setzen zu müssen glauben, oder auch als habgierige
10 Feudalherren, die das Familiengut, die Basis ihrer Macht und ihrer Stellung, durch jedes Mittel, das äußerste nicht ausgeschlossen, zusammenzuhalten suchen. Wie wird er sich verwundern, wenn er vernimmt, daß die Brüder der Herzogin von Amalfi Keins von Beiden sind, und daß sie viel mehr Aehn-
15 lichkeit mit den verächtlichen Essig-Aalen und Gallerten der Menschheit haben, die sich von Minute zu Minute auflösen und verwandeln, als mit jenen elementarischen Naturen, in denen sich die eine oder die andere Leidenschaft dämonisch verkörpert, weil der sittliche Kreislauf in ihnen gewissermaßen stockt, und die
20 uns mit dem gemeinen Ziel, das sie verfolgen, durch die edle Energie der Kräfte, die sie dabei entwickeln, halb und halb aussöhnen.

Ich will jetzt einfach erzählen. Antonio Bologna, der Intendant und spätere Gemahl der Herzogin, kommt aus Frank-
25 reich zurück und trifft seinen Freund Delio, dem er über die französischen Zustände Bericht abzustatten anfängt. Er wird aber gleich unterbrochen, denn der Cardinal, einer der blutigen Brüder, tritt mit Bosola auf und wird von diesem, der eines in seinem Dienst und Auftrag vollbrachten Mordes wegen sieben
30 Jahre lang auf der Galeere gesessen haben will, um Belohnung und Entschädigung angesprochen. Der Cardinal will Nichts von ihm wissen und geht wieder ab. Dies Erscheinen und Wiederverschwinden der Personen, nachdem sie kaum den Mund

aufgethan haben, erinnert an die chinesischen Schattenspiele, in denen die Gestalten nur so durch einander fliegen, und ist characteristisch, nicht allein für dies Stück, sondern für die ganze Schule; es wurde auch auf's Treueste von unserem Lenz nachgeahmt, der die Scene einmal von Lille nach Straßburg ver- 5 setzt, um eine Nebenfigur ein Oh! ausstoßen zu lassen, und sie dann sogleich nach Lille zurückverlegt. Bosola wüthet und ergießt sich gegen Antonio und Delio in einem gezwungenen Humor, der mit dem Shakespeare'schen, dem er offenbar nachstrebt, so viel Verwandtschaft hat, wie ein in Schweinsleder ge- 10 bundenes Vademecum, das ein officieller Spaßmacher ablies't, mit einem unmittelbar aus der Seele fließenden Gespräch, wie es etwa Jean Paul oder Cervantes persönlich führen mogten. Der Herzog Ferdinand, der zweite Bruder, erscheint mit Gefolge, jedoch nicht um die Handlung in Gang zu bringen, denn 15 es werden nur nichtssagende Redensarten gewechselt, sondern um dem Antonio Gelegenheit zu geben, Delios Neugier zu befriedigen und ihm den ganzen Hof zu schildern. Das geschieht denn auch und ungefähr in der Art, wie der Besitzer einer Menagerie von den Eigenschaften der wilden Thiere Rechenschaft giebt, die in das 20 Gitter ihrer Käfige beißen. Alles ist registermäßig, es zeigt sich keine Spur von jener großen Kunst, die selbst dann, wenn sie ausschließlich des Publicums wegen spricht, nur der eben auf der Bühne anwesenden Personen wegen zu sprechen scheint. Mittlerweile tritt der Cardinal wieder auf in Begleitung seiner 25 Schwester, der Herzogin, und seiner heimlichen Maitresse Julia, der Gemahlin des Hofherrn Castruccio; Antonio nimmt den Anlaß wahr, seinem Freunde auch das Bild der Herzogin zu zeichnen, und verräth durch die glühenden Farben, die er wählt, die stille Leidenschaft seines Herzens. Dieß ist ein feiner Zug 30 von echt dramatischer Bedeutung, gegen den das Frühere aber freilich nur um so hölzerner absticht. Der Herzog empfiehlt seiner Schwester den Bosola als Stallmeister; sie acceptirt ihn un-

bedingt, obgleich sie weiß, daß er von der Galeere kommt, weil die Empfehlung des Bruders diesen Umstand bei ihr aufwiegt. Ein so rührendes Vertrauen, das nachher so ganz zu ihrem Verderben ausschlägt, würde tragisch sein, wenn es nach allem
5 dem, was sie über ihren Bruder schon weiß und wissen muß, nur natürlich wäre; jetzt verfehlt es die Wirkung. Der Cardinal entfernt sich wieder mit der Herzogin, und der Herzog theilt Bosola seine Ernennung mit, sagt ihm aber zugleich, daß er seine neue Gebieterin auf Schritt und Tritt überwachen und
10 den Spion bloß mit dem Stallmeister decken soll; Bosola giebt wieder Etwas aus dem verschluckten Vademecum von sich, ist aber im Uebrigen zu den geheimen Dienstleistungen bereit. Diese Scene zeigt uns endlich, worum es sich handelt: die begehrungswerthe junge Wittwe soll nicht wieder freien, und sie
15 steht im Verdacht, daß sie daran denkt. Der Cardinal kehrt mit der Herzogin zurück, und die Brüder nehmen von der Schwester Abschied; sie ermahnen sie zur Enthaltsamkeit, werfen ihr ihre „Prachtgelage und ihr Maskenwesen" vor, spotten über die guten Vorsätze der Frauen, die den „Mann schon
20 kennen", und ergehen sich zuletzt sogar in dunklen Drohungen mit Blut und Dolch. Die Reden von fleckenreicher Leber und Lampreten ohne Knochen, die hier fallen, gäben Gelegenheit zu einer sehr nöthigen Excursion über den unschuldigen Cynismus, der sich dem Dichter geradezu in den Weg stellte, und über den
25 absichtlich bei den Haaren herbeigezogenen, auf die ich jedoch dies Mal verzichten muß; im Ganzen sind sie eben so unsinnig, als widerlich, denn wer davon überzeugt ist, daß es keine weibliche Tugend giebt, der soll sich auch die Predigt ersparen. Die Herzogin verspricht, keinen zweiten Mann zu nehmen; ihre
30 Brüder sind aber kaum fort, als sie ihrer Kammerfrau Cariola auch schon erklärt, ihre ganze königliche Sippschaft werde sie von dem beschlossenen gefährlichen Schritt nicht abhalten, und ihrem Intendanten Antonio eine Hand anträgt, die er, wie heiß er

sie auch ersehnt haben mag, doch nicht ohne Zögern und nur mit leisem Schauer erfaßt. Diese Scene, die letzte des ersten Actes, in der Mann und Weib die Rollen tauschen, ist eben so zart ausgeführt, als kühn gedacht; sie ist aber auch die einzige im ganzen Stück, die von echter dramatischer Kraft zeugt, und 5 gleicht einer Rakete, die durch ihre bunten Flammensterne zwar nicht das verregnete Feuerwerk, das im Papier stecken bleibt, aber doch die Ehre des Pulvers rettet.

Im zweiten Act haben wir zunächst wieder eine volle Ladung von Bosolas Humor auszuhalten, in der dies Mal Seneca stark 10 vorschmeckt, dann theilt Antonio dem Delio zu dessen größtem Erstaunen seine heimliche Vermählung mit. Die Herzogin tritt auf, fragt ihren Gemahl in Bosolas Gegenwart, ob sie nicht dick werde, klagt über kurzen Athem und bestellt sich eine Sänfte. Bosola hat schon vorher in einem Monolog Betrachtungen über 15 den Zustand seiner Gebieterin angestellt, deren Naturalismus einem Accoucheur alle Ehre machen würde; sein Argwohn wächs't, und um völlig in's Reine zu kommen, bietet er ihr rasch ein Paar Apricosen an, welche er als die ersten des Jahres empfiehlt. Sie greift gierig zu und verschlingt sie auf der Stelle, obgleich 20 er dringend räth, sie zu schälen, da sie „im Pferdemist“ gezeitigt seien. Nun weiß er genug, und gleich darauf fühlt sie sich von Wehen ergriffen und wird von ihren Damen abgeführt. Antonio verliert den Kopf, Delio räth ihm aber, rasch auszusprengen, daß sie sich durch Bosolas Apricosen vergiftet glaube, und die 25 Hebamme zu rufen. Diese ist nämlich längst vorbereitet, und dieser Umstand berechtigt uns zu der Frage, die wir sonst unbedingt den Verehrern von Boz überlassen würden, wie es möglich war, daß die Schwangere noch im neunten Monat die Unvorsichtigkeit begehen konnte, sich aus dem Zimmer zu trauen, 30 denn wer den plumpen Gesetzen eines unberechtigten Realismus in einem Puncte Rede steht, der darf sie in keinem anderen vernachlässigen. Antonio befolgt den Rath, er geht sogar noch

weiter, er läßt alle Pforten verschließen und befiehlt allen Dienern, ihre Zimmer zu hüten, weil die Herzogin sich nicht bloß nach dem Genuß der Apricosen sterbenskrank fühle, sondern weil ihr noch obendrein kostbare Juwelen gestohlen seien. Bosola, zuerst
5 selbst erschreckt, weiß bald, was er von diesen Maaßregeln zu halten hat, er schleicht daher, weit entfernt, sich einzusperren und zu Bett zu gehen, im Schloß horchend und lauernd mit einer Blend-Laterne umher und stößt in demselben Augenblick auf Antonio, als dieser seinem neugeborenen Söhnlein gerade das
10 Horoscop gestellt hat. Es giebt eine Anfangs verlegene, dann heftige Scene zwischen Beiden: Bosola wird unverschämt, Antonio wüthend, der Letztere spricht die Anschuldigung des Giftmordes offen aus und geht mit Drohungen ab, verliert dabei aber das Papier mit dem Horoscop und giebt dem Spion, dem ohnehin
15 kein Schrei der Wöchnerin entgangen ist, dadurch das Siegel der Bestätigung in die Hand. Daß Briefschaften, die im Drama am unrechten Ort verloren gehen und von dem unrechten Mann gefunden werden, eben so hoch im Preise stehen, wie Monologe, die ein Engel hält und die ein Teufel aufschnappt, brauche ich
20 dem Leser nicht erst in's Gedächtniß zu rufen. Bosola, der in Antonio jedoch nur noch den Kuppler und keineswegs den Begünstigten selbst erblickt, schickt die Neuigkeit sogleich durch Castruccio nach Rom, wo die Brüder sich befinden; auch Delio eilt in Antonios Auftrag dahin, man weiß nicht warum und erfährt
25 es auch im ganzen Stücke nicht, denn er treibt bloß Privatissima, indem er dem Cardinal seine Maitresse abspenstig zu machen sucht. Die Brüder fluchen grimmig, und die heillosesten Tiraden des Titus Andronicus werden, wo möglich, noch übertroffen, aber ihre Wuth will nicht viel heißen, denn sie lassen der
30 Schwester, die sie sich in der Phantasie mit „Barkenführern, Holzknechten und Kohlenträgern" zusammen denken, während sie ihren „Bastard in Wasser kochen und seinem Vater die Brühe zu trinken geben", noch Zeit, den Antonio mit zwei neuen Spröß-

lingen zu erfreuen, wie wir gleich zu Anfang des dritten Acts erfahren. Das gänzlich Unmotivirte und Unwahre liegt zu Tage; so phantasirt kein Herzog und kein Cardinal über seine Schwester, und solch ein Aufschub verträgt sich mit keiner elementarischen Natur, oder würde ein Othello uns nicht anwidern, der die neun 5 Monate der Physiologie abwartete, um erst zu sehen, ob sein Erbe schwarz, weiß oder gesprenkelt zur Welt käme, und liegt die einzige Rechtfertigung des Affects nicht in seiner Unwiderstehlichkeit? Nebenbei ist noch zu bemerken, daß die Scene, worin der Cardinal die ihm nachgelaufene Julia empfängt, und worin 10 später der in sie verliebte Delio um ihre Gunst wirbt, zu dem Scheußlichsten gerechnet werden muß, was sich je an's Licht getraute, und zwar aus aesthetischen, nicht aber etwa aus moralischen Gründen; wer sich den Unterschied zwischen dem Genius, der Alles adelt, und dem nachahmenden Talent, das Alles befleckt, 15 gründlich klar machen will, der vergleiche hier Shakespeares Behandlung so extremer Materien mit Websters Manier.

Zwei Jahre oder wenigstens anderthalb sind verstrichen, und endlich scheint es Ernst zu werden. Der Herzog ist zurückgekehrt und zeigt sich, wie Antonio dem gleichfalls wieder ein- 20 getroffenen Delio sagt, in seiner Weise höchst gefährlich; Delio fragt nämlich im Einklang mit allem Uebrigen ganz naiv nach Dingen, über die er billigerweise selbst am besten Auskunft geben sollte. Der Bruder spielt bei Tage gegen die Schwester den Vertrauensvollen, der großmüthig jede Rechtfertigung hinsichtlich 25 der umlaufenden schlimmen Gerüchte ablehnt; bei Nacht tritt er aber in ihrem Schlafgemach mit einem Dolch vor sie hin. Diese Scene wimmelt nun förmlich von Widersprüchen und Unbegreiflichkeiten, wie ein Sumpf von Fröschen. Ermöglicht wird sie zunächst durch einen Nachschlüssel, ein Motiv, das mit verloren- 30 gehenden Briefschaften und erhorchten Monologen auf gleicher Höhe steht und sich bei keinem dramatischen Dichter findet, der auch nur halbwegs auf Anstand hält. Ist doch nicht Alles bloß

deshalb erlaubt, weil Aristoteles es nicht ausdrücklich verboten hat; manche Sünde belegte er nur darum nicht mit dem Bann, weil er sie, wie die Römer den Vatermord, für unmöglich hielt. Es ist weiter absolut nicht abzusehen, warum die Scene nicht
5 auch bei Sonnenschein vor sich gehen konnte, in dem Moment z. B., wo der Herzog seiner Schwester einen Gemahl vorschlägt, und wo sie diesen abweis't, wenn anders der Mond und die Gespensterstunde nicht des größeren Effects wegen herbeigezogen werden. Auch das Erlauschen einiger nicht für den ungebetenen
10 Gast gesprochener Redensarten spielt seine Rolle und bis zu dem Grade, daß er, wenn er nur eine halbe Secunde früher eingetreten wäre, das ganze Geheimniß, den Namen mit eingeschlossen, erschnappt haben würde. Aber das Alles sind Kleinigkeiten, obgleich an sich schwer genug wiegend, gegen den
15 Inhalt selbst. Man erwartet eine blutige That. Kein Gedanke! Oder doch ein ernstes Verhör. Eben so wenig! Der Herzog ergeht sich in Variationen über den Ausspruch des Brutus hinsichtlich der Tugend; er verwünscht den Verführer seiner Schwester, versichert ihr, daß er bloß gekommen sei, ihn zu
20 entdecken, daß er jetzt aber nicht um Alles in der Welt sein Antlitz schauen mögte, weil das sie Beide in's Verderben stürzen würde, und giebt ihm, überzeugt, unmittelbar von ihm gehört zu werden, und fast besorgt, über ihn zu stolpern, wie es scheint, den guten Rath, sich auch ferner sorgfältig zu verbergen; er
25 überreicht seiner Schwester den mitgebrachten Dolch und entfernt sich mit dem Gelöbniß, sie niemals wieder sehen zu wollen. Handelt so die Leidenschaft? Gewiß nicht. Oder der Verstand? Noch weniger. Da bleibt denn zur Erklärung Nichts übrig, als die Tollheit, und zwar, wohl zu merken, die künstlerisch nicht
30 intentionirte, die so unerwartet und so unberechtigt eintritt, wie ein Dieb in der Nacht. So geht's fort. Die Herzogin zittert, wo wir lachen, sie hält für nöthig, daß Antonio, den noch gar kein Verdacht trifft, und den sie, wie wir gleich sehen

werden, später erst selbst verräth, die Flucht ergreife, und statt ihn einfach als ihren Diener fortzuschicken, beschuldigt sie ihn, mit ihm selbst wegen der „magnanima menzogna“ natürlich im Einverständniß, des schmählichsten Geldbetrugs und jagt ihn davon. Bosola hält ihm eine Lobrede, und in Folge deren 5 platzt sie gegen den ehemaligen Galeerensträfling mit ihrem Geheimniß heraus, von dem er bis dahin so wenig eine Ahnung hatte, daß er den Herzog ausdrücklich auf die Sterne, in denen Alles geschrieben stehe, verwies. Er wünscht Glück zu einem so edlen Gatten, macht sich aber gleich nach Rom mit der Ent- 10 deckung oder vielmehr Neuigkeit auf, während sie mit ihren Schätzen nach Ancona eilt, um sich dort wieder mit Antonio zu vereinigen. Die Brüder wüthen abermals, obgleich sie, die schon auf Barkenführer, Holzknechte und Kohlenträger gefaßt waren, nach gemeiner Logik in einem Edelmann, wie Antonio 15 doch ist, einigen Trost erblicken müßten, und der Cardinal fliegt nach Ancona und verbannt seine Schwester, nebst Gemahl und Kinder. Bosola stellt sich bei seiner Gebieterin wieder ein und zwar mit einem Brief des Herzogs, worin dieser sie bittet, ihm Antonio zu senden, weil er dessen Kopf brauche; sie wittert 20 Unheil und dringt in Antonio, mit dem ältesten Knaben nach Mailand zu gehen, um nicht alle Reste ihres gemeinschaftlichen Glücks auf ein einziges Schiff zu setzen. Er befolgt den Rath und ist kaum fort, als Bosola abermals erscheint, jetzt mit Bewaffneten, und sie gefangen nimmt, um sie in ihren Pallast 25 zurückzuführen. Dabei verhöhnt er sie, schmäht ihre Kinder und schimpft auf ihren Gatten, ein Zug, den ich den Leser bitte, sich zu merken. Bei'm Beginn des vierten Actes schleicht der Herzog abermals um die Schwester, die er nie wieder zu sehen gelobte, auf bedrohliche Weise herum. Er läßt ihr sagen, 30 ihn reue sein Vorsatz, da er ihn aber halten müßte, so bäte er sie, ihn bei Nacht und in völliger Finsterniß zu empfangen. Trotz Allem, was sie bereits erfahren hat, und obgleich Bosola

es ist, der die Botschaft ausrichtet, geht sie darauf ein. Sie hat auch Recht, ihr geschieht wieder kein Leides, er läßt ihr nach einigen Stachelreden über ihre „Brut“ bloß eine Todtenhand zurück, die er ihr zur Versöhnung reicht, als ob 5 es die seinige wäre, und Bosola zeigt ihr „hinter einer Lichtwand, künstlich dargestellt“, nämlich in Wachs boussirt, auf seinen Befehl bei greller Beleuchtung Antonio und seine Kinder (er nahm nur eins mit, wie wir uns erinnern) als Leichen.

Es wäre Thorheit, wenn wir noch nach dem dramatischen 10 oder psychologischen Grund dieser tragikomischen Posse fragen wollten, aber verwundern dürfen wir uns vielleicht, daß die Herzogin nicht allein nicht fragt, woher die Leichen so plötzlich kommen, was sie billig müßte, da sie die Lebenden so weit von sich entfernt wußte, sondern daß sie sich nicht einmal auf die 15 theuren Ueberreste stürzt, um den letzten bittern Abschied zu nehmen, und dadurch den Betrug entdeckt. Sie verflucht bloß Himmel und Erde. Bosola wird es zu arg, er redet dem Herzog in's Gewissen, aber dieser ist kein Freund von Komödien, die nur einen Act haben, er läßt daher noch einen zweiten folgen, 20 indem er der Verzweifelnden eine Bande Tollhäusler zuschickt, die um sie her tanzen und lärmen müssen. Diese Tollhäusler, an sich betrachtet, denn als Glied in der Kette verdienen sie natürlich nicht die Erwähnung, gäben Gelegenheit zu einer Excursion über den poetischen Wahnsinn, die ich aber, wie die 25 frühere über den Cynismus, unbenutzt lassen muß; sie sind in jenem tiefsinnigen Styl ausgeführt, wornach ein Verrückter dargestellt ist, sobald ein Mensch das Pferd für den Bürgermeister hält, oder zum Ofen guten Tag sagt. Unmittelbar nach den Tollhäuslern erscheint der noch zuvor so mitleidige Bosola als alter 30 Mann verkleidet und setzt, von der Herzogin unerkannt, die Marter fort, er quält sie eine gute Weile durch seinen Humor, den wir schon hinreichend kennen, und ruft dann den Henker mit seinen Knechten herbei, die sie, sammt ihrer Kammerfrau

und ihren Kindern (jetzt sind sie wieder bei der Mutter), erdrosseln. Der Herzog tritt auf, und Bosola fordert seinen Lohn für den eben geleisteten Dienst, erhält aber die schnöde Antwort, daß er zufrieden sein solle, wenn man ihm den Mord nur verzeihe. Er ist seinerseits wenig geneigt, auf diese Anschauung der Dinge 5 einzugehen, und es giebt eine heftige Scene zwischen ihnen, die seltsam genug damit endigt, daß Bosola von der tiefsten Reue ergriffen wird, der Herzog aber in wirklichen Wahnsinn verfällt. Der Herzog geht mit dem Ausruf ab: „ich will den Dachs im Abendlichte jagen!“ und Bosola theilt der Sterbenden, 10 die sich noch einmal regt, wahrscheinlich zum Beweis der Aufrichtigkeit seiner Zerknirschung mit, daß Antonio noch lebe, und daß der Papst Alles beigelegt habe; Beide sind ihn ihrem ganzen Thun und Gehaben nur dann erklärt, wenn man annimmt, daß ihnen jede Viertelstunde ein neuer Kopf wächs't. 15 Im fünften Act erscheint Antonio wieder mit seinem Vertrauten Delio. Er weiß so wenig von dem Schicksal der Seinigen, daß von einer Aussöhnung mit den Brüdern die Rede ist, und er entschließt sich, als Delio die Ehrlichkeit der letzteren bezweifelt, in der nächsten Nacht „Alles zu wagen“ und den 20 Cardinal, zu dem er sich heimlichen Zutritt verschaffen könne, zu schrecken, wie der Herzog einst die Herzogin, um auf diese Weise, wo möglich, „das Gift aus seiner Brust zu ziehen“. Delio stimmt bei und verspricht seinen Beistand, anstatt dem Fieberkranken das Unsinnige eines solchen Schrittes deutlich zu 25 machen und ihn zurückzuhalten. Der Herzog tritt als Toller auf, vom Cardinal, Bosola und einigen Personen, die der letzte Act dem Drama erst beschert, geleitet und begleitet; er spielt seine neue Rolle ganz, wie die alte, mit dem einzigen Unterschied, daß er nicht mehr in der Welt, sondern nur noch im Kopf Häksel 30 schneidet und es also nicht mehr zu zusammhangslosen Thaten, sondern nur noch zu ungereimten Vorstellungen bringt. Bosola, bei dem die Reue intermittirt, was Niemand wundern kann,

da die Gewissensbisse ihm nach seinem eigenen Geständniß erst gekommen sind, als die Hoffnung auf Gewinn verschwunden war, macht sich an den Cardinal. Dieser hat keine Lust, seinen Antheil an dem Geschehenen, der uns übrigens auch völlig unbe-
5 kannt geblieben ist, einzugestehen und empfängt ihn mit der Frage, wie seine Schwester sich befinde, er beauftragt ihn jedoch in demselben Odemzug, Antonio auszuspüren und zu tödten. Bosola sagt zu, dies Mal aber gleich in der Absicht, ihn hinter's Licht zu führen. Julia, die Maitresse, tritt auf, nachdem der
10 Cardinal sich entfernte, und macht Bosola eine Liebeserklärung; sie war vorher schon da, um ihren Patron zum Abendessen zu bitten, und rief aus, als sie den Stallmeister erblickte: „Was der Kerl für eine prächtige Gestalt hat!" Diese Scene dürfte in der Literatur der Welt ohne Beispiel sein und erlaubt kein
15 Citat, auch ist sie durchaus nicht dem Jahrhundert, sondern absolut dem verwilderten Gemüth des Dichters anzurechnen; man halte die verschrieenste von Shakespeare dagegen und überzeuge sich, daß die reine Muse in bedenklichen Situationen den geradesten Ausdruck nur darum wählt, weil sie in ihrer keuschen
20 Unschuld seine häßlichen Nebenbeziehungen gar nicht kennt und nicht kennen darf, während die trunkene Mänade ausschließlich wegen dieser nach ihm greift. Bosola spielt nicht den Joseph, aber auch nicht den Romeo; er ist bereit zu Allem, aber Julia soll den Cardinal erst aushorchen, warum er „so seltsam
25 melancholisch sei", und sie erbietet sich, es auf der Stelle zu thun, und versteckt ihn in ihr Cabinet. Der Cardinal erscheint, und sie versucht ihre Künste. Er warnt sie, in seine Geheimnisse einzudringen, denn es sei gefährlich, sie zu kennen, endlich vertraut er ihr, daß er seine Schwester und ihre Kinder habe er-
30 morden lassen, und als sie im Gedanken an den geheimen Zuhörer Bosola, der freilich nichts Neues erfährt, und dessen ganzes Manöver man überhaupt nicht begreift, ausruft: „Ihr seid verloren, Herr!" muß sie ihm Verschwiegenheit schwören und zum

Siegel ein Buch küssen. Das Buch ist vergiftet, und sie stirbt; er wollte sie los sein, und Bosola, der während dessen hervortritt, empfängt unter den lockendsten Versprechungen von Vortheilen und Ehren den Auftrag, um Mitternacht wieder zu kommen und die Leiche fortzuschaffen, erhält auch zu diesem 5 Zweck den Hauptschlüssel des Pallastes. Hier kommt das Stück wirklicher Mauer im Landschaftsgemälde, das Tieck einmal so störte, wieder zum Vorschein, und ich muß aus demselben Grunde, wie oben bei Gelegenheit der Hebamme, fragen: kann es in einem Hause, wo die vergifteten Bücher herumliegen, wie anders- 10 wo die Eßbestecke, an Mitteln fehlen, Leichen zu beseitigen? Wo der Mord so leicht ist, darf das Begräbniß keine Schwierigkeiten verursachen und umgekehrt; wo man durch ein Buch tödtet, darf es eher an der nöthigsten Bequemlichkeit, als an Fallthüren und unterirdischen Gewölben mangeln. Die verhängniß- 15 volle Nacht bricht ein, und wir stoßen zunächst auf Antonio, der sich mit Delio zum Cardinal begiebt. Delio führt ihn erst an einen in der Nähe des Pallastes liegenden Platz, um ihn mit einem Echo bekannt zu machen, das dort seinen Sitz hat, und das sich auch gleich legitimirt, indem es, während die Freunde 20 ein trauriges Zwiegespräch mit einander führen, alle Stichwörter auffängt und wiederholt. Das macht auf Antonio einen so tiefen Eindruck, daß er einen Geist zu sehen und zu hören glaubt, und dieß würde in seiner Gemüthsstimmung auch eben so natürlich, als phantastisch schön sein, wenn er von dem 25 Echo Nichts wüßte und nur zufällig in den Bereich desselben gerathen wäre. Jetzt vermehrt es bloß die Summe der uns zugemutheten Unbegreiflichkeiten und beweis't, was aus dem vortrefflichsten Zug wird, wenn er in die unrechte Hand fällt; sie bringt ihn an, wie der Wilde den Ring, in der Nase nämlich. 30

Treten wir in den Pallast!

Der Cardinal verbietet allen seinen Dienern, sich in der Nacht um ihn oder seinen Bruder, den Tollen, zu bekümmern;

sie sollen nicht einmal kommen, wenn sie ihn um Hülfe schreien hörten, denn das werde er nur thun, um sie auf die Probe zu stellen; und als sie ihm endlich geloben, ihm selbst dann nicht beizuspringen, wenn es ihm wirklich an die Kehle ginge, erkennt
5 er es mit Dank an. Das Alles geschieht, um Bosola Gelegenheit zu geben, den Leichnam der Julia fortzuschaffen; gleich darauf soll dieser aber durch seine eigne Hand fallen, und da er doch auch nicht bei Glockenklang und Chorgesang feierlich bestattet werden kann, wenn er an kaltem Eisen stirbt, so ist dieselbe
10 Schwierigkeit auf der Stelle wieder da. Er spricht seinen Vorsatz in einem Monolog aus, von dem Bosola nach der von uns schon nach Verdienst gewürdigten und belobten Oeconomie des Stücks gerade so viel hört, als er braucht; dann geht er ab. Antonio kommt, von einem Diener hereingeführt; er hofft den
15 Cardinal (diesen Cardinal, von dem er zwar noch nicht so viel weiß, wie wir, aber doch mehr, als genug, um ihn kennen zu können) bei'm Gebet zu treffen und dann seine Verzeihung zu erlangen. Bosola sticht ihn nieder, weil er ihn, wie es scheint, denn man wird nicht klug daraus, für den Cardinal hält, und
20 geht nun um so grimmiger auf diesen selbst los, als er seines Irrthums inne wird. Der Cardinal schreit in seiner Bedrängniß nach der Wache, seine Leute erscheinen auch, aber im Einklang mit dem von ihnen gegebenen Versprechen einzig und allein, um ihm durch das Gitter der Thür ein Compliment über seine aus-
25 bündige Meisterschaft in der Verstellung zu machen und sein vortreffliches Spiel zu bewundern. Während Beide mit einander ringen, kommt auch der Tolle hinzu; er glaubt im Gefecht zu sein, und da er, seltsam genug, bewaffnet ist, so haut er mit darein und bringt Bosola einen tödtlichen Hieb bei. Bosola,
30 der dem Cardinal bereits den nöthigen Dolchstoß versetzt hat, ersticht nun unter Zusammenraffung der letzten Kräfte auch noch den Herzog, und alle Drei sterben zugleich. Jetzt stürzt die Dienerschaft des Cardinals, der doch zuletzt etwas unheimlich zu

Muthe wird, mit Tumult herbei, und Delio tritt zum Schluß mit dem übrig gebliebenen Sohn Antonios und der Herzogin auf und erklärt, diesen in die Rechte der Todten einsetzen zu wollen. Das erinnert stark an den Ausgang des Hamlet, macht aber freilich, aus guten Gründen, nicht denselben erhebenden und versöhnenden Eindruck.

Dieß ist der Inhalt des Stückes. Ich habe ihn actenmäßig treu wiedergegeben, obgleich die Spinnerin, die aus den zerflatternden Sommerfäden des Herbstes dauerhaftes Garn liefern sollte, bei ihrer Aufgabe nicht übler daran wäre, wie ich bei der meinigen. Ich habe den Dichter nicht nach der bequemen Methode des Tages, durch Verrückung der Instanzen, durch hinterlistige Unterschiebung der realistischen oder der idealistischen am unrechten Ort, vexirt, sondern ihn jedes Mal nach der beurtheilt, unter die er sich selbst gestellt hatte. Nun ziehe der Leser das Resultat und frage sich, ob sich im Ganzen oder im Einzelnen, die wenigen von mir selbst hervorgehobenen Scenen und Züge ausgenommen, auch nur eine Spur von Kunstverstand zeigt, und ob ich berechtigt war, dieses „eigenthümlichste Werk John Websters“ als ein rohes Gewühl von Characteren und Situationen zu bezeichnen und in diesen Characteren selbst, statt lebendiger Menschen, nur ein trauriges Analogon von Essig-Aalen und Gallerten zu erblicken, die willkürlich und gesetzlos durch einander kugeln und schnalzen. Nicht besser steht es mit der „Vittoria Accorombona“, deren nähere Analyse ich mir gewiß ersparen darf. Ehebruch, Vergiftung, Mord in allen Gestalten und Abstufungen bilden die Handlung, die Charactere sind, wie in der Herzogin von Amalfi; die Heldin des Stückes, Vittoria, weiß zum Schluß, im Moment des Untergangs, Nichts, als ihr heißes Blut, für sich anzuführen, und an einem sittlichen Kern gebricht es ganz und gar. Das ist aber nicht etwa künstlerische Intention, welche die Fäulniß und vollkommene Zerfressenheit eines bestimmten historischen Zustandes veranschau-

lichen will, wozu die Aufgabe hier im Stoff sogar vorlag, sondern absolute Rohheit, denn wäre das Gegentheil der Fall, so dürfte neben dem kranken alten Geschlecht, das in wilder Raserei sich selbst zerstört, das gesunde neue nicht fehlen, das
5 an seine Stelle treten und die entweihte Erde wieder heiligen soll. Wenn John Ford dem Leser der Herzogin von Amalfi zurief:

„Krönt ihn als Dichter, dem in Griechenland
Und Rom kein größerer Rival erstand!"

10 und wenn ein Unbekannter bei Gelegenheit der Vittoria den Dichter selbst ansang:

„Nicht Schwung und Pathos des Euripides,
Noch tragische Gewalt des Sophocles
Sei fort und fort gepriesen und bewundert
15 Von uns. Fragt Ihr warum? Weil dem Jahrhundert
In Dir ein neuer Dichterfürst erscheint,
Der jener Beiden Werth in sich vereint!"

so beweis't das bloß, was wir auch sonst wissen, und was keinen Vernünftigen befremdet, daß Shakespeares Zeitgenossen kein Maaß
20 für den Genius hatten, der in ihrer Mitte wandelte, nicht aber, daß John Webster auch nur eine Faser von ihm besaß; John selbst kannte den unermeßlichen Abstand, der ihn und seine Genossen von dem „Mitstrebenden" trennte, eben so wenig, wie der mehr als komische Schluß zur Vittoria auf's Ergötzlichste beweis't.
25 „Ich habe — läßt er sich hier gnädig vernehmen — immer eine wahre Freude darin gefunden, meine gute Meinung von den würdigen Arbeiten Anderer zu nähren und zu befestigen. Dieß gilt besonders von dem vollen und hohen Styl des Meister Chapman, den durchgearbeiteten und verständigen Werken des
30 Meister Johnson, den nicht minder würdigen Schöpfungen der beiden vortrefflichen Meister Beaumont und Fletcher und endlich (ohne durch das spätere Nennen dieser Namen irgend welche Hintansetzung auszudrücken) von der eben so glücklichen, wie fruchtbringenden Thätigkeit der Meister Shakespeare, Dekker

und Heywood." Wer denkt hiebei nicht an Macbeths Wort: „Wie Pudel, Windspiel u. s. w. alle Hunde heißen!" Ungleich höher, als die Herzogin von Amalfi und die Vittoria Accorombona, ist „Appius und Virginia" zu stellen, und wenn ich Ulricis Ableitung der größeren Gediegenheit dieses Stückes aus 5 der schon durch die Geschichte bis in's Einzelste vorgezeichneten Organisirung des Stoffes auch nicht unbedingt zurückweisen darf, so will ich doch zu Gunsten und Ehren des Dichters an Lessings vortreffliche Entwickelung der Corneille'schen Rodogüne erinnern, aus welcher mit Evidenz hervorgeht, daß die Geschichte nur dem 10 wirklichen Poeten, nicht aber dem bloß witzigen Kopf vordichten kann, da Jener allerdings schon im Stengelglase die Welt erblickt, dieser aber in der Welt selbst nur ein Stengelglas, das er mit seinen eigenen Einfällen vollstopfen soll. Dieses Stück hätte vor Allem übertragen werden müssen, und ich mögte den 15 Herausgeber, der sich ja überhaupt an die chronologische Ordnung nicht bindet, noch jetzt dazu auffordern; es würde in Deutschland wegen seiner Verwandtschaft mit der Emilia Galotti doppelt interessiren und ohne Zweifel die fruchtbarsten Vergleichungen hervorrufen. Den Unterschied, den er in seiner Ein- 20 leitung zwischen der reinsten und der eigenthümlichsten Schöpfung des Dichters machen will, kann ich kaum verstehen und noch weniger einräumen. Krankhafte Auswüchse gehören so wenig zur Eigenthümlichkeit eines Geistes, als Blattern zum Gesicht; man muß den Menschen malen, wenn er sie noch nicht hat, 25 oder wenn er sie wieder los ist.

So viel über John Webster und den ersten Band dieses Werkes, auf das ich bei'm zweiten zurückkommen werde; die Ausführlichkeit meiner Anzeige wird dem aufrichtig geschätzten Herausgeber meine Theilnahme verbürgen. Jetzt noch einige 30 allgemeine Bemerkungen. Ich sagte oben, es finde sich mehr in Lessing vom Shakespeare, als in allen seinen Zeitgenossen, und ich wünschte, daß man sich allmälig von dieser unbestreitbaren

Wahrheit überzeugte. Dann würde man aufhören, in Einzelheiten zu suchen, was nur im Ganzen liegen kann, und nicht mehr von Shakespeare'schen Scenen und Shakespeare'schen Schönheiten reden, wenn man nicht überhaupt ein Shakespeare'sches
5 Drama vor sich hat. Die Größe des Shakespeare'schen Dramas wurzelt aber im Bau, und der Bau wieder in den Motiven, denn ein Drama ohne stichhaltige Motive ist ein Pallast aus Luftsteinen von Münchhausens Fabrik, und gerade in den Motiven ist Lessing ein Meister. Er hält Nichts für
10 schön, was nicht zugleich nothwendig ist, und Nichts für nothwendig, was nicht rein und ungezwungen aus der Natur des Menschen und der Dinge hervorgeht, und ganz so steht es mit Shakespeare, denn auch dieser bereitet Alles auf's Sorfältigste vor und erhebt noch vom kleinsten Zug das letzte Procent, nur
15 daß sich die künstlerische Oeconomie bei ihm unter dem unendlich viel üppigeren Detail viel tiefer verbirgt, wie man ja auch die tragenden Aeste und Zweige an der in Laub und Blüten eingehüllten Banane Ostindiens nicht so leicht entdeckt, wie an der nackten deutschen Fichte. Das verdanken Beide aber dem
20 großen Werkmeister der menschlichen Facultäten, dem in unseren Tagen so hart geschmähten und doch, wie es scheint, nirgends im Uebermaaß vorhandenen Verstand, denn wie jene böse Fee, die man nicht zur Taufe eingeladen hatte, nur an die Wiege des neugeborenen Prinzen zu treten brauchte, um die ihm von ihren
25 guten Schwestern verliehenen Gaben zu verderben, so braucht der Verstand bloß auszubleiben, um alle Götter-Geschenke in ihr Gegentheil zu verkehren. Shakespeares Zeitgenossen und diejenigen seiner Nachfolger, auf die er noch einwirkte, standen gerade so zu ihm, wie Goethes Zeitgenossen und Schüler zu diesem,
30 und wer die Marlow, Green, Webster u. s. w. bewundern zu dürfen oder zu müssen glaubt, der wird auch den Lenz, Klinger, Wagner u. s. w., die um Nichts hinter den Engländern zurück stehen, oder doch nur so weit, als der Deutsche aus nationalen

Gründen immer zu kurz kommt, sein Rauchopfer nicht versagen können. Dieß weiter auszuführen, verbietet der Raum. Die Gelegenheit wird sich später ergeben, einstweilen genügt es, darauf hinzuweisen. Was in England von Shakespeare wieder lebendig geworden ist, das ist in Walter Scott hervorgetreten, 5 und es ist kaum merkwürdiger, daß Shakespeare durch Beaumont und Fletcher verdunkelt werden konnte, als daß Scott dem Bulwer, Cooper und Boz weichen mußte, denn er verband mit dem bewunderungswürdigsten Instinct für die Grundbedingungen aller historischen Zustände den feinsten psychologischen Blick für jede 10 individuelle Eigenthümlichkeit und das klarste Verständniß für den Uebergangsmoment, worin die allgemeinen und die besonderen Triebfedern zusammenfallen, und der Vereinigung dieser drei Eigenschaften verdankte Prosperos Zauberstab seine Allmacht und Unwiderstehlichkeit. Die Nachtgeister dagegen, die in den 15 übrigen Tragikern ihr unheimliches Wesen trieben, nicht weil sie über der Welt standen, wie sie sich einbildeten, sondern weil sie für die Harmonie der Welt blind waren, haben in Lord Byron ihre glänzendste und allerdings unsterbliche Auferstehung gefeiert und in ihm, nachdem sie vereinzelt und ohne sonderlichen Erfolg 20 schon in Young, Gray u. s. w. vorgespukt hatten, einen Meister des Fluchens erzeugt, wie selbst die Juden, die doch nach Hegel von jeher groß in dieser Kunst gewesen sind, und von denen er, so viel wenigstens bekannt wurde, nicht abstammt, keinen ähnlichen aufzeigen können. 25

93.

Literaturbriefe.

V.

1858.

Brunhild. Eine Tragödie aus der Nibelungensage. Von Emanuel 30 Geibel. Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Ob das Nibelungenlied die dramatische Behandlung vertrage oder nicht, ist seit lange eine offene Frage der Literatur.

Der Versuche liegen mehrere vor, aber keiner ist entscheidend gewesen, obgleich sich in Fouqué ein echt poetisches und in Raupach ein unbestreitbares theatralisches Talent dazu ansetzte. Es ist bekannt, daß Fouqués „Held des Nordens", der sich freilich nicht unmittelbar an das Nibelungenlied anschließt, sehr warm von Jean Paul belobt wurde, und das sogar, was wir heutzutage kaum noch begreifen, auf Kosten Schillers; es ist nicht weniger bekannt, daß Raupachs „Nibelungenhort" sich eben so gut, wie seine Hohenstaufen, die Bühne eroberten. Fouqués Dichtung ist auch wirklich nicht arm an einzelnen characteristischen Zügen, aber sie leidet an jener gesuchten Erhabenheit, die eben so einförmig, als unerträglich ist, und die Circululation des Blutes aufhebt, so daß die Menschen erfroren umfallen, wie auf hohen Alpen; er stellt Geschöpfe hin, die mit uns gar nicht mehr verwandt sind, weil sie, wie die Bewohner des Mondes, wenn er deren hätte, ohne Luft und Wasser leben können. Raupachs Drama ist mit der gewohnten Geschicklichkeit des Verfassers auf den Theater-Effect berechnet und wird seinen Zweck auch selten verfehlen, wenn die Hauptrollen gehörig besetzt werden; an und für sich betrachtet, bleibt es auch hinter den bescheidensten Ansprüchen zurück und gleicht einem buntscheckigen Gemälde, das zum Theil aus einem zerschnittenen Nürnberger Bilderbogen, zum Theil aus den Resten und übrig gebliebenen Fetzen eines Michel Angelo zusammen geklebt ist. Das gewaltige Epos, das zu Grunde liegt, ließ sich nicht ganz zerstören, hier und da ragt in die moderne Bettelwirthschaft noch der eine oder der andere der riesenhaften ursprünglichen Umrisse hinein, hin und wieder zeigt einer der urweltlichen Recken noch die eherne Faust. Aber das Alte taucht nur auf, um das Neue todtzuschlagen, und dann wieder spurlos zu verschwinden. Der Grund des Mißlingens liegt in beiden Fällen in der Motivirung. Fouqué motivirt gar nicht, er stellt seine Helden wie mathematische Größen hin, und wenn sie nun

im Tode den Hauptspaß des Lebens erblicken und im Schlangenthurm, von den Würmern schon angefressen, noch Kampf- und Schlachtlieder singen, so überrascht uns das so wenig, wie irgend eine neue Bestätigung des alten Satzes, daß zweimal zwei vier sind, rührt und erschüttert uns aber auch eben so wenig. Raupach dagegen motivirt verkehrt; er bleibt stehen oder trippelt im Hahnenschritt näher, wo er nicht schnell genug vorübereilen könnte, und zieht Siebenmeilenstiefeln an, wo er verweilen sollte. Denn, wie Alle, denen die Einsicht in die Natur des Mythos versagt ist, will er das Ungeheure, das auf Glauben rechnen muß, weil es alles Maaß überschreitet, motiviren und läßt dabei die Momente, wo die Recken zum Menschlichen zurückkehren und wo der Dichter sie dem Gemüth näher zu führen vermag, unbenutzt. Der neueste Bearbeiter, Emanuel Geibel, hat nun ganz einfach mit dem Mythos gebrochen und Alles, was an ihn erinnert, über Bord geworfen; dieser Ausweg scheint uns jedoch der unglücklichste von allen. Zunächst gelingt das Manöver nicht ganz, der Lindwurm und die Tarnkappe werden zwar beseitigt, aber die Brunhild mit ihrer Riesenkraft bleibt übrig und nimmt sich ungefähr so aus, wie ein Walfisch unter Blumen und Schmetterlingen, während er doch mit dem Robben oder dem Hai spielen müßte. Dann aber vernichtet das Manöver geradezu den Stoff, und würde, wenn es unumgänglich nothwendig sein sollte, nur beweisen, was von so mancher Seite mit Nachdruck behauptet wird, daß dieser sich für die dramatische Behandlung durchaus nicht eignet. Denn das Eigenthümliche desselben liegt ja eben in der wunderbaren Mischung des Ungeheuren und des rein Menschlichen, und wenn man diese dunkle, blutige Fabel, die recht gern aus einer Hofgeschichte hervorgegangen sein kann, wieder zur Hofgeschichte herabsetzt, so ist die Frage erlaubt, warum man nicht noch einen Schritt weiter ging und auch die Namen strich. Von Hagen erträgt man's nicht, wenn er über Zurücksetzung klagt und sich

mit einem alten Hunde vergleicht, der aus der Thür gejagt wird; sein Grimm stammt aus einer andern Quelle. Aber einem quiescirten Hofmarschall würde man mit Ruhe zuhören und ihm, wenn der Mann sonst brav und gut wäre, sein herzliches
5 Mitleid schenken. Das Stück ist daher als ein unbedingt Verfehltes zu bezeichnen, so lange man es als den dritten namhaften Versuch betrachtet, das Zaubergold des Nibelungenhorts zu heben; sonst aber steht es in Nichts hinter dem „König Roderich" des Dichters zurück und ist eben so reich an sinnigen
10 Gedanken, zarten Empfindungen und reizend ausgemalten Bildern, wie dieser. Daß es bei einem so großen Mißgriff im Ganzen für die Literaturfrage selbst Nichts entscheidet, braucht nicht erst bemerkt zu werden.

Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen von
15 S. H. Mosenthal. Stuttgart und Augsburg bei Cotta.

Diese dramatische Phantasie versetzt uns lebhaft in die Zeit zurück, wo Friedrich Kind, den wir jetzt nur noch aus dem Freischütz kennen, mit „Van Dyks Landleben" so viel Glück machte. Was wurde damals nicht Alles aus einem Maler,
20 wenn er in die Hand des Dichters fiel! Fromm, wie ein Kind, und zart, wie eine Jungfrau, malte er nicht bloß Heilige, sondern war selbst einer und fuhr auch gewöhnlich, meistens durch Vermittelung der Hectik, die seit Oehlenschlägers Correggio hinzu kam, nachdem der Tieck-Wackenroder'sche Sternbald die übrigen
25 Ingredienzien geliefert hatte, bei lebendigem Leibe zum Himmel, um die Aureole entgegen zu nehmen. So schön träumt die Welt nicht mehr von den Leuten, die den Pinsel führen, seit die Kunstausstellungen permanent geworden sind und die Bilder so anwachsen, daß sie durch den übertriebenen Leinwandverbrauch
30 die Müllersäcke zu vertheuern drohen. Wo käme der unbegränzte Respect vor der „göttlichen Kunst der Farben" auch noch her, nun es Gemälde giebt, die nicht bloß die Augen, sondern

auch die Beine des Beschauers ermüden, weil er eine halbe deutsche Meile zurücklegen muß, bevor er zu Ende kommt: wer je in die Nothwendigkeit versetzt war, die historische Gallerie zu Versailles zu durchwandern, wird uns verstehen und uns schaudernd beistimmen. Es ist deshalb zu besorgen, daß diese „dramatische Phantasie“ sich nicht so leicht ein= und durch=schmeicheln wird, als früher wahrscheinlich geschehen wäre. Nichts=destoweniger gehört sie zum Besten, was der Verfasser geliefert hat, denn wenn sie in der Motivirung auch noch schwächer ist, wie seine übrigen Arbeiten, und mehr als einmal aus dem Sublimen in's Ueber=Sublime hinein geräth, so will das hier zunächst nicht so viel sagen, wie anderswo, wo wir es mit derben Bauern= oder scharfen Judennaturen zu thun haben, und dann ist die Grundstimmung des Ganzen von Anfang bis zu Ende vortrefflich festgehalten.

VI.

Klemens Maria Hoffbauer und seine Zeit. Miniaturen zur Kirchen=geschichte von 1780 bis 1820. Von Sebastian Brunner. Wien, Wilhelm Braumüller.

Ein Mönch tritt mit seiner Almosenbüchse in eine Schenke ein, um für seinen Orden zu sammeln. Einer der Gäste, von Wein und Bier erhitzt, erblickt ihn kaum, als er sich auch erhebt und ihm in's Gesicht spuckt. Der Mönch trocknet sich gelassen mit dem Zipfel seiner Kutte ab und sagt dann: Das war für mich, nun gieb mir auch Etwas für meine Armen! Dieser Mönch soll Pater Hoffbauer gewesen sein. Wäre es erwiesen, so würde er Yoricks Lorenzo noch übertroffen haben und eine Statue ver=dienen; die Geschichte ist jedoch sehr alt und wird hier zum ersten Male mit seinem Namen verknüpft. Aber auch ganz abgesehen von ihr, war Hoffbauer offenbar eine höchst merk=würdige und in einem bestimmten Kreise bedeutende Persönlichkeit,

die man keineswegs mit den Augen ihres Biographen zu betrachten braucht, um ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können. Von armen Eltern geboren und trotz seiner Anlagen und Wünsche nach dem früh erfolgten Tode seines Vaters gezwungen, ein Handwerk zu lernen, macht er als Bäckergesell von seinen geringen Ersparnissen mehrere Reisen nach Rom, studirt unter den kümmerlichsten Umständen und von Zeit zu Zeit immer zum Backtrog als der letzten Zuflucht in der äußersten Bedrängniß zurückkehrend, mit Eifer Theologie, wird in seinem 35. Jahre endlich zum Priester geweiht und stirbt in Wien als Generalvicar eines Ordens, den er selbst aus Italien, wo man dem kühnen Unternehmen kopfschüttelnd und mißtrauisch zusah, nach Deutschland verpflanzt und weit ausgebreitet hat. Dazu gehört eine Energie des Characters und eine Beharrlichkeit des Willens, die nicht bloß auf der katholischen Waagschaale schwer wiegen und den Kenner der Literatur lebhaft an Jung Stilling erinnern werden. Das Bild einer so rastlosen und vor keinen Hindernissen zurückschreckenden Thätigkeit muß in unseren Tagen, wo nur noch die Federn von Stahl sind, selten aber die Männer, die sie führen, doppelt heilsam wirken; in diesem Sinne sei das Buch denn empfohlen. Die Arabesken, die sich bunt um die Hauptfigur herumziehen, sind auch nicht ohne Interesse und zuweilen sogar sehr piquant. Eine hervorragende Rolle spielen die Romantiker Friedrich Schlegel, Zacharias Werner und Klemens Brentano; doch werden sie keineswegs wie die Kinder des Hauses behandelt, was ein beachtungswerthes Zeichen sein dürfte. Von Klemens Brentano, dem Bruder der Bettina, den man sich nach ihren Schilderungen in glänzenden Verhältnissen denkt, erfährt man mit Erstaunen, daß er in Wien nahe am Hungerleiden war und Almosen annehmen mußte; auch wird eine garstige Antwort erzählt, die ihm auf eine etwas vorlaute Frage von dem berühmten Veith ertheilt wurde. Ob es mit der Jugenderziehung unter dem

Kaiser Joseph so schlecht stand, wie hier berichtet wird, bleibe um so eher dahin gestellt, als es auf keinem Gebiet gegen den Fortschritt Etwas beweisen kann, daß der Uebergang mit Thorheiten und Excentricitäten verbunden ist. In der Nacht sitzt man ruhig, in der Dämmerung fällt man leicht in den Graben 5 oder geräth in den Sumpf, und erst bei'm vollen Tageslicht erlangt man einen festen sichern Schritt.

Kein Hüsung. Von Fritz Reuter. Greifswald und Leipzig, Th. Kunike.

Dies Idyll verspricht in der ersten Hälfte sehr Viel, hält aber leider in der letzten sehr Wenig. Die Bedrängniß des 10 Liebespaares, das sich nicht heirathen kann, weil es vom Gutsherrn die Erlaubniß zur Niederlassung nicht erhält, und sich doch heirathen muß, wenn das Mädchen nicht mit Schande bedeckt dastehen soll, ist vortrefflich geschildert. Aber das einfache Bild durfte trotz des dunklen socialen Hintergrundes, gegen den 15 es sich rührend und herzergreifend abhebt, nicht mit Mord und Wahnsinn enden; eine versöhnende Lösung war durch die Natur des Gegenstandes geboten. Der Dichter ist auf das Gebiet der Tragödie hinüber geschritten und hat noch obendrein zu den äußersten Mitteln derselben gegriffen, zu denen, die selbst Shake- 20 speare sich für den Lear und den Hamlet aufgespart hatte. Dadurch hat er aber auch alle Harmonie zerstört, und dem Leser ist zu Muthe, als ob er auf einem harmlosen Spaziergange plötzlich unter Löwen und Tiger geriethe, die durch Schuld des betrunkenen Wärters aus einer Menagerie entkommen sind. 25 Ein Gewitter muß keine Lämmer erschlagen; der Wolf ist ihr Schicksal. Dennoch ist das Gedicht eine höchst beachtungswerthe Talentprobe; auch steht ihm sein plattdeutsches Gewand recht gut, und von Seiten der Erfindung geht es weit über Klaus Groth hinaus. 30

Norddütsche Stippstörken un Legendchen. Von Ludwig Schulmann. Zweite Auflage. Hildesheim, Fincke'sche Verlagshandlung.

Ganz anders aber verhält es sich trotz der zweiten Auflage mit den hier zusammengestoppelten Märchen. Sie gehören zum 5 Plattesten und Trivialsten, was in diesem Genre je hervorgetreten ist, und sind mit einer Breite vorgetragen, welche die Geduld auf eine noch härtere Probe setzt, als der dürftige Inhalt selbst.

Hans Sachs. Eine Auswahl aus dessen Werken. Herausgegeben von Georg Wilhelm Hopf. 2 Bändchen. Nürnberg, J. L. Schmid's Verlag.

10 Der Herausgeber hat gewiß Recht, wenn er annimmt, daß Hans Sachs mehr durch literar-historische Ueberlieferung berühmt, als durch seine Werke bekannt sei. Auch wird der Kundige ihm unbedingt beistimmen, wenn er meint, daß der alte Volksdichter dies Schicksal nicht verdiene, denn wenn ihm auch die uner-15 läßliche Classicität der Form die Unsterblichkeit nicht verbürgt, so sichert ihm doch die bunte Mannigfaltigkeit seiner Stoffe und das Eigenthümlich-Treuherzige seiner Manier noch auf lange auch in weiteren Kreisen ein lebendiges Interesse, und immer wird er eine reiche Fundgrube für die deutsche Culturgeschichte 20 bleiben. Das Unternehmen, ihn im Andenken der Nation durch eine neue Auswahl seiner characteristischen Dichtungen wieder aufzufrischen, gehört daher nicht zu den überflüssigen und wird bei dem Literaturfreund um so eher auf Förderung und Unterstützung rechnen dürfen, als es sich an das frühere 25 von Götz anschließt und dieses ergänzt und gewissermaßeu abrundet.

94.

Studien und Copien nach Shakespeare.

Von Franz Dingelstedt.

Pest, Wien und Leipzig. Hartlebens Verlags-Expedition. 1858.

30 1858.

Unter einem sehr bescheidenen Titel verbirgt sich hier eine Leistung von seltener Gediegenheit. Man traut seinen Augen

kaum, wenn man weiß, wie das Insceniren Shakespeares seit seiner ersten Erscheinung auf manchen Deutschen Bühnen betrieben wird, und aus diesem Buch ersieht, daß es doch auch zur Kunst gesteigert werden kann. Man glaubt zu träumen, wenn man statt des brutalen Rothstifts, der oft ärger in einem Shake- 5 speare'schen Stück wüthet, wie die Axt des Holzfrevlers in einem Walde, einen feinen, fast priesterlichen Geist erblickt, der mit jener heiligen Ehrfurcht, die alles Lebendige einflößen soll, an's Werk geht und keinen Moment vergißt, daß es sich „um ein Opfer, nicht aber um eine Metzgerei" handelt. Man faßt Hoff- 10 nung, daß eine Zeit kommen könne, wo der größte dramatische Dichter aller Völker nicht mehr bloß das Seil herzugeben braucht, auf dem die Virtuosen tanzen, und das sie sich gewöhnlich aus seinem innersten Eingeweide zusammendrehen lassen, sondern wo er sich, wie in den Tagen, die er selbst erlebte und mit unver- 15 gänglicher Glorie schmückte, in seiner alten Majestät, aber auf einem erhöhten Piedestal und in einem neuen Purpurgewand, das drei Jahrhunderte mit den reichsten Perlen besetzten, wieder erheben darf.

Neben der Wissenschaft der Kunst, welche die Systeme der 20 Aesthetik vervielfältigt und die Monographien häuft, hat sich ganz im Stillen, von der stolzen Schwester kaum bemerkt und darum so wenig durch ihren Tadel beirrt, als durch ihr Lob verwöhnt, eine schlichte Literatur der Praxis entwickelt. Diese macht nicht auf die letzten Gründe der Dinge Jagd, sie begnügt 25 sich, ganz einfach die Routine zu überliefern und dafür zu sorgen, daß kein einziger glücklicher Griff, der einmal entdeckt wurde, wieder verloren gehe, aber das ist auch unendlich dankenswerth, und für den Künstler jedenfalls viel fruchtbarer, als das all- gemeine Aesthetisiren, das ihn sehr wenig fördert und ihn im 30 Grunde auch gar nicht fördern soll und will. Die Zahl der hieher gehörigen Schriften ist nicht gering, wenn man auch bloß bei der Poesie stehen bleibt, und es wäre ein lohnenderes Ge-

schäft, aus ihnen ein practisches „Noth- und Hülfsbüchlein" für den Dichter zusammen zu stellen, als die Betrachtungen über die Natur des Schönen durch eine neue zu vermehren. Um von dem Opitz'schen Tractat „von der deutschen Poeterei", mit dem
5 allenfalls zu beginnen wäre, gleich auf unsere Zeit und auf das Drama hinüber zu springen, so erinnere ich nur an das Leben Schröders von Meyer und an Friedrich Ludwig Schmidts Aphorismen; selbst Holbeins „Bühnenwesen" enthält manche beachtungswerthe Bemerkung, und wie viel ist in Autobiographien
10 z. B. in denen von Brandes und Iffland, niedergelegt. Als die eigentliche Spitze aber ist das Werk zu bezeichnen, das Dingelstedt der Literatur in seinen „Studien und Copien nach Shakespeare" jetzt übergeben hat. Denn hier fällt die practische Einsicht mit der aesthetischen ganz zusammen und stellt ein
15 Musterbild der Vermittlung auf, das sich gleich weit vom starrsinnigen Festhalten am Unmöglichen, wie vom leichtsinnigen Verschleudern des Nothwendigen entfernt hält.

Ich kann zwar von meiner bei einer früheren Gelegenheit ausgesprochenen Ueberzeugung, daß Shakespeare dem Deutschen
20 Theater Arzenei bleiben muß, nicht aber Speise werden darf, noch immer nicht abgehen. Allein er ist trotzdem von unberechenbarer Wichtigkeit für uns, und darum ist es auch nicht gleichgültig, in welcher Gestalt er unter uns erscheint. Daß die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung viel zu wünschen übrig läßt, be-
25 sonders derjenige Theil derselben, welcher Tiecks Namen trägt und höchst zweideutigen Ursprungs ist, kann keinem Zweifel unterworfen sein. Ob durch die gemeinschaftliche Thätigkeit der namhaftesten deutschen Dichter und Schriftsteller eine bessere zu Stande kommen wird, wie Dingelstedt in schönem Vertrauen zur deutschen
30 Einheit erwartet, wird die Erfahrung lehren. Jedenfalls ist die Sache nicht so dringlich. Daß man aber bei der Inscenirung endlich mit der alten Methode entschieden brechen muß, wenn statt des ganzen Shakespeare nicht bloß das psychologische Moment

in ihm zur Geltung kommen soll, steht fest. Denn ein Stück von ihm für die Bühne einzurichten, ist, je nachdem man die Sache faßt, entweder die leichteste oder die schwerste aller Aufgaben. Es wird von Raupach erzählt, daß er, als er seine Russische Professur aufgegeben hatte, in Berlin Jahre lang Tag 5 für Tag das Theater besuchte, immer den Dichter des Abends, so wie den Bleistift in der Hand und jedes Bravo, daß der Schauspieler herausquetschte, jedes naßgeweinte Taschentuch, jeden entzweigeklatschten Handschuh sorgfältig an der rechten Stelle im Buch anzeichnend. Man wunderte sich über den Kautz, man 10 lachte ihn aus, aber er ließ sich nicht beirren, denn er hatte den Entschluß gefaßt, für das nächste Decennium deutscher Bühnenkönig zu werden, und er sammelte sich auf diese Weise, unbekümmert um Aristoteles und Lessing, das Knallsilber ein, das er später zur Erbauung seines Publicums in seinen „dramatischen 15 Werken ernster und komischer Gattung“ mit großem Erfolg verpuffte. Auf dem nämlichen Wege gelangt man zu der Kunst, die Shakespeare'schen Dramen in Paraden zu verwandeln, und sie wird, allerdings mit einzelnen rühmlichen Ausnahmen, ein halbes Jahrhundert und länger, rüstig geübt. Das giebt noch 20 immer lärmende Aufführungen, von denen sich aber der Kenner, dem es nicht darum zu thun ist, bloße Psychologie in Scene gehen zu sehen, mit Gleichgültigkeit oder Unwillen abwendet. Etwas ganz Anderes gehört dazu, sich in das innerste Centrum dieser riesigen Composition zu versetzen und sie von da aus 25 ohne Beeinträchtigung der Harmonie in allen Theilen gleichmäßig zusammen zu ziehen und der Faßlichkeit näher zu führen. Für diese Kunst hat Dingelstedt in seiner Behandlung des „Sturms“, denn gegen den Macbeth wären vielleicht zu Gunsten Schillers noch einige „Einwendungen“ zu machen, nach meiner 30 auf genauer Prüfung beruhenden Ueberzeugung, die Regel des Polyclet aufgestellt, und damit ist bei der zarten, unendlich leicht verletzlichen Natur des Stückes sehr viel geschehen.

95.

Lyrische Poesie.

Gedichte von Franz Dingelstedt. Zweite Auflage. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'sche Verlag. 1858.

5 1858.

Jedes Volk hat sein Lied, und hält den ursprünglichen Ton fest, bis es verstummt. So hat auch unsere deutsche Lyrik, wie lianenhaft üppig und bunt sie sich auch durch die Jahrhunderte hinschlingen mag, sich in ihren Elementen nie ver-
10 ändert. Gleich weit entfernt von englischer Schwerfälligkeit, wie von französischer Leichtfertigkeit und italiänischer Spitzfindigkeit, war sie von jeher das Product einer naiven Hingebung an die Dinge und einer etwas nüchternen Reflexion über sie. Unsere Dichter zerfallen nach dem Ueberwiegen des einen oder des
15 andern dieser Elemente in zwei getrennte Familien, die jedoch den gemeinschaftlichen Grundstamm keinen Augenblick verläugnen können. In Goethes Poesie der süßesten Unmittelbarkeit mischen sich, wie oft schon bemerkt und nicht selten sogar getadelt wurde, die härtesten realistischen Züge; um für den Himmel, dessen
20 Seligkeit er mit einer Engelszunge verkünden will, Glauben zu finden, stößt er die Leiter, mittelst deren er ihn erklomm, nicht zurück, sondern zieht sie nach, und zählt uns ihre Sprossen vor. Umgekehrt weiß Schiller für die kühnsten Flüge seiner Speculation noch immer das menschliche Gemüth zu erwärmen, und ihm ein
25 Gefühl einzuflößen, als ob es sich in den goldenen Wolken, zwischen denen er wonnetrunken und der Erde vergessend wandelt, auch säen und erndten ließe; er gewinnt sein Ideal durch die Verklärung des natürlichen Zustandes, nicht durch die unfruchtbare Nihilirung desselben, und gelangt zur Verklärung durch
30 simples Zurückgehen auf's Gesetz, in welchem Sollen und Können denn doch zuletzt auch zusammenfallen. Diese wunderbare Mischung

des Allgemeinen und des Besondern, die das eine beständig zur Probe des andern macht, und die Blutbildung vielleicht um ihr brennendstes Incarnat bringt, sie dafür aber auch vor der Verwässerung schützt, ist freilich zunächst ein Resultat unserer tiefsinnigen Sprache. Denn diese will, wie kaum eine zweite, überall das Werden veranschaulichen, sie knüpft unermüdlich und unablässig Blüte und Wurzel zusammen, und muß darum auch die Uebergänge und die Bedingungen, unter denen sie allein zu Stande kommen, unverrückt im Gesicht behalten. Aber die Sprache ist, um weiter zurückzugreifen, ja auch eben der erste und unverfälschteste Ausdruck der Nationalität, und kann Nichts abspiegeln, was nicht in ihr liegt.

Jedes Volk hat sein Lied, und hält den ursprünglichen Ton fest; allein jede Zeit variirt ihn auf eine eigenthümliche, ihren Bedürfnissen entsprechende Weise. Der deutsche Singvogel wird immer ein Blatt des Baums mit in die Höhe nehmen, von dem er sich aufschwingt; aber heute ist es die Eiche des Donnergottes, und morgen ist es Holdas Linde, auf der er sitzt. Anders klingt ein Schlachtgesang, und anders ein Kirchen-Choral, oder ein weicher Empfindungslaut der Liebe, wenn auch alle drei durch das ihnen gemeinsame Wechselspiel von Naivetät und Reflexion eng mit einander verwandt sind. Ob es aus dur oder aus moll geht, das hängt von den geschichtlichen Erregungen der Nation, ja zum guten Theil, bei der innigen Verbindung aller Culturvölker unter einander, von der Stimmung der Welt ab. Dieß muß man vor allem beachten, wenn man unsere Lyrik und unsere Poesie überhaupt in ihrer Weiterentwicklung begreifen und gerecht gegen sie sein will. Man kann in Deutschland nicht länger Veilchen begießen, oder sich in den farbigen Schmelz des Schmetterlingsflügels vertiefen, während man in Frankreich und England den Gesellschaftsvertrag untersucht und an allen Fundamenten des Staats und der Kirche rüttelt. Das ängstliche Gefühl, das sich an eine solche Untersuchung knüpft, die wenigstens

scheinbare Unsicherheit aller Zustände, die daraus hervorgeht, verbreitet sich in raschen Schwingungen über ganz Europa, und erstickt, wie die unheimlichen Zuckungen eines Erdbebens, zunächst die fröhlichen Stimmen, die aus kindlicher Brust in Dank und Jubel zum Festgelage des Lebens erschallen, macht sich dann aber selbst Luft. Das sind Zeiten, in denen Hamlet seine Auferstehung in irgend einer neuen Gestalt zu feiern pflegt, und er läßt selten lange auf sich warten.

Lord Byron ist der Hamlet des Jahrhunderts. Keiner hat es in der Kunst, an der Sonne nur die Flecken zu sehen, und in der Erde nur das Gewürm und die wüsten Todtengebeine zu erblicken, vor den belebenden Stralen aber, die von oben kommen, so wie vor dem frischen Grün, das sie unten erwecken, fest und dicht die Augen zu verschließen, so weit gebracht, wie er. Für mich steht er in der englischen Literatur nicht einsam da. Er ist der letzte, aber freilich unendlich gesteigerte Ausläufer der Marlow, Green, Webster u. s. w., wie auf der entgegengesetzten Seite sein Zeitgenosse Walter Scott in seiner heitern, unversieglichen Lebensfülle ein letzter Schößling des Shakespeare, und er kann in dem Sinn sogar für einen Nationaltypus gelten, als gerade der Engländer, wie so viele wunderliche Selbstmorde und verwandte Erscheinungen beweisen, trotz der allgemeinen Gesundheit des Stammes, zu einer Art von Hypochondrie geneigt ist, die von den sonst bekannten Formen dieser Krankheit so ganz und gar abweicht, daß er sich genöthigt sah, einen aparten Namen dafür zu erfinden. Ich bin auch weit davon entfernt, dem Byron'schen Weltschmerz, obgleich ich ihn zum Theil auf den Nationalspleen zurückführen zu müssen glaube, die subjective Wahrheit abzusprechen, oder gar ihn lieblos zu bespötteln. Töne, wie sie ihm zu Gebote standen, werden nicht erheuchelt, und es ist ein sehr wirkliches, ein sehr handgreifliches Unglück, wenn ein Mensch Licht und Luft anders verlangt, als sie nun einmal sind; es ist eben so schlimm, als wenn er das

„Uebel“ oder die Wasserscheu bekäme, und das Widerwärtige und Verächtliche stellt sich erst mit den Nachäffern ein, mit den Leutchen, die, innerlich seelenvergnügt, daß der Frühling sein grünes Kleid nicht abwirft, ihm bloß darum ein rothes wünschen, weil der geniale Britte es ihm gewünscht hat. Ich lasse es 5 ebenfalls ununtersucht, ob sein Zustand aus dem Mangel an Selbstregime hervorging, wie es allerdings scheinen könnte, oder ob dieser Mangel an Selbstregime nicht vielmehr selbst schon das Product einer fehlerhaften Organisation war. Aber Shakespeare würde in seiner berühmtesten Tragödie ein schlechtes Stück 10 geliefert haben, wenn er Hamlet das letzte Wort darin gelassen hätte, und um die Welt wird es immer bedenklich stehen, wenn Hamlet mit sprechen darf. Darum war die maaß- und gränzenlose Schwärmerei für Byron, obgleich keineswegs unnatürlich, sondern aus den Verhältnissen gar wohl zu erklären, ein höchst 15 wichtiges pathologisches Zeichen.

Das in allen seinen Tiefen aufgeregte Europa machte in dieser Schwärmerei eigentlich dasselbe Hamlet-Fieber durch, welches Deutschland in den siebziger Jahren geschüttelt, und das sich im Werther entladen hatte. Wir unsererseits wurden nicht 20 mehr so stark davon berührt, weil es eben nur noch als Recidiv auftrat. Bitterer Ernst wurde der Weltschmerz diesmal nur in Nicolaus Lenau, und er fiel denn auch als Opfer seiner traurigen Verwechselung der Lupe, die denn doch nur in einzelnen Momenten zur Hand genommen sein will, weil sie das Detail auf Kosten 25 des Ganzen hervorhebt, und keinen freien Ueberblick gestattet, mit dem Auge, das die wohlthätige Natur dem Menschen mit auf den Weg gegeben hat. Bei unserem Heinrich Heine dagegen, der sich eine gute Weile als Conductführer und Leichenmarschall des jüngsten Tages gebärdete, ging der „große Riß“, über den 30 er jammerte, nicht einmal durch die Weste, geschweige durch das Herz; er brauchte so wenig den Schneider, als den Chirurgen zu bemühen, und er zeigte auch bald genug durch die Grimassen,

die er schnitt, wie es mit dem schwarzen Frack und mit den Trauerflören um Hut und Arm gemeint gewesen war. Aber eben weil der Ernst fehlte, war unsere Weltschmerzperiode eine der widerlichsten unserer ganzen Literaturgeschichte, und verdient
5 im vollsten Maaß die Züchtigung, die ihr seitdem zu Theil geworden ist. Dennoch blieb sie nicht ohne Frucht, sie hatte doch den Gesichtskreis erweitert und den Blick geschärft, und man fand nach und nach den Uebergang vom Abstracten zum Concreten, von den Sonnenflecken, die uns nicht kümmern, zu den Spinn-
10 websfäden, die uns die Fenster verdunkeln. Dieß war das entschiedene, vielleicht noch nicht genug gewürdigte Verdienst unserer politischen Dichterschule, vor allen aber Franz Dingelstedts, der ihr durch seinen „Nachtwächter" erst die poetische Weihe gab. Diese merkwürdige Production, die bedeutendste von allen hie-
15 her gehörigen und fast die einzige von bleibendem Gehalt, unterschied sich nämlich dadurch von den übrigen, daß sie, weit entfernt sich im Ausspinnen allgemeiner Ideen-Phantome oder im Construiren von oben herab zu gefallen, sich kühn und muthig auf die Erscheinungen warf und diese mit sichrer Hand in's
20 rechte Licht rückte. Darum zündete sie überall, und sogar bei denen, die, wie es dem Referenten selbst erging, der Richtung keineswegs hold waren, die sich aber aufrichtig freuten, durch das epigrammatisch zugespitzte Bild doch endlich von der luftigen Phrase erlös't und wieder auf festen Boden gestellt zu werden.
25 Ich wiederhole hier einfach, was ich vor funfzehn Jahren aussprach, und ich kann zur Characterisirung, wie zur Empfehlung der ausgewählten Gedichtsammlung, die uns jetzt vorliegt, nichts Besseres sagen, als daß der Dichter diesem Grundzug seiner Natur vollkommen treu geblieben ist. Mit ganzer Seele der
30 modernen Welt und der Gegenwart zugewandt, gleicht er bald der Biene, welche einer Blume, die unter wankenden Ruinen blüht, noch im Moment des Zusammensturzes den letzten Honig entsaugt, und bald dem Raben, welcher das dem Tode verfallene

Leben prophetisch und drohend umkreis't. Der Rausch, der in unsern Tagen die reine Freude und das stille Entzücken so oft vertreten muß, ist nie hinreißender geschildert worden, als in dem „Roman“: das sociale Zerwürfniß, aus dem er entspringt, und das übrig bleibt, wenn man auch alle Pessimisten und Utopisten mit ihren Litaneien und Theoremen davonjagt, aber auch nie furchtbarer, als in dem Nachtstück aus London. Hier haben wir denn auch gleich die beiden Grundelemente der deutschen Lyrik beisammen: das naive Aufjubeln in einer trunkenen Stunde und die gewissenhaft-gründliche Reflexion über das Woher und Wohin. Zuweilen machen sie sich in einem und demselben Gedicht geltend, wie z. B. in den Eidgenossen: dann hat man ein Gefühl, als ob ein anmuthiger Traum von dem zu früh erwachten Schläfer bei der Nachtlampe fortgesponnen würde, und das ist nicht behaglich. Doch es handelt sich hier nicht um Splitterrichterei, sondern um Fixirung des Totaleindrucks, und dieser ist eben so eigenthümlich, als nachhaltig, wenn auch keineswegs, wie es im „Epilog“ heißt, salon- und pensionsmäßig. Um Einzelnes hervorzuheben, so muß ich das „Niederländische Seestück“ als die vortrefflichste und erschütterndste moderne Ballade bezeichnen, die ich kenne. Der „Todtentanz zu München“, nicht der Holbeinische, sondern der von der Cholera während der Industrie-Ausstellung aufgeführte, reiht sich ihr in seiner ersten Nummer würdig an. Unter den „Irrfahrten“ gehören: „Am Scheidewege“, „Dämmerstunde“ und „Ein dunkles Blatt“ zum Zartesten, was die neuere Literatur besitzt, und die Lieder aus der „Fremdenlegion“, besonders „der Pechvogel aus Kurhessen“, ringen mit dem Besten aus dem „Kosmopolitischen Nachtwächter“ um den Kranz der Frische und der Schärfe. Der Romantik geht der Sänger aus dem Wege; sie jedoch nicht ihm, denn „Herbstlied“, „Rosenmärchen“ und „Astern“ wird die Literaturgeschichte mit zu ihren reizendsten Gaben rechnen müssen. Aber es ist überhaupt characteristisch an ihm, daß er oft, und zu oft, an den

Nachtwandler erinnert, der sich selbst anruft, und deshalb, trotz des schönsten Mondenscheins, Gefahr läuft, vom Dach zu stürzen. Doch auch das hat seinen tieferen Grund in der ihm an= und eingeborenen Richtung auf das Moderne. Eine Welt, die noch 5 selbst nicht weiß, ob und wie weit sie an sich glauben darf, kann auch keinen Dichter erzeugen, der den Glauben nicht zu=weilen verlöre.

96.

Literaturbriefe.

10 1858.

VII.

Rahel und ihre Zeit. Von Eduard Schmidt=Weißenfels. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Ein höchst buntscheckiges, aber auch höchst überflüssiges 15 Buch. Wenn die Phrase den Gedanken ersetzen könnte, so müßte man es loben. Aber die Periode ist vorüber, wo hochtrabende Redensarten, wie: „Die französische Revolution war die Heb=amme der neuen Zeit", oder: „Börne war das grollende Deutsch=land", oder: „Rahel war ein Epos", die Geistesarmuth und 20 den Mangel innerer Reife wenigstens in den Augen der Menge mit einigem Glück zu verdecken vermogten; der letzte Journal=leser würde lachen, wollte Jemand die Elsler noch einmal „Weltgeschichte" tanzen lassen. Wenn das Ueberschrauben und verhimmelnde Carikiren längst fixirter Gesichtspuncte, das un=25 motivirte Wiederaufnehmen längst zurückgewiesener oder doch auf das bescheidenste Maaß reducirter eine literairische That wäre, so würde hier eine vorliegen. Aber es heißt verwirren und über den Haufen stoßen, nicht aufklären und näher be=stimmen, wenn man den kleinen Berliner Cirkel der Frau von

Varnhagen oder gar das Boudoir des Fräuleins Levin dicht neben den großen europäischen Salon der Madame Staël-Holstein oder das väterliche Haus der Mademoiselle Necker rückt. Es heißt bis in's Lächerliche übertreiben, wenn man die Rahel, deren piquante Begabung Niemand bestreitet, zum Centralpunct alles „schöngeistigen" Lebens in Berlin, ja in Deutschland erheben und selbst Goethes Stellung auf ihre Bemühungen zurückführen will, obgleich es vollkommen richtig, aber auch eben so bekannt und begreiflich ist, daß er die Anerkennung seiner olympischen Ueberlegenheit erst sehr spät und nicht etwa, wie Mancher glauben mag, der ihn jetzt bewundert, gleich durch den Götz und den Werther errang. Es heißt jedenfalls auch zu weit gehen, wenn man Heinrich Heines Dichterruhm zu einem Topfgewächs des Rahelkreises macht, so unzweifelhaft es auch zu sein scheint, das die gränzenlose Ueberschätzung dieses Talents, die so wenig ihm selbst, wie seinen Zeitgenossen, zum Segen gereichte, von dort ausging, und so dankbar wir auch für das endliche Lüften des so lange mit großer Klugheit festgehaltenen Schleiers sein wollen. Dieser Art ist nun aber auch die ganze Monographie: durchaus schief in der Anlage und phrasenhaft in der Ausführung; wir müssen sie daher für einen ganz und gar mißlungenen Panegyricus erklären.

Die Selbstbekenntnisse Schillers. Vortrag, gehalten in der Rose zu Jena. Von Dr. Kuno Fischer. Frankfurt a. M., Joh. Chr. Hermann'scher Verlag.

Ein Meisterstück in Form und Gehalt, das einmal wieder zeigt, was die gesunde Speculation vermag, wenn sie nicht zu stolz ist, an die Erscheinungen heran zu treten. Bei dem berühmten Namen des Verfassers bedarf diese Publication keiner Empfehlung; sie wird aber Manchen auf schmerzliche Weise an dessen frühere Thätigkeit auf aesthetischem Gebiete erinnern,

wie er sie namentlich in der deutschen Monatsschrift von Adolph Kolaczek in Bezug auf das neue Drama entwickelte, und den lebhaften Wunsch rege machen, ihn nach so langer Pause zu dieser zurückkehren zu sehen.

5 Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. Erster Band. Berlin, Franz Duncker.

Eine Biographie, die erst zur Hälfte vorliegt, gleicht einem Gemälde, das erst halb fertig ist. Beide setzen die Kritik in Verlegenheit, denn sowohl ihr Lob, wie ihr Tadel, kann wider-
10 legt werden; sie wird sich deshalb das letzte Wort und die Revision immer vorbehalten. Indem wir uns dem Werke zuwenden, das uns zu dieser Bemerkung Anlaß giebt, können wir ihm zunächst bezeugen, daß es einem wirklich vorhandenen Bedürfniß entgegenkommt, und das ist schon viel. Gustav Schwab
15 genügt nicht mehr, schon aus dem einfachen Grunde, weil ihm eine Masse des wichtigsten Materials, das erst lange nach ihm flüssig wurde, für seine verdienstliche Leistung nicht zu Gebote stand; und doch ist neben ihm kein Anderer zu nennen. Der neue Bearbeiter hat dies Material auf das Sorgfältigste zu-
20 sammengelesen und benutzt, wozu kein gewöhnlicher Grad von Fleiß und Gewissenhaftigkeit gehörte. Auch mit dem Gesichtspuncte, den der Verfasser im Einleitungscapitel aufstellt, stimmen wir überein; gewiß ist Schiller, der von frühster Jugend auf entbehrte und duldete, weit eher das deutsche Normalkind, als
25 Goethe, den nicht bloß die Muse, sondern auch das Glück schon in der Wiege anlächelte. Es ist keine Frage: der in einer Hütte geborene, in einer militairischen Zwangsanstalt erzogene, durch's Leben gehetzte und endlich wie ein Bettler verscharrte Schiller, der nun doch in einer Fürstengruft ausruht, giebt
30 einen ganz vortrefflichen Helden für ein Volksbuch ab. Aber Palleske hat den Ton nicht getroffen; Phrasen, wie: „Der Stein verschweigt den Menschen, um den Gott zu offenbaren“,

muß man nicht brauchen, wenn man auch von Danneckers Büste ausgeht, sie schrecken Jedermann ab, nicht bloß den Bauer und Bürger, sondern auch und noch mehr den Mann von aesthetischer Bildung. Die ganze Darstellung leidet an Schwulst, keine Gestalt tritt plastisch hervor, wenn man den Herzog Karl aus- 5 nimmt, der scharf und prägnant, aber schwerlich ganz treu gezeichnet ist, und man athmet ordentlich auf, wenn der brave, natürliche und trotz seiner Geradheit feinsinnige Streicher einmal citirt wird. Dieß ist das Hauptgebrechen, das uns aber nicht verhindert, das Werk als interessant und theilweise auch 10 als geistreich zu empfehlen; was wir gegen die kritischen Erörterungen einzuwenden hätten, versparen wir für eine spätere gründliche Ausführung.

VIII.

Der Nachsommer. Eine Erzählung von Adalbert Stifter. 3 Bände. 15 Pesth, Heckenast.

Drei starke Bände! Wir glauben Nichts zu riskiren, wenn wir Demjenigen, der beweisen kann, daß er sie ausgelesen hat, ohne als Kunstrichter dazu verpflichtet zu sein, die Krone von Polen versprechen. Wir machen jedoch den Verfasser nur in 20 geringem Grade für das mißrathene Buch verantwortlich; er war sogleich bei seinem ersten Auftreten Manierist und mußte, verhätschelt, wie er wurde, zuletzt natürlich alles Maaß verlieren. Anfangs schüchtern und durch die Erinnerung an Lessings Laokoon in der behäbigen Entfaltung seiner auf's Breite und 25 Breiteste angelegten Beschreibungsnatur vielleicht noch ein wenig gestört, machte er bald die Erfahrung, daß dieser einst so gefährliche Laokoon in unseren Tagen Niemand mehr schadet, und faßte Muth. Zuerst begnügte er sich, uns die Familien der Blumen aufzuzählen, die auf seinen Lieblingsplätzen gedeihen; 30

dann wurden uns die Exemplare vorgerechnet, und jetzt erhalten wir das Register der Staubfäden. Man ging dem alten Salomon Geßner einmal mit einem Geburtstagsepigramm um den Bart, worin es hieß, zwei Musen rissen sich um ihn, und Gott Apoll
5 lasse, „um diesen Streit zu schlichten, ihn malen im Gesang und im Gemälde dichten!" Das wurmte den deutschen Zwillingsbruder des Aristoteles, und er setzte in dem Hauptwerke seines Lebens für alle Zeiten zwischen beiden Künsten den unverrückbaren Markstein. Geßner malte aber doch noch wenigstens,
10 was würde Lessing wohl zu Leuten sagen, die unter dem prahlerischen Aushängeschild der „Ursprünglichkeit" und des „gesunden Realismus" nur Farben reiben, ja oft sogar nur Farbstoffe zusammentragen? Man braucht die Ideen nur zu erlassen, wenn man den Zustand herbeiführen will, in dem die Palette
15 selbst für ein Bild ausgegeben wird. Das Aeußerste der Richtung scheint nun endlich in dem Stifter'schen Nachsommer erreicht zu sein. Was wird hier nicht Alles weitläufig betrachtet und geschildert; es fehlt nur noch die Betrachtung der Wörter, womit man schildert, und die Schilderung der Hand,
20 womit man diese Betrachtung niederschreibt, so ist der Kreis vollendet. Ein Inventar ist eben so interessant, und wenn die Gerichtsperson, die es abfaßt, ihr Signalement hinzufügt, so sind auch alle Elemente dieser sogenannten Erzählung beisammen.

25 Graf Mirabeau. Von Theodor Mundt. 4 Theile. Berlin, Otto Jancke.

Theodor Mundt ist ein recht genießbarer Schriftsteller geworden, seit er es aufgegeben hat, einen Dichter vorstellen zu wollen. Es mangelt ihm durchaus an Phantasie, aber er hat ein schönes Combinationsvermögen, und wenn es ihm auch nie
30 gelingen wird, das Aus- und Durcheinander der Menschen und der Dinge zu veranschaulichen, so hat er doch einen klaren Blick für das Nach- und Nebeneinander und weiß es mit geschickter

Hand festzuhalten. Sein Thomas Münzer, in dem er es auf Character- und Situationsschöpfung angelegt hat, gehört eben deshalb zu den widerwärtigsten Zwittergeburten, die der erhitzte Verstand jemals mit einer völlig stumpfen Einbildungskraft erzeugt hat, und wird den Wenigen, die ihn nicht ganz ver- 5 gessen haben, nur der Vorrede wegen im Gedächtniß geblieben sein, die den Mangel an poetischem Leben, den der Verfasser selbst empfinden mogte, mit historischer Thatsächlichkeit entschuldigen wollte. Sein Graf Mirabeau dagegen, in dem er sich begnügt, das weitläuftige Memoiren- und Briefmaterial zu 10 einer interessanten Lectüre zu verarbeiten, ist ein geistreiches Buch, das den Leser mit den Anfängen einer großen Zeit bekannt macht, und dafür, daß es an Spannung hinter den verwandten Leistungen der Franzosen zurücksteht, durch die gediegene Bildung, die aus den vielfach eingestreuten Reflexionen 15 spricht, hinreichend entschädigt.

Erzählungen des Heimgekehrten. Von H. Lorm. Prag, Karl Bellmann.

Dieses Buch entspricht seinem Titel; der Verfasser erzählt wirklich, wie Einer, der von einer Reise heimkehrt und, während er den Staubkittel ablegt und den Mantelsack aufschließt, seiner 20 Familie Alles zum Besten giebt, was ihm gerade einfällt, lustige Anecdoten, tragische Geschichten, Börsenpreise und Bemerkungen. Das Publicum wird aber auch die Rolle der zuhörenden Familie mit Vergnügen übernehmen, denn der Verfasser hat für das kleine Nebenbei des Lebens ein echt französisches Talent. 25

IX.

Der deutsche Roman hat seit Jahren kein Product mehr aufzuzeigen, das auch nur der Tendenz nach über das Gebiet der Unterhaltungslectüre hinausginge. Gutzkows „Ritter vom Geist" und Freytags „Soll und Haben" sind die letzten Er- 30

scheinungen von innerer Bedeutung. Auch die Dutzende von Bänden, mit denen die neueste Messe uns beschenkte, bieten keine einzige Ausnahme dar, und man kann kaum über ihr Verhältniß zur Literatur, sondern eigentlich nur über ihr Verhältniß zur
5 Leihbibliothek sprechen. Gemeinsam ist ihnen, wie den Romanen zur Zeit Cramers und seiner Spießgesellen die Ritterburg und der grüne Wald, oder zur Zeit Lafontaines das friedliche Familienzimmer, in unseren „vorgeschrittenen" Tagen der sociale Hintergrund, die politische Decoration und der historische Puppen-
10 tanz. Der Stoff wird meistens Memoiren entlehnt, die wahrlich zu anderen Zwecken geschrieben wurden, und die Raisonnements sind fast immer auf Saint Simon, Fourier und Proudhon zurückzuführen, wenn sich die Verfasser dessen auch kaum selbst bewußt sein mögen. Diese Characteristik ist natürlich nicht strict
15 auf jede der Novitäten anzuwenden, die uns jetzt näher beschäftigen werden; neben der neuen Richtung läuft auch noch manche der alten fort und wickelt sich vollständig ab. Im Allgemeinen aber ist sie eben so gewiß richtig, wie sie geeignet sein wird, unser cursorisches Verfahren zu motiviren.

20 Verworfen. Roman von Julius Gundling. 2 Bände. Leipzig, L. Wiedemann.

Ein Werk, das man nur in die Hand zu nehmen braucht, um den Rinaldo Rinaldini wieder schätzen zu lernen. Es liegt ein ganz guter Einfall zu Grunde, aber er zerbröckelt dem
25 Verfasser so völlig unter den Händen, daß er in alle Winde verfliegt. Dabei werden der guten, todtenstillen Stadt Prag Ungeheuerlichkeiten aufgebürdet, die sich kaum in den Tiefen eines Oceans, wie London, verbergen könnten. Das ist Boz in seinen ärgsten Verirrungen, ohne die nothwendigsten seiner
30 Voraussetzungen.

Rom und Sahara von Hans Wachenhusen. 4 Theile. Berlin, Otto Janke.

Dies Buch steht höher. Der Verfasser hat nicht bloß hin und wieder einen guten Einfall, er weiß ihn auch festzuhalten und zu verwenden. Das böse Gewissen, das aus der Vorrede spricht, hatte aber allen Grund, sich zu regen, und die Entschuldigung, daß man sich nach langem Reiseleben nicht sogleich am „literarischen Spinnrad“ heimisch finden könne, ist nicht stichhaltig. Der Maler, dem die Hand noch fliegt, soll den Pinsel liegen lassen und seine zitterigen, durch einander laufenden Linien nicht durch den lustigen blauen Montag, der dem Arbeitsmorgen vorherging, rechtfertigen wolleu. Dies Gemisch von Naturschilderungen, Reflexionen und überromantischen Abentheuern, die in gar keiner organischen Verbindung mit einander stehen, hat nicht den geringsten Kunstwerth, doch ist ein gesundes Element darin, und jedenfalls wird es manchen Leser ansprechen, wie ein Kaleidoscop.

Leben und Lieben in Norwegen. Vier Novellen aus dem norwegischen Volksleben. Von Theodor Mügge. 2 Bände. Frankfurt a. M., Meidinger Sohn u. Comp.

Leben und Lieben in Norwegen ist ganz vortrefflich von Henrik Steffens in seinen Novellen dargestellt worden. Theodor Mügge ist weit hinter seinem Vorgänger zurückgeblieben, wir wollen daher einfach an diesen erinnern.

Shelley. Biographische Novelle von Wilhelm Hamm. Leipzig. Theodor Thomas.

Dies Büchlein ist frisch und mit Begeisterung geschrieben, aber die Begeisterung lodert noch nicht auf dem rechten Altar. Shelley ist zunächst nicht der außerordentliche Dichter, für den der Verfasser ihn hält; daran fehlt trotz „Cenci“ und „Königin Mab“ gar Viel. Wenn er es aber auch wäre, so würde er darum noch durchaus kein Recht haben, die Wahlverwandtschaften

durchzuspielen, ohne durch den tragischen Schluß für den Bruch mit der Pflicht zu bezahlen, und tragisch soll es doch wohl nicht sein, daß er äußerlich verunglückt, bevor die innere Zer-knirschung eingetreten ist? Dem Gesetz gebührt das Pathos, 5 das der Verfasser seinem Helden zuwendet; es giebt im ethischen Gebiete so wenig Künstlerrechte, wie Königsrechte.

Deutsche Träume. Roman von Ludwig Steub. 3 Theile. Braun-schweig, Vieweg und Sohn.

Dieser Roman ist aus einer Gesinnung hervorgegangen, 10 die nicht genug gepriesen werden kann. In dem Verfasser ist das Gefühl der deutschen Schmach lebendig geworden, wie in Wenigen, und er bemüht sich, ihre Grundwurzel bloßzulegen, in dem er das deutsche Philisterium in allen seinen Abzweigungen nach oben und unten darzustellen sucht. Dafür drücken wir 15 ihm die Hand. Leider fehlt ihm aber die Kraft, seinen In-tentionen nachzukommen. Darum hat er es eben so wenig zu einer wohlgegliederten, spannenden Handlung, als zu eigen-thümlichen Gestalten gebracht. Nichtsdestoweniger ist ihm Manches gelungen, besonders in den Episoden, und sein Buch wird schon 20 des männlichen Geistes wegen, in dem es empfangen ist, und der es mit heiligem Feuer getauft hat, Freunde finden.

97.

Das Komma im Frack.

1858.

25 Demjenigen, welcher der Literatur und der Kunst eine mehr, als oberflächliche Aufmerksamkeit zuwendet, kann es nicht ent-gangen sein, daß jetzt in allen Gebieten der Genre eine ganz unverhältnißmäßige Rolle spielt. Er wird nicht allein an sich in seinen sämmtlichen zahllosen Spielarten auf das Sorgfältigste 30 gehegt und gepflegt, er greift auch mehr und mehr aus dem ihm angewiesenen Kreise in die höheren Sphären hinüber, indem die

idealen Formen in seinem Sinne behandelt und dadurch zerstört, wenigstens verrückt und verunstaltet werden. Es wimmelt z. B. auf unseren Gemälde-Ausstellungen nicht bloß an allen Ecken und Enden von spielenden Kindern und säugenden Müttern, sondern auch das historische Bild nimmt Zwitter-Elemente in 5 sich auf, die es scheinbar dem Gemüth näher führen, es in demselben Grade aber auch dem Geist entfremden und es im Grund vernichten.

Die Erscheinung ist an und für sich keineswegs unnatürlich oder unerklärbar. Die Kunst drängt nach ihrem ewigen Entwicklungs-Princip zunächst unaufhaltsam zur Spitze und verweilt 10 auf den untergeordneten Stufen nicht länger, als sie durchaus muß, um ihre Kräfte zu erproben und auszubilden. Wenn sie aber auf der Höhe angelangt ist, steht sie eben so wenig still, um nun fort und fort Universal-Schöpfungen zu produciren oder, wie Gott der Herr nach der Hervorbringung des Menschen, 15 zu feiern, sondern sie mißt den ganzen Weg zurück und vertieft sich, in treuem Ernst nachholend, was sie in der ersten Begeisterung übersprang, bei jedem Schritt inniger in's Detail. So entspringt der Genre und mit ihm die einzige Quelle aesthetischen Genusses für alle diejenigen, die nicht im Stande sind, ein Ganzes aufzufassen und 20 in sich aufzunehmen, wohl aber, sich am Einzelnen zu erfreuen.

Das ist nun kein Unglück, im Gegentheil, es wird auf diese Weise wirklich eine neue Seite der Welt erschlossen, in die sich auch der noch mit Vergnügen einlebt, der über dem Moos, trotz seiner Zierlichkeit, den Eichbaum nicht vergißt, auf dem es 25 wächs't, und über dem Eichbaum nicht den Wald, zu dem er gehört. Schlimm ist nur, daß die Gränze leicht überschritten und das Maaß verrückt wird, und das geschieht immer, früher oder später. Weil das Moos sich viel ansehnlicher ausnimmt wenn der Maler sich um den Baum nicht bekümmert, und der 30 Baum ganz anders hervortritt, wenn der Wald verschwindet, so entsteht ein allgemeiner Jubel, und Kräfte, die eben für das Kleinleben der Natur ausreichen und sich auch instinctiv die

Aufgabe nicht höher stellen, werden weit über andere erhoben, die den Mückentanz schon darum nicht schildern, weil er neben dem Planetentanz gar nicht sichtbar ist. Da fängt das „Nebenbei“ überall an zu floriren; der Koth auf Napoleons Stiefeln
5 wird, wenn es sich um den großen Abdicationsmoment des Helden handelt, eben so ängstlich treu gemalt, wie der Seelenkampf auf seinem Gesicht; dem Jambus der Tragödie wird es als eine positive That angerechnet, wenn er den Hiatus zu vermeiden weiß, und die Wucht des Gedankens wird ihm dafür
10 erlassen; die Statue buhlt mit der Nips-Figur um ihre Reize und unterscheidet sich zuletzt nur noch durch die Dimensionen von ihr u. s. w. Kurz, das Komma zieht den Frack an und lächelt stolz und selbstgefällig auf den Satz herab, dem es doch allein seine Existenz verdankt.

15 Es ist vollkommen hinreichend, die Erscheinung zu markiren, und darum überflüssig, sie in allen Kreisen der Kunst im Einzelnen nachzuweisen; wir wollen sie daher nur in einer Branche der Literatur verfolgen, in der sie am schlagendsten hervortritt, und hier den Moment aufzeigen, wo sie sich vermöge der sich
20 mit unausweichbarer Nothwendigkeit ergebenden letzten Consequenzen selbst wieder aufhebt. Daß sie vorhanden ist, wird Niemand läugnen, der sich an den Dorfgeschichten-Schwindel unserer Tage erinnert und sich dabei vergegenwärtigt, welch eine bescheidene Rolle die eigentlichen Schöpfer dieses Genre, Jung-
25 Stilling, Pestalozzi und Ulrich Hegner, deren Leistungen ihre Zeitgenossen doch auch zu würdigen wußten, gespielt haben. Unterstützt wird sie durch eine Theorie, die das Ideal und das Abstracte mit einander verwechselt und dem stumpfen Realismus, der die Warze eben so wichtig nimmt, wie die Nase, auf der sie
30 sitzt, eifrig das Wort redet, weil sie nicht ahnt, daß jedes Bild ohne Ausnahme ein hieroglyphisches Element in sich aufnehmen muß, welches nach allen Seiten die Gränzen zieht. Dem Maler, der die perspectivischen Gesetze beobachtet und Vordergrund und

Hintergrund durch Zeichnung und Colorit gehörig aus einander hält, wird nicht vorgeworfen, daß ihm bei den Figuren, die nicht in greller Beleuchtung dastehen, die Linien mißrathen und die Farben ausgegangen seien; aber der Dichter, der nicht im Genre stecken bleibt, muß diesen Vorwurf alle Tage hören. Darum 5 stürzen sich auch alle mittleren Talente Hals über Kopf in den Genre hinein, und die großen müssen ihren mühevollen Weg einsam fortsetzen und werden um die rasche Wirkung gebracht. Als Immermann die Dorfgeschichte, um endlich auf diese zurückzukommen, durch seinen Hofschulzen wieder in's Leben rief, fand 10 er noch nöthig, seinem markigen westphälischen Idyll ein allgemeines Weltgemälde gegenüber zu stellen, das freilich in den forcirten komischen Parthien nicht besonders gelungen war, das aber doch den Blick in's Weite und Freie offen ließ. Seine nächsten und bedeutendsten Nachfolger schlossen die Fenster schon 15 zu und waren auf den erstickenden Brodem, der sich bei dem Mangel an Luftzug nun in ihren Bauernstuben entwickeln mußte, nicht wenig stolz. Sie hielten aber doch wenigstens noch den Menschen fest, wenn auch nur auf höchst untergeordneter Stufe, und der hervorragendste von ihnen, Jeremias Gotthelf, knüpfte 20 immer, wenn auch nicht an Ideen, so doch an didactische Gesichtspuncte an, um der Stagnation vorzubeugen. Erst dem Mann der ewigen Studien, dem behäbigen Adalbert Stifter, war es vorbehalten, den Menschen ganz aus dem Auge zu verlieren, und in diesem vollzog sich denn auch die Selbstaufhebung 25 der ganzen Richtung, die in seinem „Nachsommer“ entschieden den letzten denkbaren Schritt gethan hat. Denn dies Product ist schon bei Ersch und Gruber oder bei Junkers „Handbuch gemeinnütziger Kenntnisse“ angelangt, und selbst derjenige, der dem Verfasser noch durch das Gebiet der Botanik mit Ruhe und Ge- 30 duld gefolgt ist, muß einsehen, daß die aesthetische That aufhört, wo die Recepte anfangen. Es ist aber durchaus kein Zufall, daß ein Stifter kam, und daß dieser Stifter einen „Nachsommer“

schrieb, bei dem er offenbar Adam und Eva als Leser voraus-
setzte, weil nur diese mit den Dingen unbekannt sein können,
die er breit und weitläufig beschreibt. Darin liegt Folgerichtig-
keit nach beiden Seiten. Der ausartende Genre reißt sich mehr
5 und mehr vom Alles bedingenden, aber auch Alles zusammen-
haltenden Centrum los und zerfällt in demselben Moment in
sich selbst, wo er sich ganz befreit zu haben glaubt. Und das
überschätzte Diminutiv-Talent kommt eben so natürlich vom Auf-
dröseln der Form zum Zerbröckeln und Zerkrümeln der Materie,
10 schließt damit aber auch den ganzen Kreis vollständig ab.

98.

Literaturbriefe.

1858.

X.

15 Die Freimünzer. Roman in drei Büchern. Von F. Mühler. 3 Bände.
Leipzig, J. F. Hartknoch.

Dieser Roman ist unter allen neu erschienenen der bei
weitem interessanteste. Empfangen im Geiste Eugen Sues und
Alex. Dumas', theilt er in gleichem Maaße die Fehler und die
20 Vorzüge ihrer Schöpfungen. Unmöglich in den Voraussetzungen
und platt in der Auflösung, ist er meisterhaft in der Ver-
wickelung. Der Held mit seiner Vor- und seiner Nachgeschichte ist
ein Unding, die junge Engländerin, die ihm durch die ganze Welt
nachrennt, um ihm ihr Geld und ihre Hand anzubieten, über-
25 schreitet die Romanfreiheit, die ihre Gränzen hat, wie die
Maskenfreiheit, auf das Unglaublichste, der Papa Goldmann
und die russische Gräfin, die sich zum Schluß in seine Eltern ver-
wandeln, könnten ein Paar Kartenfiguren um die Realität ihrer
Existenz beneiden. Doch es steht nicht um ein Haar breit besser
30 um Fleur de Marie und um den Grafen von Monte Christo,
die nichtsdestoweniger ganz Europa, das solide, nüchterne Deutsch-

land keineswegs ausgenommen, entzückten. Die zur Sprengung der Spielhölle und zur Begründung des Credit mobilier angewandten Mittel haben, so prosaisch weitläuftig sie uns auch vorgerechnet werden, nicht viel vor Hüons Wunderhorn, mit dem der ehrwürdige Wieland sich in den schlimmsten Nöthen zu helfen wußte, voraus, und man wundert sich ordentlich, daß der Dichter nicht einfach zur Alraunwurzel greift, statt zur chemischen Tinctur. Wer das aber tadeln will, der erinnere sich an den Sack, den der Graf v. Monte Christo als Scheintodter aufschneiden muß, während er, fest eingenäht, 1000 Fuß hoch vom Castell herab in's Meer geworfen und zur Vorsicht noch mit einigen nachgesandten Kugeln bedient wird. Wir halten es für kein beneidenswerthes Glück, die Großmutterrolle in Männerkleidern mit Erfolg zu spielen, und wenn Herr Alexander Dumas stolz darauf ist, daß das schlüpfrige Europa seinen Geschichten mit Prädilection ein geneigtes Ohr schenkt, und im Vollgefühl eines solchen Triumphs sich erdreistet, von einer „kleinen deutschen Literatur“ für das „kleine Deutschland“ zu reden, so können wir nur mitleidig lächeln, indem wir an die noch kleinere griechische Literatur des noch kleinern Griechenlands denken, die nichtsdestoweniger nach und nach den Weg über die ganze Erde gefunden hat. Aber auch unter den Großmüttern giebt's Unterschiede, und diejenige, deren Zunge das Opiat besser vertritt, verdient den ersten der Kränze, die die kleinen Kinder zu vertheilen haben. Diesen darf Herrn Dumas nun Keiner streitig machen wollen, denn der Opiumrausch, in den er seine Leser zu versetzen weiß, hält bis zur letzten Minute vor, während man bei den meisten seiner Mitbewerber vor der Zeit erwacht und ernüchtert und fröstelnd dem ungeschickten Erzähler gern mit der Hand den fortplappernden Mund verschließen mögte, weil man den Hahn schon rufen hört. Wenig Franzosen und kein Deutscher aber sind Sue und Dumas so nahe gekommen, wie der Verfasser der Freimünzer; wenn er

fortfährt, wie er angefangen hat, so wird er sich einen glänzenden Platz in der Unterhaltungsliteratur erobern und bedeutend dazu beitragen, uns in diesem stark gesuchten Artikel von unseren übermüthigen Nachbarn jenseit des Rheins unabhängig zu machen.

5 **Die Königin.** Historischer Roman von Ludwig Storch in vier Bänden. Leipzig, J. F. Hartknoch.

Viel solider geht es bei Storch her, aber das Resultat ist trotzdem viel weniger befriedigend. In die Sphäre der Kunst erhebt er sich eben so wenig, wie Mühler, und in der Sphäre 10 der Unterhaltungslectüre bleibt er weit hinter ihm zurück. Es war an und für sich schon ein unglücklicher Gedanke, von den Unruhen in den Cevennen auszugehen. Tieck und sein vortrefflicher Torso sind noch nicht vergessen, und die Vergleichung ist unvermeidlich. Die Handlung verläßt dies Terrain nun zwar so 15 bald, als möglich ist, und das beweis't, daß der Verfasser die Gefahr kannte, die er neben jenem Dichter lief, aber sie ist und bleibt lahm und wickelt sich in gar zu großer Breite ab, auch kann der Ausgang, die Proclamation der Heldin zur Königin der Huronen, kaum den Titel rechtfertigen, geschweige höheren 20 Ansprüchen genügen. Wir sehen Storch lieber auf deutschem Boden.

Erzählungen bei Nacht. Novellen von M. Solitaire. Leipzig, Heinrich Matthes.

Der Verfasser beklagt sich in einem Nachwort bitter 25 darüber, daß ihm vielfach die Nachahmung Callot-Hoffmanns zum Vorwurf gemacht worden sei. Uns scheint dieser Vorwurf nur eben so gerecht, als die Widerlegung thörigt, die er versucht und die mit einer Herabsetzung Hoffmanns beginnt. Es ist ganz gewiß, daß seine „Creaturen" von den „Figuren" des 30 „unseligen" Hoffmann ausnehmend verschieden sind; die Identität wird wohl auch Niemand behauptet haben. Aber noch gewisser

ist es, daß diese seine Creaturen durch Hoffmann in's Leben gerufen wurden, und je unbewußter dieß subjectiv geschehen sein mag, um so größer ist objectiv die Abhängigkeit. Sie gereicht ihm jedoch auch keineswegs zur Schande, denn Hoffmann war eine elementarische Natur von seltenem Umfang und außer- 5 ordentlicher Energie, und wenn die unnatürliche Begeisterung für die Elle des Krämers und die Sense des Bauern einmal wieder vorbei ist, wird man mit Vergnügen, wenn auch nicht mit unverständiger Bewunderung, wieder zu der wunderbaren Laterna magica zurückkehren, die er in die Welt hineinhing. 10 Schlimm ist es nur, daß der Verfasser seinen Meister nicht erreicht, und der Unterschied zwischen dessen Schöpfungen und seinen Nachbildungen, auf den er ein so unglückliches Gewicht legt, und den wir ihm leider bestätigen mußten, hat einzig und allein in der Unzulänglichkeit seines Talents ihren Grund. 15 Hoffmanns Phantasiestücke, mag man sie nun hoch oder niedrig stellen, sind immer voll und rund, wie Träume. Solitaire setzt die seinigen mühselig aus den widersprechendsten Elementen zusammen und glaubt sie zu motiviren, weil er dem Regen- bogen, der nicht ganz werden will, mit dem Tüncherpinsel 20 nachhilft. Doch fehlt es seinen Erzählungen keineswegs an gelungenen Parthien; aber wie sieht es mit den Compositionen im Ganzen aus?

Bilder aus dem häuslichen Leben von Karl von Holtei. Zwei Bände. Berlin, Artistische Anstalt. 25

Christian Lammfell. Roman in fünf Bänden von Karl von Holtei. Zweite Auflage. Breslau, Eduard Trewendt.

Holteis schönes Talent muß sich auf das wirkliche Leben stützen, wenn es Gedeihliches und Erfreuliches bringen soll. Seine Vagabunden bildeten eine Art Ergänzung seiner 40 Jahre, 30 die man mit Recht in unserer Memoiren-Literatur sehr hoch stellt; daher kam ihnen das Gerundete der Gestalten und das

Gesättigte des Colorits. Sein Christian Lammfell ist das Product freier Erfindung; daher fehlten diesem zweiten Roman, den wir für verblaßt und gedehnt erklären müssen, die Vorzüge des ersten. In hohem Grade vortrefflich sind dagegen wieder
5 die Bilder aus dem häuslichen Leben; Niemand wird sie ohne Befriedigung aus der Hand legen.

XI.

Die dresdner Gallerie. Geschichten und Bilder. Von A. v. Sternberg. Zweites Bändchen. Leipzig, F. A. Brockhaus.

10 Der erste Theil dieses Werkchens ist uns nicht zu Gesicht gekommen, den zweiten müssen wir zum Vorzüglichsten rechnen, was jemals aus Sternbergs Feder hervorgegangen ist. Es war ein sehr glücklicher Gedanke, die berühmtesten Bilder, welche die erste Gemäldegallerie Deutschlands enthält, zu Mittelpuncten
15 kleiner Novellen zu machen, und er ist eben so reizend, als erschöpfend ausgeführt worden. Bald ist es das Schicksal des Meisters, bald das seines Werkes, welches den Stoff abgiebt, und während die Anecdote uns auf das Angenehmste beschäftigt, fühlen wir uns zugleich in die vorüber gerauschten
20 Zustände verschwundener Jahrhunderte versetzt. In der „grünen Spinne“ sind sogar Elemente echtester Märchenpoesie; das allerliebste Stück würde Goethes neuer Melusine zur Seite stehen, wenn der Schluß weniger trivial wäre. Einige Stilnachlässigkeiten müssen wir aus demselben Grunde streng rügen,
25 aus dem das Auge an polirtem Stahl keine Rostflecken duldet; ein Schriftsteller, wie Sternberg, sollte nicht vergessen, daß das feinere Ohr ein übel lautendes „ist“, „hat“ oder „wen“ darum nicht weniger hört, weil es in der Feder stecken bleibt.

Drei Jahre von dreißigen. Ein Roman von Ludwig Rellstab. Neun Bände. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Wenn einer unserer angesehensten Historiker den Wunsch ausspricht, daß der historische Roman nie erfunden sein mögte, so können wir ihm nicht beistimmen, müssen vielmehr an Goethes 5 Ansicht festhalten, daß mit Walter Scott eine ganz neue Art der Kunst von unberechenbarer Bedeutung hervorgetreten sei. Aber freilich hat von Walter Scotts zahllosen Schülern keiner den Meister erreicht, und wenige sind ihm so nahe gekommen, daß sie auch nur die Existenzberechtigung mit ihm theilen. Ludwig Rell- 10 stab, sonst ein achtungswerther Autor, in dem die productive und die kritische Begabung in einem schönen Gleichgewicht stehen, ist nun unter diesen Schülern einer der letzten. Es war an und für sich ein höchst unglücklicher Gedanke, den Dreizigjährigen Krieg zum Thema zu wählen; ist denn Schillers Wallenstein nicht da, 15 und hat der Dichter demjenigen Leser, dem dies ungeheure Bild nicht genügt, noch irgend Etwas zu sagen? Die Ausführung erinnert nun aber obendrein an Nichts so lebhaft, als an Ben Johnsons Tragödien, in denen die nackte Geschichte bekanntlich für die ausgebliebene Poesie entschädigen sollte. Eine Menge 20 historischer Züge werden gehäuft, allein sie nehmen sich aus, wie die Libelle im Bernstein oder das Insect im Harz, wenn sie auch beweisen, daß der Verfasser gründliche Studien gemacht hat, denn es fehlt ganz und gar an lebendigen Characteren. Darum will auch für die Haupthandlung durchaus kein Interesse 25 aufkommen, obgleich es keineswegs an spannenden Episoden mangelt.

Die Heimatlosen. Erzählung aus den Freiheitskriegen. Von O. Glaubrecht. Frankfurt a. M., Heyder und Zimmer.

Dieser Roman schildert die Zeit, wo der Deutsche in seinem 30 eignen Vaterlande heimathlos war, wo die heiligsten Regungen der Seele als verbrecherisch bestraft und die natürlichsten Empfin-

dungen von einer fremden Polizei mit Acht und Bann belegt wurden. Es war die glorreiche Zeit, wo am Strand der Elbe der Hamburgische unpartheiische Correspondent, das älteste Journal Deutschlands, in französischer Sprache erschien, und wo in Triest 5 an den Ufern des Adriatischen Meeres der Napoleon'sche Soldat an Regentagen aus Commisbrod ein Trottoir erbaute, um trocknen Fußes über die Straße gehen zu können und nebenbei den staunenden Barbaren den erlangten Culturgrad der großen Nation recht augenscheinlich zu machen. Es ist heilsamer, daß 10 an diese Zeit erinnert wird, als wenn ein neuer Heinrich Heine ein neues Buch „Le Grand" lieferte oder ein neuer Gaudy einen neuen Band „Kaiserlieder". Wäre der wohlgemeinte Roman nur nicht durch ungesunde pietistische Elemente und durch einen Kirchthurm-patriotismus, dem das deutsche Volk eben sein ganzes Elend 15 verdankt, in einigen Parthien gar zu sehr entstellt.

Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in sechs Büchern (zwei Bänden) von Alfred Hartmann. Solothurn, Jent und Gaßmann.

Als dichterische Leistung betrachtet, ist das Buch nur mittel-20 mäßig, es wirft aber ein blendendes Licht auf manche schweizer Zustände und verdient aus diesem Grunde Empfehlung, wenn man auch bei der Lectüre ein Gefühl hat, als ob man durch ein mittelalterliches Bleifenster, das mit seinen kleinen runden Scheiben jedes Object in hundert Stücke zerschneidet, in's Freie schauen 25 müßte. Die Schreibart ist ungebührlich vernachlässigt; wer sagt denn im Deutschen z. B. „Kaltblut" statt „kaltes Blut"?

Kleine Wanderchronik von C. Julius Rodenberg. Zwei Bände. Hannover, C. Rümpler.

Ein zwar leichtes, aber äußerst frisches Feuilletontalent, 30 welches den Beweis liefert, daß der Deutsche dem Franzosen darum nicht an Anmuth und Zierlichkeit nachsteht, weil er ihn

an Ernst und Tiefe übertrifft. Diese zwei Bände enthalten des Interessanten und Ansprechenden in den mannigfaltigsten Formen sehr viel, und wenn die aesthetischen Urtheile, die hin und wieder eingeflochten sind, auch keineswegs von gründlicher Einsicht zeugen, wenn namentlich in dem Abschnitt: „Die Deutschen in London" 5 gewissen Leuten viel zu viel Ehre geschieht, so wird der Leser sich doch gewiß an den Novelletten und Reiseskizzen ergötzen.

Paul Werner. Ein Daguerreotyp von Th. König. Zwei Theile. Leipzig, Otto Wigand.

In diesem Roman tritt ein entschiedenes komisches Talent 10 hervor, das sorgfältige Pflege und Ausbildung verdienen dürfte. Hier zeigt es sich nur noch episodisch, aber hier und da, z. B. in der Scene zwischen dem Pastor und seinem zum Original erzogenen Sohne, dem Candidaten, der eine neue Mutter erhalten soll, mit großem Effect. Auch die ernsten Parthien sind nicht 15 schlechter, als gewöhnlich; aber freilich auch nicht besser.

99.

Unfreiwillige Komik.

Erster Beitrag.

1858. 20

Man kann darüber streiten, ob unsere Zeit eine arge ist, wie sie so oft genannt wird, aber darüber, daß sie ein grämliches, greisenhaftes Gesicht hat, werden sich alle Stimmen leicht vereinigen. Nicht bloß unser Wochentag ist grau, unser Sonntag ist es noch viel mehr, und wenn wir uns den Schweiß überhaupt 25 noch abtrocknen und die Feierkleider anziehen, so geschieht es weniger, um einmal aufzujubeln, wie ehemals, als um uns von der Arbeit auszuruhen, oder wohl gar nur, weil der Kalender und der alte Brauch es vorschreiben. Noch schlechter steht es mit

unseren Festen; unsere grüne Weihnacht kann zwar nicht vertrocknen, denn der Tannenbaum wird von jeder Kinderhand begossen, aber schon unser Sylvester-Abend mit dem obligaten Bleigießen und dem übrigen Hokus-Pokus, an den Niemand mehr
5 glaubt, ist eine bloße Gedächtnißübung, eine kurzgefaßte Recapitulation der Deutschen Mythologie, und unser Carneval geht auf Stelzen und darf sich nicht beleidigt fühlen, wenn man ihn einen verkappten Aschermittwoch nennt. Sieht nun unser Leben selbst, trotz aller Flitter, womit es sich behängt, so freudlos und
10 verdrießlich aus, so ist sein Abbild, wie es uns in der Literatur und auf der Bühne entgegentritt, wo möglich noch trockner und lederner. Die eigentliche Komik ist längst versiegt; jener göttliche Quell schnurriger Erfindungen und drolliger Einfälle, der einst bei uns so überreichlich sprudelte und uns, nachdem er uns
15 zuerst den köstlichen Reinecke Fuchs bescheert hatte, bald einen Hans Sachs'schen Schwank, bald eine Burkardt'sche Fabel, ganz zuletzt sogar noch im „zerbrochenen Krug“ unsere einzige Komödie schenkte, ist gänzlich erstickt. Unser Lustspiel und unser Roman „persifliren und spielen an“, unser Volksstück „parodirt“, und
20 wem es kein Vergnügen macht, die Caricaturen der Wirklichkeit mit den Daguerreotypen des Schriftstellers zu vergleichen, was für den Freund des Cervantes und des Aristophanes oder des Shakespeare ein trauriger Spaß ist, der sieht sich umsonst nach Brot in der Wüste um, denn von unserem „Humor“ oder unserer
25 „Satyre“ kann gar nicht die Rede sein.

Es hat Könige gegeben, die auf die Erfindung eines neuen Amüsements hohe Preise setzten, und wir sollten sie nachahmen, wenn wir einem Zustand vorbeugen wollen, wo wir in unseren Gesellschaften neben dem Dessert vielleicht eine Quantität Lachgas
30 herumreichen müssen, um die Gesichtsmusculatur in's Zucken zu bringen und das Einschlafen zu verhindern. Bei so großer Noth muß, wie bei einer Feuersbrunst oder einer Ueberschwemmung, der Gemeinsinn Jedermann antreiben, nach Kräften zur Abwen-

dung oder Verringerung der Gefahr beizutragen; darum sei es erlaubt, auf ein Surrogat der Komik hinzuweisen, das von Erasmus, Liscow u. s. w. mit Fleiß und Eifer ausgebeutet, seitdem aber verächtlich bei Seite geworfen worden ist. Welche Menge von Schriften erscheinen jedes Jahr in Deutschland und wie werden gerade diejenigen, die des Ergötzlichen so viel bieten, wenn auch ohne Wissen und wider Willen der Autoren, vernachlässigt. Zwar ist es an sich schon belustigend genug, die zahllosen Gedichte, Dramen, Romane u. s. w., womit jede Messe uns überschüttet, von den bestellten Kritikern im Schweiß ihres Angesichts mit Ernst und Würde prüfen zu sehen und zum Schluß von ihnen mit Feierlichkeit erklären zu hören, daß Pindar und Tyrtäus wieder nicht eingetroffen seien, daß Shakespeare sich gleichfalls verspätet habe, und daß man sogar nach Cervantes noch immer vergebens ausschaue. Aber dies Schauspiel ist doch zu monoton, um nicht bald zu ermüden, wogegen der frische Griff in's Leben hinein, die mit rascher Hand abgepflückte unerhörte Metapher, die mit der Blendlaterne beleuchtete unmögliche Scene u. s. w. eine ewige Abwechslung gewähren würde. So wird es Niemand das Gähnen vertreiben, daß ein Lyriker einfach miserabel genannt wird, während ein landschaftliches Gemälde, wie das nachstehende:

„Wie bläs't die Herbstwind-Katze
Das Sommer-Vöglein an,
Wie spielet ihre Tatze
So tückisch freundlich d'ran!“

das eine nicht mehr ganz neue Sammlung ziert, selbst gegen Zahnweh mit Erfolg anzuwenden sein dürfte. Da Beispiele am besten beweisen, so ist ein kleiner Streifzug durch das Drama des letzten Jahres, von diesem Gesichtspunct aus unternommen, vielleicht am Ort. Es sind, dieses werde ausdrücklich zur Verwahrung vorangeschickt, einige recht respectable Leistungen hervorgetreten. Der „Sohn des Fürsten“ von Julius Mosen, der „Columbus“ von Werder und die „dramatischen Werke“ von

Karl Goldschmidt verdienen die Achtung des Publicums und die Berücksichtigung des Theaters. Aber es haben sich auch drollige Käuze eingestellt, die man, wenn man sie als Dramen-Schöpfer betrachten wollte, ohne Beihülfe von Aristoteles und
5 Lessing nicht bloß aus Athen, sondern auch aus Leipzig wegjagen könnte, die man aber bloß bei sich selbst für dramatische Figuren zu erklären braucht, etwa für solche, die Shakespeare in übermüthiger Laune hingeworfen hat, z. B. für Pendants zu den von ihm im „Julius Cäsar“ und im „Timon“ skizzirten
10 Poeten, um sich ihrer herzlich zu erfreuen und ihnen die sämmtlichen Rechte von „Flach“ und „Schaal“ in Heinrich IV. einzuräumen.

Wir treffen zunächst:

„Antonius und Cleopatra.“ Tragödie in fünf Acten
15 von J. W. Ottiker, Advocat in Zürich. Zürich, Walder und Sohn, 1858.

Dieses Werk zeichnet sich besonders durch das Vorwort aus. Es lautet folgendermaßen:

„Indem ich den Deutschen Bühnen ein Schauspiel übergebe,
20 welches mit einem der Shakespeare'schen Dramen Stoff und Namen gemein hat, hoffe ich, weder der Anmaaßung, noch eines Plagiats beschuldigt zu werden. Shakespeares „Antonius und Cleopatra“ ist eines seiner schwächeren Stücke; es mangelt demselben jede dramatische Einheit. Shakespeare hat die von Plutarch erzählten
25 Anecdoten beinahe planlos an einander gereiht. Auch einzelne seiner Charactere sind offenbar carikirt; Cleopatra z. B. läßt jene reizende Anmuth und Liebenswürdigkeit durchaus vermissen, die ihr eigenthümlich waren, und womit sie vor Antonius selbst einen Julius Cäsar zu fesseln vermogt hatte. Umsonst wird man
30 daher dieses Shakespeare'sche Drama bühnengerecht zu machen versuchen; die verfehlte Anlage desselben spottet jeder Umarbeitung. Und doch ist das tragische Schicksal des Antonius und der Cleopatra einzig in seiner Art: von weltgeschichtlicher Bedeutung,

vom allgemeinsten menschlichen Interesse, reich an theatralischen Situationen, Characteren, Handlungen und Contrasten!

Meine Bearbeitung ist von derjenigen Shakespeares durchaus verschieden. Ich ließ die Ereignisse und das Schicksal meiner Helden sich gleichsam aus sich selbst entwickeln und als die natürliche Folge ihrer Charactere und Verhältnisse erscheinen, während Shakespeare dieselben in der Regel unmotivirt, wenigstens unvorbereitet eintreten ließ. Ich näherte mich dadurch in der Anlage meines Dramas der Einfachheit der alten Tragödie, glaubte aber auch dem modernen Geschmack alle Rechnung tragen zu sollen, die derselbe billigerweise beanspruchen darf, indem ich die Handlung rasch vorwärts schreiten, die Situationen wechseln und sich überraschend gestalten und durch alle Tragik einen leichten Hauch des Humors spielen ließ. Mein Drama macht im Uebrigen eben so sehr auf historische Treue Anspruch, als das Shakespeare'sche Drama ihn zu machen berechtigt ist: ja ich glaube die Ereignisse klarer, die Charactere bestimmter und den Geist des classischen Alterthums reiner wiedergegeben zu haben, als Shakespeare es that. Ich modernisirte das Alterthum, um es der Gegenwart verständlich zu machen, ohne dasselbe zu entstellen.

Der antike und zum Theil kriegerische Stoff meines Dramas brachte es mit sich, daß ich auch Chöre darin aufgenommen habe. Ich mußte nothwendig die Armeen beider Imperatoren wenigstens bildlich auf die Scene bringen und hielt es für unpassend, sie die Rolle bloßer Statisten spielen zu lassen. Meine Chöre sind übrigens kleiner und leichter verständlich, als die Chöre der antiken Tragödie; sie greifen auch nicht unmittelbar in die Handlung ein, wie die Schiller'schen Chöre in der Braut von Messina; gleichwohl hielt ich sie dem Character der ganzen Dichtung für angemessen, und ich bin überzeugt, daß dieselben, gehörig arrangirt, die Wirkung des Dramas

vervollständigen werden. Sie bereiten auf gewisse Ereignisse vor oder schließen dieselben ab; sie vermitteln die Sympathie der Zuschauer mit dem Schicksal der Helden und versehen bisweilen die Stelle eines Wechsels der Scenerie, indem sie gewisse sonst un-
5 zusammenhängende oder zu rasch auf einander folgende Handlungen verknüpfen. Ihre Darstellung sollte keine großen Schwierigkeiten darbieten. Jedem Theater steht ein Chorpersonal, ein Orchester und ein Musikdirector zur Verfügung, der die Chöre leicht componiren und einstudiren lassen kann. Die Composition müßte
10 möglichst einfach sein und sich ganz dem Character der Sprache anschließen, um das Verständniß derselben nicht zu erschweren. — Wo die Chöre nicht gesungen werden können, würde ich dieselben von einzelnen Choristen halb singend, halb sprechend vortragen lassen."

15 Mit wie viel Grund der Dichter eine solche Sprache führt, wird ein kurzes Citat aus einer pathetischen Rede der Octavia darthun:

„Ich bin ein Weib und lieb' ich Euch nicht Beide?
Seid Ihr mein Stolz nicht Beid' und meine Freude?
20 Und Ihr seid Männer, wißt, was ehrt und schändet:
Was — Euch zu hassen — hat Euch so verblendet?
Warum, Antonius, hast — laß mich's wissen —
Cäsar geglaubt, bekriegen du zu müssen?"

Würdig schließt sich an:

25 „Oliver Cromwell." Historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Peter Lohmann. Leipzig, Luppe 1858.

Dieses Drama thut sich durch eine Nachschrift hervor, die dem Leser auch nicht vorenthalten werden darf. Sie lautet im Auszug:

30 „Sonderbares Bestreben, dem Deutschen Volke eine Bühne schaffen zu wollen! Sonderbar und beklagenswerth. Da liegen nun wiederum die Erzeugnisse eines jugendlichen Brausekopfes, in all ihrer Ueberschwänglichkeit, mit all ihren innern und

äußern Mängeln, aber, was wenigstens den „Schmied in Ruhla“, den „M. Claudius“ und den „Cromwell“ betrifft, Werke, deren sich keine Bühne zu schämen hat, und die dem innigsten Zusammenleben von höchster Bildung und Volkanlagen entgegenwirken. — Was ist ihr Loos? Daß ein Dutzend naseweiser 5 Recensenten sich darüber hermacht und den Verfasser mit allen Mitteln des Hohnes und all der Gleichgültigkeit, die gegenüber einem tiefsittlichen Character zur Beleidigung wird, jenem Zustande der innersten Entrüstung entgegenschleudert, den ein Stärkerer, als ich, willig ertrage. — In dieser Stunde, eine Reihe der 10 schmerzlichsten Täuschungen hinter mir, nur das Bewußtsein des redlichsten Willens im Herzen, habe ich für das Deutsche Volk nur noch diesen Wunsch: daß es sich so lange an den Machwerken eines Brachvogel, einer Birch-Pfeiffer ergötzen müsse, bis ihm die Weltgeschichte das Urtheil des vollständigen Zerfalles spricht.“ 15

Man sieht, der Dichter ist entrüstet, wie ein Prophet des alten Bundes; gebe der Himmel, daß nicht Jesaias, sondern Jonas in ihm auferstanden sei. Jedenfalls steht zu hoffen, daß sein Fluch das arme Deutschland nicht treffen wird, so lange er noch schreibt: „Ich geh' daheim!“ (Pag. 37) statt: „Ich gehe 20 heim“ u. s. w., denn selbst Wodan hielt auf reines Deutsch und ließ sich nicht ungrammaticalisch beschwören.

Anders steht es mit:

„Herz und Haupt.“ Dramatisches Gedicht von Carl Schwebemeyer. Berlin, Springer 1858. 25

Hier müssen wir aus wichtigen Gründen, die sogleich einleuchten dürften, mit dem Buchbefund, um den Juristen einen Ausdruck abzuborgen, beginnen. Das Werk zählt 498 Seiten und würde bei splendiderem Druck noch einmal so stark sein; es kündigt sich also schon in seiner äußeren Erscheinung als höchst 30 solid an und bildet einen naturgemäßen Uebergang vom Lexicon zum Thesaurus. Dem entspricht das Innere auch vollkommen, denn wissenschaftliche Solidität ist sein Character, und zwischen

dem Lexicon und dem Thesaurus muß ihm ein Ehrenplatz ein-
geräumt werden, wenn der Verfasser sich gleich, sei es nun aus
Unklarheit über sich selbst oder aus Bescheidenheit, statt des
Doctorhutes, der ihm von Gott und Rechtswegen gebührt, den
5 luftigen Dichterkranz, „an dem die Buben ihm zerren und reißen
könnten", aufgesetzt hat. Allerdings könnte man auf einen flüch-
tigen Blick hin glauben, man habe ein Drama vor sich, wenn
auch eines, das die sämmtlichen Werke von Aeschylos und So-
phocles, in Einem Bande vereinigt, noch an Umfang und Aus-
10 dehnung übertreffe. Denn nicht allein, daß gleich in der „Weihe"
ein ziemlich heftiger, hie und da an Shakespeare'sche Ungenirtheit
erinnernder Wortwechsel zwischen dem Verfasser und dem „alten
Fritz" (Friedrich *Barbarossa* im Kyffhäuser ist gemeint, und
er wird am Bart gezupft) vorfällt; wir stoßen auch auf ein
15 Personenverzeichniß, und die behandelten Materien sind nicht in
Capitel und Paragraphe, sondern in Aufzüge und Auftritte ab-
getheilt. So wie man sich jedoch ein wenig in das Gebotene zu
vertiefen anfängt, schwindet die Täuschung, und man überzeugt
sich, daß man es mit einer Encyclopädie in zeitgemäßer Form
20 zu thun hat, und fühlt sich angenehm an die Zeit erinnert, wo
Basedow den Kindern die Buchstaben in Zucker backen ließ, da-
mit Essen und Lernen hübsch zusammenfalle. Wenn man vor
einer Scene steht, die über *hundert* Seiten zählt und in der
Repliken von *zwei Ellen* Länge vorkommen, Repliken nämlich,
25 die nicht nach dem bloßen Anschein, wie die leichtsinnige und
verzärtelte Welt es wohl mit etwas ausführlichen Trauerspiel-
Monologen zu machen pflegt, oberflächlich *abgeschätzt*, sondern
gewissenhaft mit dem Instrument des Schneiders *gemessen*
wurden, so ist der menschlichen Natur ein Schauder erlaubt, und
30 die Muthmaaßung eines Freundes, daß wenigstens die Haupt-
person, der Kaiser, angenagelt sein müsse, drängt sich fast mit
Nothwendigkeit auf. Wenn man sich aber von der näheren Prüfung
nicht abschrecken läßt und Jamben-Colonnen findet, wie:

„Vor allem fehlt's an einem Handelsrecht
Für's ganze Deutschland, hoch ist's an der Zeit
Für solch ein allgemeines Handelsrecht
Und insbesondere ein Seerecht auch u. s. w."

oder: 5

„Auch Münzen, Maaße und Gewichte sind
In hohem Grade der Verbesserung werth u. s. w."

oder:

„Und ja, ich rühme mich, daß dieses Recht,
Das ich Capitularien genannt, 10
Der erste Codex ist, mit Ausnahme
Nur der Assisen von Jerusalem;
Denn wenn in andern Ländern früher schon
Rechtsbücher zwar erschienen sind, so sind
Dieselben nur privatim compilirt 15
Und ohne äußere Autorität u. s. w."

oder (Friedrich der Zweite spricht und sprach bisher, und jedes Mal 200 oder 150 oder 100 Verse):

„Damit das Recht auch ganz gesichert sei
Für Jedermann und alles Irrthums bar, 20
Führt' ich verschiedene Instanzen ein,
Die unteren Fiscalgerichte, dann
Die magna Curia, als höchste dann
Die Curia suprema u. s. w."

oder (es ist noch immer oberwähnter Hohenstaufen): 25

„Ich zweifle nicht, daß — — —
Daß einst die Zunft mit ihrem Kastengeist
Zusammt Ausschließlichkeits- und Schutz-System
Dem Handels- und Gewerbe-Freiheits-Geist
Erliegen und das Feld ihm räumen muß u. s. w." 30

oder:

„Ganz etwas Andres ist's jedoch, wo sich's
Vom Staate handelt und vom Staatssystem
In ihrer ganzen Form und Wesenheit u. s. w."

oder (Anselm von Justingen mischt sich ein): 35

„In England hatte Richard Löwenherz
Vor Jahren schon, als er vom Kreuzzug heim
Nach unfreiwill'gem Sitz auf Dürnstein

In seine Lande wiederum gelangt,
Das Seegesetz, genannt Rôles d'Oléron,
Erhoben zu gemeinem Landesrecht u. s. w."

oder (der Kaiser schließt):

5 „Doch über Alles traun! ist sonderbar
Das sogenannte Wechsel-Tausch-System u. s. w."

so springt die unschuldige List des Verfassers sogleich in die Augen, und der Billige drückt ihm gerührt dafür die Hand, daß er seine Gäste zu einem Ball einlud und sie mit einer Vor-
10 lesung über die Staatswissenschaften regalirte, denn tanzen will Jeder, aber wer mag lernen? Bringt man nun noch in Anschlag, daß ihm das schnöde Versificiren keineswegs leicht wird, wie eine kleine Probe aus der „Weihe" gewiß schlagend darthut:

„Da sah ich mächtig drob sich regen
15 Am steinern Tisch den alten Fritz,
Gewaltig hin und her bewegen,
Schon wird es ihm zu eng im Sitz;
Dann ruft er laut, die Hand am Degen:
Mit Einer Zunge sprich, Potz Blitz,
20 Was kümmern Deine tausend mich,
Mit Einer, Knabe, sprich, sprich, sprich."

so wächs't das Verdienst seiner Selbstaufopferung noch um ein Unberechenbares, und es dürfte wenig Gelehrte geben, die an die Popularisirung ihrer Ideen den Schweiß setzen, den er
25 daran gesetzt hat. Wir heißen daher sein Werk mit Dank willkommen und empfehlen es namentlich Jedermann, der sich über die Verfassung des alten Deutschen Reichs bündig unterrichten will, und dem Pütter und Häberlin, die leider von den Toilette-Tischen gänzlich zu verschwinden scheinen, nicht zur
30 Hand sind. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, daß Juristen, National-Oeconomen, Theologen und Historiker leer ausgehen; nur der Mediciner dürfte sich über Vernachlässigung beklagen, uns ist nicht einmal über das Sanitätswesen Etwas aufgestoßen. Das ist allerdings befremdlich, es kann aber darin seinen Grund
35 haben, daß es uns bei der Reichhaltigkeit der erledigten Materien

entging, und daß das der Encyclopädie vorgedruckte Personen-Verzeichniß leider die Disciplin nicht ausdrücklich bezeichnet, die sich hinter jedem einzelnen Namen versteckt, was die Orientirung natürlich erschwert, obgleich es der Maske wegen nothwendig gewesen sein mag. Sollte sich die Lücke in dem sonst so 5 gründlichen Werk wirklich finden, so wäre es um so mehr zu bedauern, als dadurch nicht allein der Ruhm des Verfassers, sondern auch die Freude eines ihm längst vorangegangenen Schattens über seine Leistung beträchtlich geschmälert werden würde. Wer die fünfte Auflage von Johann Christian 10 Günthers, des Schlesiers, Gedichten in Händen gehabt hat, der wird sich auch der Vorrede eines Ungenannten erinnern, und der Forderungen, die dieser an den Poeten, wie er sein soll, stellt. Vertraute Bekanntschaft mit allen den Wissenschaften, in denen unser Verfasser sich als Meister zeigt, wird 15 verlangt, aber freilich wird auch die Medicin so wenig erlassen, daß sogar die Osteologie als ein wesentliches Hülfsmittel der dichterischen Begeisterung mit Energie hervor gehoben wird. Der Mann findet in „Herz und Haupt" nach mehr als hundert Jahren sein Ideal fast verwirklicht; nur Schade, daß er keine Bücher mehr lesen kann. 20

100.

Literaturbriefe.

XII.

Die Fürstin der siebenten Werst. Roman in vier Büchern von A. Th. von Grimm. 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber. 25

1858.

Unter allen Romanen, die das laufende Jahr uns gebracht hat, verdient dieser unbedingt die Krone. Hier haben wir nicht allein, wie in den von uns hervorgehobenen Freimünzern, eine interessante Verwickelung, hier haben wir auch einen gesunden 30 Ausgangspunct und ein befriedigendes Ziel. Sieben Werste von

Petersburg liegt das Irrenhaus, und in diesem Irrenhause werden nicht bloß die Geisteskranken, sondern zuweilen auch die Unbequemen, die man nicht nach Sibirien schicken kann, und in der Residenz aus dem einen oder dem andern Grunde nicht
5 dulden mag, durch einen gefälligen Polizeiminister untergesteckt. Eine deutsche Predigerstochter, mit der ein junger russischer Fürst sich vermählen will und die am Ende ihrer Brautreise von Charkow nach Petersburg auf der siebenten Werst verschwindet, um gegen ihren Bräutigam von seiner intriganten
10 Tante zunächst für wahnsinnig, dann gar für todt ausgegeben zu werden, ist die Heldin des Buchs. Ihre Schicksale sind so außerordentlich und unter den gegebenen Verhältnissen doch wieder so natürlich, daß sie die größte Spannung erregen und dennoch nicht die geringste Verwunderung hervorrufen, und das
15 ist die beste Probe der künstlerischen Wahrheit, denn wenn wir Papageno und Papagena durch Feuer und Wasser schreiten sehen, so lassen wir uns das im ersten Augenblick zwar auch gefallen, aber gleich nachher schütteln wir den Kopf und schämen uns, an die Königin der Nacht geglaubt zu haben. Trotzdem ist die
20 Handlung, obgleich sie es mit dem Besten der Franzosen aufnimmt, noch nicht die stärkste Seite des Romans; diese ist vielmehr in der Darstellung der russischen Zustände zu suchen. Die beiden Hauptstädte des ungeheuren Moskowiterreichs und im Gegensatz zu ihnen das Dorf der Steppe, das Osterfest und
25 die berühmte Butterwoche sind noch nie so lebendig geschildert worden, wie es hier geschieht; man kann das Buch nicht allein mit Vergnügen, sondern auch mit gutem Gewissen lesen, denn man belehrt sich, indem man sich ergötzt, und wenn der Stil auch immer hart, mitunter sogar entschieden undeutsch ist, so
30 wollen wir dem Verfasser dieß bei so vielen anderen Vorzügen um so weniger allzu hoch anrechnen, als seine Wiege, trotz seines deutschen Namens, schwerlich in Deutschland gestanden haben dürfte.

Auf der Düne. Novelle von Friedrich Spielhagen. Hannover, Karl Meyer.

Auch dieß ist eine Achtung gebietende Production, die aber am Schluß in Widerspruch mit sich selbst tritt, indem sie das Gebiet des Zarten und Sinnigen, in welchem sie sich mit so viel 5 Glück bewegt, ohne Noth mit dem des Tragischen vertauscht und dadurch in's Gräßliche umschlägt. Unsere berliner Scheherezade, Luise Mühlbach, hat das Recht, Duelle mit blutigem Ausgang zu bringen, weil ihr Held gelauscht und gehorcht und dabei falsch gehört hat; der Verf. der ersten zwei Dritttheile dieser Novelle 10 ist als Talent zu bedeutend, um in dem letzten von einem ähnlichen Privilegium Gebrauch machen zu dürfen. Zwischen Gustav und seiner Frau steht im entscheidenden Moment ja kein Mensch mehr, sondern nur eine Wachspuppe, die eine Zeit lang für einen Menschen gehalten wurde; warum muß er fallen? 15

Heinrich Falk. Roman in drei Bänden von Otto Roquette. Breslau, Trewendt.

Der Uebergang von der lyrischen Ueberschwänglichkeit zur dürrsten Prosa ist wohl selten so unglücklich gemacht worden, wie hier; von dem Mondlicht das „über Dächer klettert", ist 20 gar Nichts hängen geblieben, und die Sterne, die „schweigenden Siegel", sind ebenfalls gänzlich erloschen. Dem Verf. gebricht es durchaus an plastischem Vermögen, und sein Roman ist ganz und gar verfehlt. Dieß kann den einsichtigen Aesthetiker, der Roquettes Productionen aufmerksam im Auge behalten hat, 25 zwar nicht überraschen, denn einem Dichter, welcher die Sterne zunächst mit Siegeln vergleicht (um auf den vorhin aus guten Gründen citirten Vers zurückzukommen) und an diesen Siegeln dann sogar noch das sich von selbst verstehende Schweigen statt der Unzerbrechlichkeit, die wenigstens fehlen könnte, hervorhebt, 30 welcher also das vom Gegenstand absolut Untrennbare durch einen Act des Raffinements zur wechselnden Eigenschaft macht,

einem solchen Dichter muß es wohl an aller Anschauung mangeln, und ohne diese giebt es keine bildende Kraft! Das größere Publicum jedoch wird es jetzt erst erfahren und sich verwundern, denn es läßt sich im Lyrischen viel bieten.

5 Die Chronik der Sperlingsgasse. Von Jacob Corvinus. Zweite Auflage. Berlin, Ernst Schotte u. Co.

Eine vortreffliche Ouvertüre, aber wo bleibt die Oper? Wir haben gar Nichts dagegen, daß auch die Töne Jean Pauls und Hoffmanns einmal wieder angeschlagen werden, aber es 10 muß nicht bei Gefühlsergüssen und Phantasmagorien bleiben, es muß auch zu Gestalten kommen, wenn auch nur zu solchen, wie sie der Traum erzeugt.

Zwischen Jura und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von Jacob Frey. 2 Bde. Leipzig, J. J. Weber.

15 Diese Arbeiten sind sehr ungleich. Sie lehnen sich alle an schweizerische Zustände an und erhalten dadurch, so weit sie sonst auch in ihrer bunten Mischung auseinandergehen, eine gewisse Einheit. Aber der Verfasser, der den Pinsel recht gut zu brauchen weiß, läßt es oft beim Crayon bewenden und giebt 20 statt des ausgeführten Bildes eine bloße Zeichnung. Wer die „Dorfehe“ und den „Kindersegen“ gemalt hat, der hätte den „Breitenhans“ und das „verlassene Haus“ zurückhalten oder in anderer Gestalt auf die Ausstellung schicken sollen. Bei alledem aber haben wir es nicht bloß mit einem ausgesprochenen Talent, 25 sondern auch mit einem interessanten Buch zu thun.

Neue Novellen von Ernst Willkomm. Zwei Bände. Nordhausen, Adolph Büchting.

Willkomms neue Novellen sind, wie seine alten; sie werden die Zahl seiner Freunde schwerlich vermehren, aber auch gewiß 30 nicht vermindern. Es ist, was die Solidität der Materie betrifft, kein Rückschritt zu beklagen und, was die Trockenheit und

Steifigkeit der Form anlangt, freilich auch kein Fortschritt zu begrüßen; der Dichter ist, was er war, und wird, wie Jehovah, wahrscheinlich bleiben, was er ist.

Aus dem Salonleben. Ein Roman von Karoline v. Göhren. Zwei Bände. Nordhausen, Ad. Büchting. 5

Zwei mäßige Bändchen, die ein Paar müßige Stunden recht angenehm ausfüllen und aus denen, wenn auch eben kein eminentes Talent, so doch eine gediegene Bildung spricht. Es wird Niemand gereuen, sie durchzulesen, denn es ist wohlthuend, in guter Gesellschaft zu sein. 10

Der Zauberer von Rom. Roman in neun Büchern von Karl Gutzkow. Erster Band. Leipzig, Brockhaus.

Dieser Roman gehört dem neuen Jahre an, nicht dem alten, darum haben wir ihn uns bis zuletzt verspart. Es ist bei der Bedeutung des Autors und des Themas, das er sich 15 gewählt hat, eine Unmöglichkeit, auf den vorliegenden ersten Band hin ein Urtheil über das Werk abzugeben. Nach der Vorrede sind es die kirchlichen und confessionellen Conflicte, die der Verfasser zu behandeln denkt; gelingt es ihm, sie rein und rund darzustellen, ohne dem protestantischen oder dem katholischen 20 Princip, aus dem sie hervorgehen, in dem Beiden gemeinschaftlichen urchristlichen Kern zu nahe zu treten, so wird er sich ein schönes Verdienst um die deutsche Cultur erwerben. Der erste Band verräth noch wenig oder nichts von seinem Plan, doch das ist gerade gut, denn es beweis't, daß wir uns hier vor 25 der fatalen tendenziösen Spitze, die durch so viele Arbeiten des jungen Deutschlands, wie eine Stecknadel, hindurchging, nicht zu fürchten brauchen. Er ist aber, und mehr will die Lesewelt einstweilen gar nicht wissen, höchst fesselnd, und der Mord, der seinen Mittelpunct bildet, erschließt nach allen Seiten hin eine 30 wunderbare Perspective, von der wir nur wünschen, daß sie gehörig erschöpft werden möge.

101.

Das Leben der Seele, in Monographien über seine Erscheinungen und Gesetze,

von M. Lazarus. 2 Bände. Berlin, Schindler. 1856 und 1857.

5 1858.

Die Philosophie, die in Griechenland längst vom Olymp heruntergestiegen ist, kommt in Deutschland auch allgemach vom Blocksberg herab. Die Systeme, die das Universum zu bewältigen suchen, vermindern sich, aber die Monographien, die sich
10 mit Liebe in die einzelnen Erscheinungen vertiefen, vermehren sich. Das ist nun, historisch betrachtet, ein Rückschritt in die Zeiten Mendelssohns und Garves; wer jedoch weiß, welche Früchte das „Absolute" in der Wissenschaft, wie im Leben, getragen hat, der wird einen Fortschritt darin begrüßen müssen.
15 Zu den ausgezeichnetsten Monographien, die unserer Literatur seit lange einverleibt worden sind, gehört die Sammlung von Abhandlungen, die uns in dem Buch von Lazarus vorliegt. Schon der erste Band war reichhaltig und zeugte von einem originellen Selbstdenker, wenn wir auch, mit den Gedanken des
20 Verfassers über Bildung und Wissenschaft, so wie über Ehre und Ruhm vollkommen einverstanden, seiner Auffassung des Humors, als der Wurzel einer selbständigen und eigenthümlichen Weltanschauung, entgegentreten mußten, da wir in diesem nur den Ausdruck des im Individuum zur Empfindung gekommenen
25 und unaufgelös't gebliebenen Dualismus zu erblicken vermögen, der den übersichtlichen Höhepunct ausschließt. Der zweite Band ist aber noch viel gewichtiger, und was den Haupttheil, die Untersuchung über Geist und Sprache betrifft, geradezu als *classisch* zu bezeichnen. Wir haben uns mit dieser dunkelsten
30 und wichtigsten aller Materien selbst lange genug beschäftigt, um ein Lob aussprechen zu dürfen, zu dessen tieferer Begründung es hier an Raum gebricht. Dem Kundigen nur so viel, daß

Lazarus die Sprache nicht als ein Vehikel auffaßt, dessen der mit sich selbst fertige Geist sich zur Mittheilung vom Ich an das Du bedient, sondern daß er den Zeugungsact unmittelbar in sie hinein verlegt und damit alle unnützen Fragen nach Ursprung und Zweck im Keim erstickt. Das ist nun zwar nicht 5 neu, wenigstens nicht im banalen Sinn, denn schon Plato erklärte bekanntlich das Denken für ein innerliches Sprechen, und Solger definirt die Sprache im Erwin ganz vortrefflich als „das äußerliche Dasein des in die wirkliche Welt eintretenden Erkennens“. Aber der Verfasser zeigt sich zunächst als den 10 Mann, der sonder Zweifel auch ohne Vorgänger zu dieser Einsicht gelangt sein würde. Denn es handelt sich hier, und das ist bei einem Prioritätsstreit über geistiges Eigenthum vor Allem in Betracht zu ziehen, um eine allgemeine Idee, zu der so viele Wege führen, als es Individuen giebt, nicht aber um 15 eine Spitzfindigkeit, in der zwei Menschen wohl nie zusammentreffen und um die man sich, z. B. in dem lächerlichen Halm-Bacherl'schen Fall, abzankt. Dann aber ist das eigentliche Verdienst nicht in dem ersten Aperçu, sondern in der Entwicklung zu suchen, und diese ist eben so eigenthümlich, als 20 meisterhaft, wenn wir auch hie und da eine Einwendung zu machen hätten und selbst an diesem Ort unsere Verwunderung über die Seite 198 im zweiten Theil aus dem monotheistischen und, wie es scheint, specifisch mosaisch gefaßten Gottesbegriff abgeleitete Consequenz nicht ganz unterdrücken können; nach 25 unserer Meinung prägt gerade der „Geist des Schöpfers“, der „über den Wassern schwebt“, ohne alle Vermittlung der Kunst jeder Kinder-Phantasie ein Bild auf, während die „Dreieinigkeit“, die uns hier natürlich nur des Gegensatzes wegen kümmert, allein und ausschließlich durch den Maler Gestalt gewinnt. In- 30 dem wir jedoch trotzdem dieses Buch Jedermann empfehlen, dem es um Bildung zu thun ist, erlauben wir uns noch, ihm zwei bestimmte Adressen auf den Weg zu geben. Zuerst machen wir

den Verfasser der Briefe über das Plattdeutsche, den von uns aufrichtig geschätzten Klaus Groth, auf dasselbe aufmerksam, damit er sich überzeuge, daß er auf ein höchst untergeordnetes Moment der Sprache, das in seinem Fall obendrein großentheils
5 nur durch den langen Nicht-Gebrauch so glänzend hervorsticht, ein übertriebenes Gewicht legt, und sich hüte, sein kleines Recht durch zu hitzige Verfolgung in ein großes Unrecht zu verwandeln. Dann laden wir aber auch alle unsere jungen Dichter ein, es zu studiren, die Classiker des letzten Decenniums
10 nicht ausgenommen, damit sie begreifen lernen, was Schiller mit seinem bekannten Distichon: „Weil ein Vers Dir gelingt u. s. w." eigentlich meinte. Es ist sehr wahrscheinlich, daß der Purpurmantel der Meisten von ihnen an dem Verbum, das für sie zeichnet, hängen bleibt, und daß das Adjectiv, das für sie
15 colorirt, die Krone in Anspruch nimmt. Allein der Sturm der Zeit reißt ihnen, wie man an den Herren Beck, Redtwitz u. s. f. sieht, den falschen Schmuck ja doch bald von den Schultern herunter; warum sich nicht in guten Tagen mit flinker Hand selbst entkleiden und in einen warmen bürgerlichen Rock hinein
20 schlüpfen? Vielleicht trägt man dann noch blanke Knöpfe davon.

102.

Literaturbriefe.

XIII.

Das Leben der Seele in Monographien über seine Erscheinungen und
25 Gesetze von M. Lazarus. 2 Bde. Berlin, Schindler.

1858.

Ein Buch von seltener Gediegenheit, das wir jedem Gebildeten warm empfehlen. Der erste Band enthält drei Aufsätze über Bildung und Wissenschaft, über Ehre und Ruhm und über
30 den Humor; der zweite ebenfalls drei über Geist und Sprache,

über den Tact und über die Vermischung und Zusammenwirkung der Künste. Alle sind gehaltvoll und werden, wenn sie das Thema auch nicht immer vollständig erschöpfen, doch sicher auf's Fruchtbarste zum eignen Denken anregen; die Abhandlung über Geist und Sprache müssen wir mit zum Tiefsinnigsten rechnen, 5 was über diese geheimnißvollste aller Materien je geschrieben worden ist. Das ist eine andere Auffassung, als diejenige, die sich in den Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch von Klaus Groth hervorwagt, und die einmal wieder recht schlagend zeigt, daß die Virtuosität im Genre sich sehr wohl mit völliger 10 Unklarheit über den Zweck der Kunst und den Werth ihrer Mittel verträgt. Wir kommen nicht ohne triftigen Grund bei einer Gelegenheit, die uns vergönnt, das höchste Lob auszusprechen, auf das vorlaute Büchlein des sonst so tüchtigen Holsteiners zurück; es ist doch gar zu traurig, wenn ein wackerer Mann 15 nicht einsehen will, daß es sich um's Spiel und nicht um die Vervielfältigung der Flöten handelt, und daß der vom Meister vernachlässigte Ast seinen Proceß darum noch gar nicht gewonnen hat, weil er beweisen kann, daß auch aus ihm ein Instrument zu bohren gewesen wäre. 20

Der Mensch und die Leute. Von Bogumil Goltz. 5 Hefte. Berlin, Franz Duncker.

Bogumil Goltz hat sich durch sein Buch der Kindheit einen Namen gemacht; Hebbel sagte in seiner ausführlichen Characteristik, er sei der Einzige, der den Weg zum Paradiese der Jugend 25 zurückgefunden habe, und das Wort hatte Grund. Das „Westpreußische Idyll“, das er folgen ließ, war eine Olla potrida und ging mit Recht spurlos vorüber; der „Kleinstädter in Aegypten“ war wieder markig und characteristisch, fiel aber hier und da in einen Orakelton, den seltsam genug gerade Der am 30 leichtesten annimmt, der erst spät Gehör findet. Jetzt ist das Orakel vollkommen ausgebildet. Der Verfasser hat viele glück-

liche Einfälle, die aber sammt und sonders seinem subjectiven, durch die wunderlichsten Sympathien und Antipathien bedingten Verhältniß zum Gegenstand entspringen; auch beobachtet er scharf, aber so einseitig und verbittert, daß er über ein Mäuse-
5 loch, das ihn an der Façade ärgert, gar wohl den Thurm eines Doms übersehen kann. Das Alles trägt er nun mit einem Anspruch auf Allgemeingültigkeit vor, als ob vom pythagoräischen Lehrsatz die Rede wäre, und daher rührt es, daß man den seltsamen Kauz auf seinen Kreuz- und Querzügen mit Ver-
10 gnügen begleitet und ihm doch am Ziel fast immer den Rücken kehrt. Nichtsdestoweniger gehört sein Buch zu den interessantesten Erscheinungen des letzten Jahres; es bringt im ersten Heft eine Menge Bemerkungen über den Menschen, und versucht dann die Hauptnationen, Engländer, Franzosen, Spanier, Türken, Russen,
15 Polen, Juden und Italiäner zu characterisiren, indem es sie an uns Deutschen mißt. Die Wärme, womit es das Heimische gegen das Fremde verficht, thut wohl, und es ist den enthusiastischen Touristen gegenüber auch gut placirt, die es vergessen, daß man auf Reisen ruhig vor den Bildern steht, zu
20 Hause aber, schweißbedeckt, mitten darin.

Deutsche Cultur- und Sittengeschichte. Von Johannes Scherr. Zweite verb. Auflage. Leipzig. Otto Wigand.

Dieses Werk, das in seiner kernigen Gedrungenheit doch kein einziges Culturmoment überhüpft oder zu karg abfertigt,
25 mögten wir in eben so vielen Händen erblicken, wie den Katechismus Luthers. Es ist ein Volksbuch, wie ihrer wenige geschrieben werden, und giebt über das Woher unserer Nation so bündigen Aufschluß, daß über das Wohin gar keine Frage mehr entstehen kann.

30 Schiller, als Philosoph. Vortrag von Kuno Fischer. Frankfurt, Hermann.

Ein vortrefflicher Pendant zu Schillers Selbstbekenntnissen von demselben Verfasser. Wer das weiß, was es heißt, die

Ideenwelt eines Dichters in ein System zu bringen, sie nämlich auf einen Alles bedingenden Mittelpunct zurückzuführen, ohne ihr die Schönheit und Freiheit der lebendigen Bewegung zu rauben, der wird die Meisterhand bewundern, die sich hier zeigt. So leicht es ist, über Schillers Philosophie zu schreiben und sie 5 einzurangiren, so schwer war es, sie aus sich selbst zu entwickeln, und so sehr ist es gelungen. Nicht das am geringsten anzuschlagende Verdienst war es, sich bei der Lösung dieser Aufgabe jeder eignen Zuthat zu enthalten; nur hier und da wird eine, freilich bedeutungsschwere Frage aufgeworfen, die gewichtigste 10 von allen S. 106, an der kein Dramatiker vorbeigehen darf, indem mit ihrer Beantwortung wenigstens die Tragödie entweder steht oder fällt.

Goethes Leben von Heinrich Viehoff. 3. Auflage. Stuttgart, Adolph Becher. 15

Die ersten Ausgaben dieses Werks sind uns nicht bekannt geworden, und von der neuesten liegen uns erst zehn Lieferungen vor. Diesen können wir das Zeugniß nicht versagen, daß das vorhandene und von Jahr zu Jahr anschwellende Material gewissenhaft benutzt und vortrefflich vertheilt ist. Unser Urtheil müssen 20 wir uns jedoch vorbehalten, da die biographische That erst beginnt, wenn Goethe, an dessen Hand der Verfasser bisher einherschritt, ihn sich selbst überlassen hat.

XIV.

1859. 25

Ueber das deutsche Drama haben wir dies Mal recht Erfreuliches zu berichten, ohne jedoch darum auch an das deutsche Theater neue Hoffnungen zu knüpfen, denn dieses kümmert sich nicht um die höhere Production und hat es immer nur ge-

zwungen gethan, selbst die Zeit Schillers und Goethes nicht ausgenommen. Johannes Scherr sagt in seiner „Deutschen Cultur- und Sittengeschichte“: „Vereinzelte glückliche Würfe älterer oder jüngerer Talente, wie Grillparzers Tragödie: „Des 5 Meeres und der Liebe Wellen“, und Hebbels Trauerspiel: „Herodes und Mariamne“, vermogten die Oede unserer Bühne nicht auszufüllen, und es ist diese den spectakelnden Experimenten einer Schaar von dramatischen und dramaturgischen Charlatanen preisgegeben.“ Dies Wort ist vollkommen richtig und wird noch 10 lange eine Wahrheit bleiben, man soll darüber nur nicht vergessen, daß das deutsche Volk nichtsdestoweniger durch diese vereinzelten glücklichen Würfe nach und nach ein ganz vortreffliches Repertoir erhält, das in's Leben treten kann und wird, sobald die Jedermann seit Lessing bekannten allgemeinen 15 Bedingungen für ein freies und unabhängiges Nationaltheater gegeben sind.

Columbus. Trauerspiel von Karl Werder. Berlin, Veit u. Comp.

Wir können freilich nicht mit dem alten Tieck (s. den letzten Band seiner vermischten Schriften) ein Werk des Genius in 20 diesem Stück erblicken; dazu ist es, um dem Maler einen Ausdruck abzuborgen, viel zu akademisch, und gerade da am allermeisten, wo es, wie im Versbau, das Gegentheil erstrebt. Wir können es aber noch viel weniger dem kritischen Troß überlassen, der sein Müthchen daran kühlte, als es vor einer 25 Reihe von Jahren auf der Bühne erschien. Der Verfasser ist ein Mann von viel Geist und von wenig poetischem Vermögen; das Eine beweis't er durch die Architectonik seiner Tragödie, das Andere durch die Ausführung. Aber auch Lessing war weit davon entfernt, ein specifischer Dichter zu sein und über eine 30 genügende Fülle individuellen Lebens zu gebieten, und hat dennoch den Grundstein zum deutschen Drama gelegt. Der Verfasser hat sich seinen Helden vortrefflich ausgewählt, und

wir wollen nicht mit ihm darüber rechten, daß sein Visionär dem schlauen Genueser der Geschichte sehr unähnlich sieht; in den tragischen Kreis geht kein historischer Character ohne die ideale Weihe ein. Eben so ist es tief gedacht, daß dieser Held nicht an irgend einer speciellen Bosheit, die nur ganz nebenbei eine Rolle spielt, sondern an dem gemeinen Grundzug der menschlichen Natur überhaupt, an der Habsucht seiner Landsleute und an dem Neid seines Königs, scheitert. Dagegen ist die Katastrophe des Schiller'schen „Wallenstein" mit eben so großem dramatischen, wie historischen Unrecht in das Stück herübergezogen. Der Vertrag zwischen Ferdinand dem Katholischen und Christoph Columbus konnte gehalten werden, ohne die Rechte der Majestät zu beeinträchtigen, nicht aber der zwischen Ferdinand II. und dem Herzog von Friedland. Dieß ist der Hauptfehler. An der Diction, die sonst körnig und gedankenreich ist, müssen wir die absichtliche Nachahmung des Shakespeare'schen Verses, ja der Schlegel'schen Uebersetzung dieses Verses, rügen; dies Auseinanderreden, Verrenken und dann wieder plötzliche Abbrechen des Jambus ist schon Grabbe mißglückt, und doch nimmt es sich im Herzog Gothland noch viel natürlicher aus, wie hier. Der Verfasser hätte nach Lessing'scher Präcision, statt nach Shakespeare'scher Anschaulichkeit streben sollen; dann wäre er auch nicht auf die allegorische Bilderjagd verfallen, die so traurige Resultate geliefert, wie z. B. S. 143:

> Mein Plan spinnt ihm ein Netz aus dem, was er gern hätte,
> Wieh'rt wie ein Roß und klirrt wie eine Kette.

Der Sohn des Fürsten. Trauerspiel von Julius Mosen. Oldenburg, Schulze'sche Buchhandlung.

Dieses Stück ist unbedingt das beste, welches Mosen der Literatur übergeben hat, und ein sehr schöner Verstoß gegen seine eigne Theorie vom historischen und pathologischen Drama, denn es ist glücklicherweise historisch und pathologisch zugleich. Es

theilt den Stoff mit dem Laube'schen „Prinz Friedrich" und ist, wie wohl nicht erst bemerkt zu werden braucht, aus einem unendlich viel poetischern Geist hervorgegangen, wie dieser, dürfte aber doch an theatralisch-dramatischer Schlagkraft weit hinter ihm
5 zurückstehen, und das nicht bloß von der Bühne herab, sondern auch bei der Lectüre. Der Grund ist darin zu suchen, daß der Dichter seinen Helden auf verkehrte Weise idealisirt und ihm Eigenschaften geliehen hat, die Friedrich der Große nur so weit besaß, als sie überhaupt zur menschlichen Natur gehören, die
10 aber durchaus nicht zur individuellen Geltung in ihm kamen. Der Freund Voltaires konnte selbst in seinem Verhältniß zu Katt nicht empfinden, wie Posa; jede seiner Gemüthsregungen mußte in seiner Jugend eben so sicher in Sentimentalität umschlagen, wie im Mannes- und Greisenalter in caustischem Witz
15 verfliegen. Der Dichter darf aber nur steigern, was wirklich vorhanden ist, nicht hinzuthun, was dem Grundton eines Characters widerspricht, denn das unterscheidet die natürliche Phosphorescenz von der bengalischen Flamme, und er sündigt eben so sehr, wenn er über die ursprünglich gegebenen Bedingungen hinaus geht,
20 als wenn er bei der gemeinen Natur stehen bleibt. Von diesem Grundmangel jedoch abgesehen, an dem auch der alte König leidet, obgleich freilich viel weniger, ist das Drama Jedermann zu empfehlen, der den Umgang mit jenen Geistern liebt, die das Schöne zwar nicht in seiner reinen Glorie hinzustellen vermögen,
25 deren Schöpfungen jedoch, wie matte Regenbogen mit erlöschenden Farben, daran erinnern.

Adalbert von Babanberge. Trauerspiel von A. E. Brachvogel. Leipzig, Costenoble.

Adalbert von Babanberge steht bedeutend höher, wie der
30 Narciß, und macht eben darum auf dem Theater weit weniger Glück, weil er sich nicht zum Paraderoß der Virtuosen eignet. Der Verfasser mußte bisher trotz alles Lärms für den aesthetisch

Gebildeten eine Erscheinung sein, deren Analogon in einem Spirituskeller zu suchen ist, dessen Gase sich entzündet haben. Grabbe leistete in seinem Mohren Berdoa, dem „Gift abgekitzelt“ wird, schon recht Erkleckliches, aber diese seine Exposition des Herzogs Gothland steht gegen die Katastrophe des Narciß, der 5 am Anblick seines Weibes stirbt, so weit zurück, wie der plumpe, sich selbst verrathende Arsenik gegen den feinen, rasch entschlüpfenden und nicht einmal mehr vor dem Chemiker zitternden Strychnin. Auch haben die tollen Gräuel der Grabbe'schen Erstlingsproduction doch wenigstens in der unerheuchelten, erschreckend wahren sub- 10 jectiven Verzweiflung des Dichters einen Schatten von sittlichem Widerhall, während der Verfasser des Narciß mit Behagen in seiner Welt der Fäulniß und Verwesung herum zu spatzieren scheint. Ganz anders sieht es im Adalbert von Babanberge aus; hier weht uns ein frischer, gesunder Hauch entgegen, hier 15 haben wir es mit berechtigten Conflicten zu thun, für welche die ethische Lösung mindestens redlich gesucht wird, und wenn der Verfasser auf diesem Wege fortschreitet, so wird er ohne Zweifel noch Stücke liefern, die nicht bloß Glück machen, sondern auch Glück zu machen verdienen. 20

[XV.]

Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps par M. Guizot. Tome premier, Leipzig, F. A. Brockhaus.

1859.

Guizot ist der ehrlichste und vorurtheilsfreieste aller Fran- 25 zosen. Wo er ungerecht und unbillig wird, hat man nicht die persönliche, sondern die Nationalschranke vor sich, den Punct also, wo die Möglichkeit friedlicher Verständigung zwischen den Völkern aufhört und das tragische Gesetz, das dem Weltlauf zu Grunde liegt, wie seinem Spiegelbilde, dem Drama, mit seinen blutigen 30

Consequenzen eintritt. Wer sich gründlich unterrichten will, wie weit Franzosen und Deutsche sich verstehen und wie weit nicht, der studire dies höchst merkwürdige Buch; schärfer findet er die Demarcationslinie nirgends gezogen, besonders in den Ab-
5 schnitten, wo von der Berichtigung der Territorialkarte und von der Zurücknahme der in Paris zusammengebrachten Kunstschätze die Rede ist. Auf die liebenswürdige Aeußerung Napoleons, daß im russischen Feldzuge keineswegs 300,000 Menschen darauf gegangen seien, da sich ja 100,000 Deutsche unter der Zahl
10 befunden hätten, wollen wir nur ganz nebenbei die naiven Sänger unserer „Kaiserlieder" aufmerksam machen.

Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreich. Von Theodor Mundt. 2 Bände. Berlin, Otto Jancke.

Auch diese Skizzen bestätigen das von uns über Theodor
15 Mundt bei Gelegenheit seines „Mirabeau" abgegebene Urtheil. Als er noch darauf ausging, den Mond zu entdecken, der von der Himmelshöhe herab das Ebben und Fluten des politisch socialen Lebensstromes regirt, befand er sich selten mit den Astronomen im Einklang. Nun, wo er sich harmlos der Erschei-
20 nung selbst hingiebt und das bunte Farbenspiel des Wellen-tanzes aufzufangen sucht, giebt er so reizende Bilder, daß man ihn zu den besten Daguerreotypisten rechnen muß. Wir können sein Buch jedem Freunde einer anmuthig anregenden Lectüre em-pfehlen; Keiner wird es bereuen, an seiner Hand das „neue
25 Frankreich" zu durchwandern, wenn auch Mancher hie und da, z. B. in dem Abschnitt: „Die dramatische Galanterie", seine Schritte mehr, wie der Autor, beschleunigen mag.

Die deutsche Dichtung im Befreiungskriege. Mit einem Blick auf verwandte Dichtungen. Ein Vortrag, gelesen in Elberfeld von
30 Dr. Wilhelm Herbst. Mainz, Kunze.

Eine vortreffliche historische Monographie unserer politischen Befreiungspoesie, mit deren aesthetischem Ausläufer wir uns frei-

lich nicht überall einverstanden erklären können, auf die wir aber um so lieber aufmerksam machen, als sie die beste Darstellung Schenkendorfs bringt, die uns bekannt ist, und als wir diesen mit dem Verfasser für den eigentlichen treuen Eckardt jener Tage halten. 5

[XVI.]

Wenn wir erst jetzt zu den Singvögeln zurückkehren, so hat der aufmerksame Leser aus diesem Umstande schon von selbst den Schluß gezogen, daß wir keine Nachtigall entdeckt haben. In der That wenden wir uns weniger aus Interesse, als aus Pflicht- 10 gefühl, der zahlreichen Schaar von Lyrikern zu, die sich seit unserm letzten Bericht wieder um uns versammelt hat. Junge Dichter beurtheilen und junge Leute über die Welt belehren, ist fast Eins und Dasselbe; es heißt in beiden Fällen, Illusionen zerstören und aus süßen Träumen erwecken. Der Kritiker 15 schreitet, wie Hamlet, kopfschüttelnd durch den Bardenhain hin- durch und murmelt: Worte, Worte, Worte! Der Sänger hat aber seine Freude an diesen Worten, und seine Freude hat meistens sogar eine Art Berechtigung, denn indem er die Worte braucht, bemerkt er erst, welch ein Schatz von Tiefsinn und Poesie in 20 ihnen aufgehäuft liegt, und weil er etwas Neues sieht, wenn sie ihm zum ersten Mal in voller Lebendigkeit durch den Kopf gehen, bildet er sich ein, auch Andere müssen etwas Neues sehen, und begreift den Tadel nicht. Hieran wollen wir nachdrücklich erinnern, bevor wir zur Revue schreiten, um wo möglich Pro- 25 testen aus den Ostseeprovinzen und Reclamationen aus Preußisch- Polen den Weg zu verlegen, die auf absoluter Verkennung des uns durch die Sache selbst angewiesenen Standpunctes beruhen.

Rosen und Trauerweiden von Franz Joseph Egenter. Ulm, Verlag von Nübling.

Der Verfasser macht wohl auf den Dichternamen keinen Anspruch; mit den in der Vorrede seines Büchleins über Ehe 5 und Familie ausgesprochenen Ansichten sind wir vollkommen einverstanden, und der sittliche Ernst, der aus seinen Versen spricht, wird in den Kreisen, die keine aesthetischen Forderungen mehr erheben, ohne Zweifel zu fruchtbarem Nachdenken anregen.

Neue Lieder des Leids von L. Kiel, Schröder u. Co.

10 Wir glauben gern an den Ernst und die Tiefe des Schmerzes, der dem Verfasser diese Lieder eingegeben hat, aber die goldene Zionsharfe, die über Dante rauschte, als er vor Leid verging, hat er nicht vernommen, zum wenigsten hat er ihre Himmelsklänge nicht aufzufangen und nachzusingen vermogt.

15 Lieder-, Sonetten- und Romanzenkranz von Paul Rieder. München, Finsterlin.

Der Verfasser ergeht sich in den mannigfachsten Formen, thut aber in einer jeden nur seine gänzliche Poesielosigkeit dar, die noch obendrein mit einer selbst in unseren Tagen seltenen Abge- 20 schmacktheit des Ausdrucks gepaart ist. Die vom Barett des Ritters herunterfallende Perle macht sich „flott“; die Nachtigall bringt kein Lied „empor“, als ob der Ton aus der Kehle, wie der Waarenballen aus dem Schiff, mittels eines Krahns herauf-befördert werden müßte; der Bauer „schlitzt“ mit seiner Faust 25 die Thür auf, anstatt sie zu öffnen, freilich in einem Sonett, worin noch die Reime: „blitzt, schwitzt und klitzt“ vorkommen.

Leben und Liebe. Gedichte von Ludwig Eichrodt. Frankfurt a. M., Verlag von Heinrich Keller.

Ein Geistesverwandter des Vorigen, der den willkürlichen Ein- 30 fall, wie dieser, mit dem poetischen Gedanken verwechselt, jedoch

im Ausdruck über ihm steht, obgleich er auch, durch Reimnoth gezwungen, den Pegasus zu Tode „glätten" läßt, das „Licht" des Verstandes in die „Stürme" streut und „Gefühl ohne Leib greift". Wo er sich in freier Form bewegt, wie z. B. in dem Gedicht: „Andere Welt", zeigt er ein beachtungswerthes Schilde- 5 rungstalent, welches indeß am besten in einfacher Feuilleton-prosa zu verwerthen sein dürfte. Der Muth, in der „Alten Geschichte" Heros und Leanders tragischen Liebestod nach Schiller noch einmal als Ballade zu bringen, deutet auf jene Verständniß-losigkeit für das Element der Poesie, die in trockenen Naturen 10 nur gar zu gern positiv wird und sie zur Production reizt; er war aber noch nie übler am Platz, wie hier, denn die „Alte Geschichte" hat auch nicht einen einzigen neuen Zug erhalten.

Gedichte von Karl Stelter. Leipzig, Karl Knobloch.

Gedichte von Oscar Frhrn. v. Warkotsch. Berlin, J. Bachmann. 15

Auf der See. Gedichte von Heinrich von Littrow. Dritte Auflage, Triest, Schimpff.

Gedichte von Fr Wilh. Schuster. Schäßburg, C. J. Habersang.

Gedichte von Georg Christian Dieffenbach. Berlin, J. A. Wohl- 20 gemuth.

Poetisches Alpha von A. G. v. Thünen. Bremen, C. Schünemann.

Diese sechs Sammlungen sind sich an poetischem Werth so ziemlich gleich, wenn sie sich auch stofflich sehr von einander unterscheiden. Aus allen spricht eine liebenswürdige Persönlichkeit, sie sind sich aber auch so geschwistermäßig ähnlich, daß die einzelnen 25 kleinen Abweichungen fast ganz in der Physiognomie verschwinden. Stelter, Warkotsch, Littrow und Schuster schaukeln sich nach dem Vorbilde Egmonts mit größerer oder geringerer Behaglichkeit auf dem Baume des Lebens, Jeder auf einem anderen Zweige; Thünen macht mit etwas kecker Zunge den Spottvogel, und 30

Dieffenbach mahnt an den Ernst, der aller Dinge Anfang und Ende ist.

Gedichte von Ludwig Pfau. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, Franckh.

5 Hier haben wir endlich wirklich einmal Gedichte vor uns, Gedichte, welche freilich nicht von einer Persönlichkeit ausgehen, die etwas ganz Neues in die Welt bringt, oder, wie Schiller sagt, in der Natur die Natur mehrt, denn das thut nur der Genius, welche sich aber trotzdem in Form und Gehalt so hoch
10 über das Mittelgut des Tages erheben, daß der Leser, der sie in die Hand nimmt, ohne Zweifel eben so rasch aufjubeln wird, wie der Kritiker, der sich berechtigt fühlt, sie ihm auf's Wärmste zu empfehlen. Hier finden sich Lieder, die nicht bloß darum naiv und gemüthreich zu sein glauben, weil sie sich aus guten
15 Gründen bewußt sind, keine zweifelhaften Verbindungen mit dem Geiste zu unterhalten; hier finden sich Balladen und Romanzen, die nicht bloß darum Werth haben, weil manche alte Chronik nachgerade in Staub zerfällt, und weil, wie das Zarncke'sche Centralorgan einmal sagte, die Stoffe durch den Versificator
20 doch einstweilen unter Dach und Fach gebracht werden. Allerdings sind, wie bereits bemerkt wurde, die Weisen nicht neu, aber doch die Variationen, und wie selten ist schon das in unserer dichterreichen und poesiearmen Zeit!

103.

25

Das deutsche Theater.

1859.

Wer über das deutsche Theater ein ernstes Wort zu sprechen unternimmt, der kommt den Meisten so vor, als ob er über eine Kinderklapper philosophische Betrachtungen anstellen oder,

wie Swift, über einen Besenstiel predigen wolle. Die Zeiten sind vorüber, wo man mit Schiller übereinstimmte, wenn er in jugendlichem Enthusiasmus die Schaubühne für eine moralische Bildungsanstalt erklärte, und den Histrio, nachdem man ihm lange genug den Zutritt in anständige Gesellschaft verweigert, ja 5 das ehrliche Grab auf dem Kirchhof bestritten hatte, als den Hohenpriester der Humanität zu ehren anfing, von dem man die aesthetische Läuterung der Menschheit erwartete, da die ethische, trotz Mosen und den Propheten, mißglückt war. Auch die Zeiten sind vorüber, wo das Theater, wenn man ihm auch nicht mehr 10 einen erhöhten Mittelplatz zwischen Kanzel und Katheder anwies, doch noch für die illuminirte Uhr gehalten wurde, auf die man nur zu schauen brauchte, um genau zu erfahren, wie es mit der dramatischen National-Production stand, und wo man es besuchte, um sich an dem geistigen Ringkampf der hervorragendsten 15 Dichterkräfte zu erfreuen. Ja sogar die Zeiten sind vorüber, wo das Theater doch wenigstens noch für die beste Unterhaltung galt, und wo ein neues Stück ein Stadt- und ein Familien-Ereigniß war, dem man mit Spannung entgegensah und das man mit Behagen genoß oder mit Resignation hinnahm. Keiner 20 sucht in den Hallen noch Bildung, wo, so stolz sie auch dastehen und so prahlerisch die Inschriften auch lauten mögen, die Bilder sinn- und planloser durch einander fliegen, wie die Karten, mit denen die Kinder spielen; Jedermann weiß, daß der Dichter überall eher anzutreffen ist, als auf den Bretern, die bloß seinet- 25 wegen zusammengezimmert sein sollen, und das muß ein ganz verlorener Abend sein, den Jemand noch an's Theater wendet, wenn ihn anders nicht ein Virtuos oder ein sonstiger Nebenreiz hineinlockt.

Daß es so steht, ist gewiß. In Berlin gehen, wie die 30 Zeitungen melden, die Classiker nur dann noch etwas häufiger in Scene, wenn die Tantièmen-Summe für die Novitäten zu hoch aufläuft, d. h. wenn sie etwa den hundertsten Theil dessen

zu betragen droht, was für Toiletten und Decorationen mit Vergnügen und im Gefühl unabweislicher Nothwendigkeit verausgabt wird. Und in Wien werden Ausstattungsstücke gegeben, über welche die allerdevotesten Tagesblätter muthig genug sind
5 zu bemerken, daß die Direction, wenn sie eine Modenausstellung veranstalte, doch auch die Kleiderkünstler zur Beurtheilung einladen möge, statt der Aesthetiker. Berlin und Wien bilden aber in ihrer reichen Dotirung die Pole des deutschen Theaterlebens; München und Dresden entscheiden nicht, selbst wenn sie sich ein-
10 mal zu einem selbständigen Schritt versucht fühlen, und Weimar, Stuttgart u. s. w. können nur experimentiren. Daraus folgt denn, daß eine Controle, die nicht darauf ausgeht, die sämmtlichen Schnupfenfieber und Heiserkeiten der Schauspieler zu Buch zu bringen, um allenfalls Schlüsse über die klimatischen Ver-
15 schiedenheiten der deutschen Länder daraus abzuleiten, sich auf Wien und Berlin beschränken darf und dennoch genau erfährt, wie es bei uns mit dem Musendienst steht. Darnach also wollen wir uns verhalten, die ganze Angelegenheit aber einer sehr ernsten und unausgesetzten Aufmerksamkeit unterziehen.

20 Denn es ist ein eben so wunderlicher, als gewöhnlicher und weit verbreiteter Irrthum, daß derjenige, der das deutsche Theater für schlecht erklärt, sich auch nicht mit demselben befassen dürfe. Im Gegentheil, das Theater ist zu allen Zeiten, namentlich aber in der uns'rigen, ein so wichtiges Institut, daß man es mit allen
25 Mitteln wieder zu heben suchen muß, wenn es tief gesunken ist. Mag man über die aesthetische Erziehung des Menschen denken, wie man will, so viel ist gewiß, daß das Moment der Erhebung, dessen wir so nöthig bedürfen, wie der Selbstvergessenheit, die der Schlaf gewährt, uns in unserer Zeit nur noch durch die
30 Kunst kommen kann. Die Religion bietet es nicht mehr dar, und der Patriotismus bietet es noch nicht dar; die Kirche, an der einst auch ein Zweifler, wie Faust, nur zitternd und zähneklappernd vorbeischlich, wenn Orgelton und Glockenklang zum

Eintritt luden, vereinigt die verschiedenen Stände des Volks nicht mehr in ihrem Schooß, und der Staat ruft sie noch nicht zusammen. Dieß ist eine Thatsache, die man beklagen oder preisen, die man aber sicher nicht in Abrede stellen kann. Wir erinnern bloß an sie und lassen es ununtersucht, ob die Kirche durch 5 Zwangsmaaßregeln, wie es in evangelischen Ländern z. B. die gebotenen Sonntagsfeiern sind, die ungeheure Kluft, die sich zwischen Glauben und Wissen aufgethan hat, wieder ausfüllen wird, und ob der Staat wohl thut, wenn er auf die Begeisterung seiner Bürger Verzicht leistet, um ihrem Vorwitz zu entgehen; 10 sie beweis't auf's Unwidersprechlichste, daß das höchste Bedürfniß des Menschen nur noch in der Kunst seine Befriedigung findet, ja, daß Staat und Kirche selbst erst in ihr zur Verklärung gelangen, da nur sie in Beiden das von allen Partheizerklüftungen und confessionellen Streitigkeiten unberührbare Ideal erfaßt. Die 15 Spitze der Kunst aber ist das Drama, und das Drama kommt freilich nicht erst durch das Theater zur Entfaltung, wie man gern behauptet, obgleich schon Aristoteles das Gegentheil sagt, wohl aber nur mittelst desselben zur ganzen und vollen Wirkung. Es kann daher nie gleichgültig sein, wie es beschaffen ist, denn 20 wenn es, wie in unseren Tagen, Character und Würde bis auf den Grad einbüßt, daß die Bildung sich mit Ekel und Widerwillen von ihm abwenden muß, so ist eben auch der letzte Tempel zertrümmert worden, in dem man sich noch in schöner Gemeinschaft zusammenfand, um das zu verehren, was „die Welt im 25 Innersten zusammenhält", und man hat nur noch die Wahl zwischen dem trivialen Spaß, dem denn auch so Viele nachrennen, und der tiefsten Einsamkeit.

Wir sind, um einen Ausdruck von dem alten Tieck zu entlehnen, endlich ganz unten im Keller, wo die Ratten hausen, die 30 faulen Dünste ziehen und das schmutzige Wasser sickert, an der Hand unserer Musageten angelangt und müssen nach dem allgemeinen Naturgesetz, das den Stillstand ausschließt, wieder hin=

auf. Dieß wird selbst von der Seite zugegeben, die es gewiß bis zum letzten Augenblick verhehlt und verheimlicht hat. Die Theaterdirectoren haben in Dresden getagt und die Unhaltbarkeit des jetzigen Zustandes offen vor ganz Deutschland bekannt. 5 Nur ist es ihnen dabei gegangen, wie es in der Beichte öfter gehen soll. Sie haben sich länger bei den fremden, als bei den eignen Sünden aufgehalten, sie haben uns erstaunlich viel von den Umtrieben der Theateragenten erzählt, aber sehr wenig von dem eigenen Schlendrian, durch den diese allein möglich wurden, 10 und sie schrieen doch in Wahrheit nur über das Schwert, das sie sich selbst in die Brust gestoßen hatten. Nichtsdestoweniger trafen sie den rechten Punct, denn gerade diese Unterhändler mit ihren schmutzigen Winkelblättern sind Schuld daran, daß die Kluft zwischen dem Dichter, der sie verachtete und verschmähte, und den 15 Bühnenvorständen, die ihrer nicht entbehren zu können glaubten, allmälig so groß geworden ist. Die Faiseure, die Rollen schreibenden Schauspieler sowohl, wie die „bearbeitenden" Uebersetzer und die vom Roman und der Reisenovelle zum Theaterstück herüberspringenden Literaten, erkannten sie willig als Patrone 20 an, und nun war das Kind des Hauses bald verdrängt, um dem Bastard Platz zu machen. Denn nicht allein, daß die plattesten Machwerke den poetischen Productionen den Zutritt versperrten, das Publicum verlor auch die Empfänglichkeit für sie, und wenn sie sich einmal bis zu den Lampen hindurch arbeiteten, so wurden 25 sie angestarrt, wie der steinerne Gast, der auf der Maskerade erscheint, und dienten nur dazu, den Triumph der Gemeinheit zu erhöhen und in gewisser Art als einen wohlberechtigten zu bestätigen. Man braucht die Kirche nur in einen Ballsaal zu verwandeln, so will Jedermann auch auf der Kanzel statt des 30 Predigers den Spielmann sehen, und man braucht nur funfzig Mal die „Grille" zu geben, um sicher zu sein, daß der „Prinz von Homburg" nicht gefällt, wenn man ihn folgen läßt. Sobald das ideale Drama aber auf dem Theater keinen Boden mehr

findet, hat dieses auch aufgehört zu existiren, und es ist ganz einerlei, ob der Hund des Aubry, dem Goethe einst weichen mußte, seine Künste darauf treibt, oder ob die Menschen-Daguerrotypie in Schröders oder Ifflands Sinn darauf gepflegt wird. Man traf in Dresden daher allerdings den rechten Punct; ob 5 man sich aber auch über die rechten Mittel verständigt hat und ob man diese energisch zur Anwendung bringt, werden wir sehen, wenn wir zur Prüfung der beiden großen Theater übergehen, die wir, indem wir zunächst einen kurzen historischen Ueberblick des letzten Decenniums voranschicken, auf Schritt und Tritt zu 10 begleiten gedenken. Wir zweifeln stark daran, denn wir werden Nichts von einer Hebung und Läuterung des Repertoirs gewahr, von der man doch ausgehn müßte, wir sind auch weit davon entfernt, uns der Hoffnung zu ergeben, daß unsere Bemühungen viel zur Verbesserung des miserablen Zustandes im Ganzen bei- 15 tragen werden, aber wir glauben doch zur Abstellung manches Detailunfuges, der in der Stille betrieben wird, durch schonungslose Aufdeckung desselben das Uns'rige thun zu können, und wir wollen, nun wir nachgewiesen haben, daß die Bühne zuweilen zwar sehr schlecht, aber nie gleichgültig ist, nicht ermüden, an 20 das zu mahnen, was der Nation früher oder später wieder zu einer verhelfen kann.

104.

Literaturbriefe.

[XVII.] 25

Dramatische Werke von Karl Goldschmidt. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von seinen Freunden. 2 Bd. Berlin, Reimer.

Auch diese Werke muß die gewissenhafte Kritik, wie die früher nach Gebühr hervorgehobenen Beiträge von Werder, Mosen und Brachvogel, als eine sehr schätzenswerthe Bereicherung 30 unserer dramatischen Literatur willkommen heißen. Dem Dichter

sind die Originalversuche zwar weniger gelungen, als die Bearbeitung und Verschmelzung fremder Schauspiele, denn seine Phantasie reicht nicht aus, um seine immer sinnigen Ideen lebendig auszugestalten, um die Fabel über die frostige Sphäre
5 der Berechnung zu erheben und den Characteren Seele einzuhauchen. Aber als Adoptivvater ist er vortrefflich, und wer in unserer auf das Parodiren und Satirisiren versessenen Zeit die Empfänglichkeit für die echte Komik noch nicht ganz verloren hat, der wird für die köstlichen altenglischen und spanischen
10 Reliquien, die ihm hier in neuer Fassung geboten werden, namentlich für die Stücke von Beaumont und Fletcher gewiß dankbar sein. Unsere Bühnen freilich dürften sich schwerlich beeilen, den „Ritter von der brennenden Keule“ oder „die Flucht“ vorzuführen, und bei dem verzweifelten Zustande, der nun ein-
15 mal besteht, haben sie vielleicht auch Recht, wenn sie zögern und sich bedenken. Denn es ist unläugbar, daß sich Jedermann für eine lächerliche Anecdote, die man ihm vom Nachbar erzählt, im ordinairen Sinne mehr interessirt, wie für die Gascognaden Sir John Fallstaffs, und daß eine Mordgeschichte, die eben
20 unter'm Fenster vorfällt, momentan mehr fesselt, als der König Lear. Wenn ein Theater sich nun in Folge dieser Wahrnehmung ein halbes Jahrhundert lang dazu herabließ, ein Bedürfniß zu befriedigen, das mit der Kunst gar Nichts zu schaffen hat, so ist der Rückweg in die Idealwelt, die nach Schillers schönen Worten
25 auf dem „breternen Gerüst der Scene“ aufgethan wird, allerdings nicht leicht zu finden, und man thut wohl, auf dem bisherigen Pfade rüstig fortzuschreiten, bis man da anlangt, wo Amerika schon jetzt steht. Mittlerweile flüchte sich das Drama zum Leser und harre getrost einer bessern Zukunft; sie wird
30 kommen und ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wir wissen gar wohl, daß wir mit diesen Worten gegen ein weit verbreitetes Vorurtheil verstoßen; es ist aber eine rein aus der Luft gegriffene Behauptung, daß dramatische Dichtungen bloß

für die Darstellung und nicht auch für die Lectüre bestimmt sind, eine Behauptung, die schon den Aristoteles geradezu in's Gesicht schlägt, und die eben nur aus der miserablen Beschaffenheit des gewöhnlichen Theaterstücks abstrahirt ist. Niemand wird es bestreiten, daß ein gebildeter Mensch Trauerspieldichter, 5 wie Raupach, und Komödienschreiber, wie Bauernfeld, nicht lesen kann, wenn er auch die eine oder die andere ihrer Fadaisen mit Vergnügen sieht; noch weniger aber wird irgend Jemand läugnen, daß die Beschäftigung mit den Schöpfungen Goethes, Schillers und Lessings auch im einsamen Kämmerlein Genuß 10 und Nutzen gewährt. Das Drama adressirt sich an den Leser und an den Zuschauer zugleich: wenn es dem Leser Nichts bietet, so ist es sicher nicht poetisch, und wenn der Zuschauer zu kurz kommt, so kann es nicht dramatisch sein. Die Darstellung wird immer die Wirkung des Totalgebildes erhöhen, 15 die Lectüre aber die des Details verstärken, das auf der Bühne viel zu rasch vorüberfliegt, um in seiner ganzen Tiefe und Schönheit aufgefaßt werden zu können, und so werden sich Beide, wenn nur das rechte Werk vorhanden ist, gegenseitig ergänzen und in die Hände arbeiten. Dem Leser empfehlen wir denn 20 auch Karl Goldschmidts dramatischen Nachlaß.

Sokrates. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Ludwig Eckardt. Jena, Hochhausen.

Wir haben schon einmal daran erinnert, daß unsere Zeit sich unter Anderm auch darin gefällt, an die Stelle des vor- 25 handenen Guten etwas Neues, wenn auch Schlechteres, zu setzen. Der Fall liegt hier wieder vor. Oehlenschlägers Tod des Sokrates ist keineswegs ein Meisterstück, er gehört nicht einmal zum Besten des alten Skalden und ist in manchem Betracht trivial. Aber gegen den Versuch des Herrn Eckardt gehalten, 30 ist die Tragödie des dänischen Dichters gar nicht genug zu loben, denn sie ist doch nicht, wie jener, aus frostiger Abstraction

hervorgegangen, sondern poetisch empfangen und geboren. Wenn das münchner Preisgericht die Eckardt'sche Dichtung als eine „höchst achtbare, durch ihren Gedankengehalt ausgezeichnete“ hervorhob, wie wir aus dem Vorwort erfahren, so ist bei diesem
5 Urtheil, so weit es ein Lob sein soll, wohl zu wenig erwogen worden, daß der Gedanke im Drama nur insofern Werth hat, als er individualisirt hervortritt, d. h., als er das Product eines bestimmten Menschen und eines bestimmten Zustandes ist. Das ist nun schon dann nicht mehr der Fall, wenn er sich als
10 sogenannter schöner Sinnspruch auf die Nadel spießen und in ein Stammbuch übertragen läßt, und hier haben wir gar förmliche philosophische Systeme in Dialogen vor uns, die dadurch nicht lebendiger werden, daß der Verfasser sie mit witzigen Einfällen, gleich zu Anfang z. B. mit einem sehr bekannten des Königs von
15 Preußen, spickt. Als vollgültigen Beweis nur das kurze Citat, daß Platon und Helena, die beiden Liebesleute des Stückes, sich gleich nach dem ersten Sehen mit den Worten: „Der Gottheit Abbild du!“ und: „Mein Urbild du!“ becomplimentiren.

Herz und Haupt. Dramatisches Gedicht von Karl Schwebemeyer.
20 Berlin, Springer.

Eine der seltsamsten Verirrungen, die uns je vorgekommen sind. Das Buch enthält 500 Seiten, ist eng gedruckt, hat es mit Allem in der Welt zu thun, nur nicht mit den Leidenschaften des Menschen, und will ein Drama sein! Wir können es so
25 wenig den Lesern, als den Bühnen empfehlen, Diejenigen ausgenommen, die sich über staatsrechtliche Dinge auf ungewöhnlichem Wege unterrichten wollen.

Barbarossas Erwachen. Ein Geisterspiel von Maximilian John. Berlin, Plahn.

30 Wohlgemeint, wie das vorige, aber gänzlich poesielos; übrigens stimmen wir dem Verfasser bei, wenn er meint, daß der „edle Preußenaar“ nur so weit Heil und Ruhm verdiene, als er sich dem deutschen Genius neige.

Antonius und Kleopatra, von Ottiker. Zürich.

Der Verfasser glaubt, Shakespeares wunderbare Tragödie, die ihm nicht genügt, übertroffen zu haben; wir fragen: ist das Ernst oder Scherz?

---

105. 5

J. Meyers „Dithmarscher Gedichte“.

(Dithmarscher Gedichte. — Plattdeutsche Poesien in Dithmarscher Mundart von Johann Meyer. Zwei Bände. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1859.)

1859. 10

Wer diese Gedichte obenhin betrachtet und mit Dithmarsischer Art und Weise unbekannt ist, der wird fast auf jeder Seite Reminiscenzen aus Klaus Groths Quickborn zu begegnen glauben. Wer sich aber mit Liebe in sie vertieft und das Ländchen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten kennt, der wird 15 finden, daß beide Dichter, der jüngere, wie der ältere, aus einer gemeinschaftlichen Quelle geschöpft und „dem Volk auf den Mund“ gesehen haben. Damit soll dem Verdienst der Dichter durchaus nicht zu nahe getreten, es soll nur ihre gegenseitige Stellung zu einander bestimmt werden. Denn eine Volks-Poesie 20 in dem banalen Sinn, worin man den Ausdruck gewöhnlich nimmt, hat nie existirt und wird nie existiren. Jede dichterische That, von der Epopoe und der Tragödie an bis zum Handwerksburschen-Lied und zum Schnaderhüpferl herunter, ist eine individuelle, und das vielköpfigte Ungeheuer als solches kann es 25 so wenig zu einem organisch in sich geschlossenen Kunstgebilde bringen, wie der Wald als solcher zu einem Apfel, der nicht auf einem besonderen Baum gewachsen wäre. Aber freilich trägt das Volk den poetischen Stoff zusammen, indem es mit Millionen Augen sieht und mit Millionen Ohren hört und seltene Natur- 30 Momente, die sich der Beobachtung des Einzelnen entziehen, wenn er sich nicht eines außerordentlichen Glückes erfreut, so wie

wunderbare Geschichten aus der Menschenwelt, die sich oft erst in Jahrhunderten wiederholen, in treuem Sinn festhält und von Geschlecht auf Geschlecht vererbt. Tritt nun der Dichter hinzu, so wird er den aufgespeicherten Reichthum ohne Zweifel zu
5 schätzen wissen, aber die Hauptsache, die Beseelung, geht von ihm aus, und darum ist und bleibt er der eigentliche Schöpfer, dem im Wesentlichen so wenig vorgearbeitet, als nachgeholfen werden kann. Es ist das Verhältniß der Biene zum Blumenflor; der Saft hat es noch weit zum Honig.

10 Die Plattdeutsche Literatur ist, nachdem sie lange geruht oder vielmehr in tiefster Stille ihren Faden fortgesponnen hat, plötzlich wieder auf den Markt getreten und sogar mit einigem Lärm. Man darf Klaus Groths Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch als ihr neuestes Manifest betrachten, und diese
15 haben, der wunderlichen Meinung gegenüber, daß das Plattdeutsche ausgerottet werden müsse, die sich vor Jahren einmal hervor wagte, seine Existenzberechtigung auf's Unwiderleglichste dargethan. Nur kann ich dem Verfasser nicht beistimmen, wenn er daraus, daß Alles Plattdeutsch gesagt werden kann, den
20 Schluß zieht, daß auch Alles Plattdeutsch gesagt werden darf. Das würde auch nach meiner Ueberzeugung auf dem einzigen Gebiet, auf dem wir Deutsche seit Jahrhunderten einig sind, eine unheilvolle Zersplitterung herbeiführen und zur Folge haben, daß der Nationalgeist, der bis jetzt doch wenigstens in der
25 Literatur ganz und ungebrochen wirkte, auch hier dem entkräftenden Dualismus verfiele, der vielleicht dereinst in der Weltgeschichte den Namen des Deutschen Fluches tragen wird. Man soll Plattdeutsch sagen, was sich nur Plattdeutsch sagen läßt; wenn wir weiter gehen, so kommen wir am Ende wieder
30 zur Plattdeutschen Bibel zurück, und mit Entfernung der Hochdeutschen ist die Brücke zwischen dem Volk, dem doch eben genützt werden soll, und der Hochdeutschen Cultur, der sich doch schwerlich bis zum jüngsten Tage eine ebenbürtige Plattdeutsche an die

Seite setzen dürfte, auch zerstört. Den Kreis aber steckt das Herz ab, denn das Gemüthsleben, trete es nun rein lyrisch als persönlicher Empfindungslaut des Individuums oder humoristisch als Gefühlsausdruck des allgemeinen Weltzwiespalts hervor, ist so untrennbar an die Muttersprache gebunden, wie das Blut an die Ader, weshalb sich Klaus Groth und Fritz Reuter, oder „Reinke, de Voß" trotz Goethe, nicht in's Hochdeutsche übertragen lassen, aber eben so wenig auch Ludwig Uhland und Eduard Mörike in's Plattdeutsche. In diesem Kreise haben die Plattdeutschen Dichter sich auch instinctiv gehalten, selbst Klaus Groth, ungeachtet seiner Theorie, und ist ihnen nur Glück dazu zu wünschen; es soll aber natürlich nicht damit gesagt sein, daß ein Niedersachse absolut Plattdeutsch dichten müsse.

Die Gedichte Johann Meyers, die mir zu diesen Erörterungen den Anlaß darbieten, sind als eine wesentliche Bereicherung der Plattdeutschen Literatur zu bezeichnen, und ich mache mir eine Pflicht daraus, sie auf's Wärmste zu empfehlen. Vom hellen sangbaren Liede an, durch die saftige frische Idylle hindurch bis zum historischen Genrebild hinauf, klingen uns aus der Sammlung alle Töne wieder entgegen, die Klaus Groth den verdienten Beifall gewannen, einige schwächer und matter, wie das sich bei zwei verschiedenen Individuen von selbst versteht, andere in gleicher Stärke und einer mit viel größerer Gewalt. Findet sich kein Stück, wie: „Rumpelkab'n" oder „Matten Has", die ich an die Spitze des „Quickborn" stelle, so kann „Anna" es kühn mit „Hanne ut Frankrik" und mit „De Bullmach" aufnehmen, und „De Slach bi Hemmingsted" überragt die gleichnamige Ballade bei Groth um Vieles; eben so: „De letzte Fehde". Holstein hat den Dichter bereits mit inniger Freude begrüßt, und dem gemeinsamen Deutschen Vaterlande möge er in der ernsten Katastrophe, womit wälscher Uebermuth uns trotz Leipzig und Waterloo abermals zu bedrohen scheint, als ein neuer Beweis gelten, wie viel edles Mark noch in dem schlichten

Volksstamme steckt, der an der Eider in stiller Qual, wie der von einem Horniß=Schwarm befallene Ritter des alten Liedes, seiner endlichen Erlösung harrt.

106.

5 ## Oesterreichische Poesie.

1859.

Eine minder erfreuliche Parthie des Gemäldes geben uns're Sänger ab. Von den patriotischen Kundgebungen dieser Leute muß sich jeder gebildete Sinn mit Ekel abwenden; ein Orgel=
10 dreher=Concert, wie es in Berlin zuweilen zu Stande gebracht wird, wenn eine dem Hausbesitzer unangenehme Parthei zum freiwilligen Ausziehen gezwungen werden soll, ist ein Ohren=schmaus dagegen. Otto Prechtler freut sich, daß der sardisch=fränkische Knoten endlich „zerhaut" ist und ruft zu den Waffen;
15 das macht einen Eindruck, als ob ein Knäblein die Weihnachts=trommel rührte. Franz von Hermannsthal tauft sich zu einem Cato um und parodirt das eiserne Caeterum censeo, das durch die Jahrtausende schallt, durch ein „im Uebrigen mein' ich", das wahrscheinlich schon den Setzer heiter gestimmt hat. Faust Pachler
20 donnert an die Privat=Cassen, als ob der Nibelungenhort am Neujahrs=Abend vertheilt worden wäre und die undankbaren Empfänger sich nun weigerten, von dem rothen Gold der Burgunden einen Pfenning zurück zu geben. Und das Alles in Versen, die unmittelbar aus dem Bardenhain zu stammen scheinen
25 und die vor Ulphilas vielleicht wohlklingend gefunden worden wären. Als Karl der Große den Kirchengesang in Deutschland heben wollte, verbot er bekanntlich, Geistliche anzustellen, die nicht singen konnten. Nichtsdestoweniger geschah es noch hin und wieder, und wenn er nun plötzlich Inspection hielt, wußten
30 die Unglücklichen sich nur dadurch zu helfen, daß sie die Mund=

bewegungen und Grimassen der wirklichen Sänger auf dem Chore nachzuahmen suchten. Das wird ihnen Keiner verargen, denn mit Karl war nicht zu spaßen, und Noth kennt kein Gebot. Was zwingt aber diese Leute, die nicht einmal das Schiller'sche Epigramm: „Weil ein Vers Dir gelingt u. s. w." zur Ent- 5 schuldigung für sich anführen können, sich so heillos zu prostituiren und die heilige Sache, der sie doch dienen wollen, zugleich? Aber, da liegt es eben. Die meisten von ihnen, ich bin dessen überzeugt, würden ohne Zweifel laut auflachen, wenn man ihre Gedichte in simple Prosa auflös'te und ihnen den Inhalt mit 10 Pathos vortrüge. Otto Prechtler würde, wenn ihm Jemand mit einem feierlichen Gesicht und dem Anspruch, etwas Bedeutendes zu sagen, die Versicherung gäbe, daß Recht unter allen Umständen Recht bleibe, ganz gewiß erwiedern, das habe er schon in der Klein-Kinder-Bewahranstalt gehört. Franz von 15 Hermannsthal würde Demjenigen, der ihm die Mittheilung machte, daß Deutschland an schönen Auen, Gauen und Frauen reich sei, sicher antworten, er wisse es aus Cannabich, Gaspari und Ritter, ja es stehe sogar im Bädeker! Und auch Faust Pachler würde schwerlich erstaunen, wenn er von einem Anderen 20 vernähme, daß ein Staat zur Zeit des Kriegs nicht bloß Soldaten, sondern auch Geld brauche. Woher denn nun der kühne Griff in's A.B.C.Schützengut, woher die Courage, das als preiswürdige Waare zu Markt zu bringen, was man aus zweiter Hand selbst nicht kaufen würde? Ohne Frage daher, daß man 25 Reim und Metrum an sich für etwas Positives hält und dieses Positive nach den Erzeugungskosten abschätzt, die allerdings nicht gering sein mögen, wenn die Schweißtropfen gewissenhaft nachgezählt werden. Einer schneidenden Ungerechtigkeit gegen die bereits Genannten würden wir uns schuldig machen, wenn wir 30 die poetische Ovation übergehen wollten, die den Manen Humboldts von Ludwig August Frankl dargebracht worden ist und die auch einen gewissen politisch-demonstrativen Beigeschmack hat. Frankl

hat vor Kurzem den Orient besucht und seine Reise ausführlich beschrieben, auch verdient sein Buch keineswegs die verächtliche Behandlung, die ihm in Deutschland zu Theil wurde. Zwar läßt es sich nicht läugnen, daß er fast auf jeder Seite seinen Geburts-
5 und Heimathsschein präsentirt, indem er auf die verwunderlichste, nur in Oesterreich mögliche Weise gegen Etymologie und Syntax verstößt, aber das hätte seine Recensenten nicht gegen die Masse seiner Beobachtungen und frischer Naturschilderungen blind machen sollen, an denen es doch wahrlich auch nicht fehlt. Seine
10 Nänie dagegen überbietet Alles, was uns an Trivialität und Geschraubtheit in Inhalt und Form seit lange vorgekommen ist. Wie kann ein Mann von Bildung und Geschmack von dem „Schnee und den grünenden Gedanken" der Cedern auf dem Libanon und Alexanders von Humboldt in einem und demselben
15 Athem reden; wie kann er Goethe im höchsten Alter „sich besinnen" und in Folge dessen zum zweiten Mal in Blüte schießen lassen; wie kann er die alten zehnfach abgebrühten Phrasen von den Adlern, die auf Bergen thronen, den Blicken, die zugleich die Sphären des Himmels und die tiefsten Schachte der Erde durch-
20 dringen u. s. w. noch einmal auf der Gasse zusammen kehren! Dabei das verdächtige Lob auf des Gefeierten „großes" Vaterland, wohinter sich der echt Oesterreichische Hintergedanke verbirgt, daß man an der Donau, wo der gute Wein wächs't, mit den Humboldt's der sandigen Spree nicht so viel Federlesens
25 zu machen brauchte, wenn die Censur nur etwas früher aufgehoben worden wäre, weil man dann längst ihres Gleichen aufzuzeigen gehabt hätte. Wir würden uns bei diesen Dichtern nicht so lange aufgehalten haben, wenn wir nicht eine allgemeine Betrachtung an sie zu knüpfen gedächten. Jedermann kennt die
30 schneidende Differenz, die zwischen dem aesthetischen Urtheil des Deutschen Nordens und des Deutschen Südens besteht; was in Wien hinreißt, wird in Berlin gewöhnlich verhöhnt, und was in Berlin mit Bewunderung erfüllt, läßt in Wien kalt. Der Grund

ist in der Naivetäts- und Natürlichkeits-Theorie zu suchen, die man sich hier aus der landesüblichen poetischen Praxis abstrahirt hat. Für naiv und natürlich gilt nämlich nur das, was Jedermann einfällt, und genial wird es dadurch, daß es in eine neue, möglichst buntscheckige Phrase eingekleidet wird. So kommt, 5 statt der Lerche, welche einfach zum Himmel aufsteigt und singt, die allerdings, wenn Nichts hinzukäme, auch keinen besonderen Effect machen würde, bei Nicolaus Lenau das Ungethüm zu Stande, das an seinen Liedern in die Luft klettert und Sing-Raketen schleudert. Ein Aesthetiker vom Fach wird in diesem 10 raffinirten Aberwitz vielleicht das untrügliche Symptom aller denkbaren Krankheiten erblicken, an denen der poetische Geist überhaupt leiden kann; gänzliche Vertiefungsunfähigkeit in Bezug auf das punctum saliens des Gedichts und gänzlichen Mangel an Phantasie, die ihr Amt an den abstracten Verstand abtritt 15 und diesen zu einer Unzahl von Escamotirungen zwingt, bevor es auch nur zu einem leblosen Afterbild kommt. Hier wird die Lohenstein'sche Nachgeburt angestaunt und erzeugt ihres Gleichen, z. B. L. A. Frankls „grünende Gedanken", unter denen man sich einmal die Cedern auf dem Libanon und das andere Mal 20 das Humboldt'sche Gehirn-Product vorstellen soll. Wo nur das für naiv und natürlich gilt, was Jedermann einfällt, da muß man das selbstverständlich für reflectirt erklären, was n i c h t Jedermann einfällt. Das geschieht denn auch und offenbar, weil man in possirlichem Irrthum annimmt, daß ein Werk, das 25 man nicht ohne Anstrengung aufzufassen vermag, wenn man aus solcher Schule kommt, auch nicht ohne Anstrengung entstanden sein kann, und den eigenen Schweiß mit dem fremden verwechselt. Wehe der keuschen Flamme, die in dem weißen Marmor der griechischen Statue lodert; ein Schneemann mit eingesteckten 30 Braunkohlen-Augen findet leichter Geltung. Doch, es ist nicht uns'res Amts, zu aesthetisiren, wir wollten bloß den Grund einer längst bekannten Thatsache aufdecken.

107.
Schöne Verse.
1859.

So unglaublich es klingt, so entschieden ist es der Fall:
5 man schwärmt in unseren Tagen mehr, denn je, für schöne
Verse; die Lesewelt thut es und die Tageskritik nicht minder.
Einen größeren Beweis für das allgemein eingerissene Siechthum
des Geschmacks und für den Mangel jedes echten Kunsturtheils
kann es nicht geben. Mir ist immer zu Muthe, wenn ich den
10 nichtssagenden, gedankenverwischenden Ausdruck „schöne Verse“ höre,
als spräche man von schönen Nasen oder schönen Daumen. Nur
durch das Detail vermag sich der Künstler überhaupt zu zeigen,
aber nur, indem das Detail auf das Ganze hinweis't, und an
sich betrachtet zweideutig und zweifelhaft wird. Von dem Act
15 in einem Drama, von dem Gesang in einem Epos angefangen,
an der einzelnen Gestalt und an der einzelnen Schilderung vor=
bei bis hinab zum Satz, zum Vers, zum Adjectiv, wollen sie
alle selbständig existiren, wollen sie alle, zu Sclaven geboren
und bestimmt, die Rolle des Spartacus spielen und müssen alle
20 unter den Dienst des großen Ganzen gezwungen werden; ja,
wenn in einem Kunstwerk jene Elemente sich nicht auflehnen
wollen, dann haben wir eine leblose Maschinerie vor uns, statt
eines pulsirenden Organismus, und das Verdienst, das der
dichtende Morphy für sich in Anschlag bringt, wenn seine Bauern
25 keinen zweiten Bauernkrieg beginnen, dürfte voraussichtlich im
Werthe etwas sinken. Der Satz oder der Vers muß Etwas
erlebt haben, ehe er uns durch seine Kraft oder seine Selbst=
bescheidung zu imponiren und zu erfreuen vermag; sonst steht er,
wie sich neulich Jemand ausdrückte, mit der ungeprüften Tugend
30 im sittlichen Gebiet auf einer und derselben Stufe. Die viel=
gepriesenen und gehätschelten schönen Verse der „kalligraphischen“
Dichter von heute blicken auf keine gewonnenen Erfahrungen

zurück, sondern wiegen sich selbstgefällig in einer schlechten Unschuld, ähnlich der schlechten Unendlichkeit, von der Hegel spricht. Während ein ganzer Kreis deutscher Dichter, welchen ich näher zu bezeichnen vermeide, nur in den seltensten Fällen gute Verse zu Stande brachte und trotz dem ewigen Verrenken der Sprache, 5 dem Nachzerren des Verbums u. dgl. sich einbildete, eine Meisterschule für poetische Form zu sein, setzte eine andere spätere Dichtergenossenschaft ihren Stolz darein, die Verse zu schniegeln und zu strehlen, sie vor Allem „fließend" zu machen, wie Mähnen eines Pferdes, gleichviel ob der Stoff ein Empor- 10 sträuben der künstlerischen Form bedingte, oder ob die Situation es erheischte, einen trockenen Predigerton anzuschlagen, oder ob die Kunstgattung überhaupt einen gleichmäßigen Strom der Sprache zuließ, oder nicht. Die Bemerkung von Lazarus, man denke erst eigentlich, wenn man in Worten denke, ist eben so auf 15 die Kunst, wie auf die Wissenschaft anzuwenden, nur stellt sich der poetische Gedanke als ein vom wissenschaftlichen verschiedener dar. Thurmspitzen und Himmelskörper werden nach den nämlichen mathematischen Gesetzen gemessen, und des funkelnden Lichtes halber, das der Stern ausstralt, darf dieser keine aparte 20 Rechnungsmethode für sich beanspruchen. Hier ist der Punct, der über die sogenannte poetische Licenz entscheidet und der den früher berührten Dichtern, die den Rhythmus und den Reim als die Freistädte, wovon das alte Testament erzählt, betrachten, in welchen Sinn und Verstand vor der Verfolgung der Logik 25 sicher sind, zur reiflichen Erwägung empfohlen wird. Wer hätte das Geringste gegen das Bild einzuwenden: „Im einsamen Luftraum hängt nur der Adler und knüpft an das Gewölk die Welt"? doch welcher Gebildete vidirt dem nachfolgenden Verse den Paß: „An ihren bunten Liedern klettert die Lerche selig in 30 die Luft"? Wenn ein Dichter, um den Gegensatz zwischen Abendland und Morgenland zu veranschaulichen, von jenem singt: „Sie stammt aus jenem Lande nicht, wo ehrbar-blond

der Waizen reift, und stachligt-keusch die Gerste sticht, wenn man sie noch so leise streift", so ist diese Art, menschliche Eigenschaften den Naturproducten zu verleihen, poetisch und mithin auch vernünftig, was hoffentlich Jeder einsieht, der in gehobener
5 Stimmung ein Aehrenfeld durchschritt. Wenn aber ein Dichter eine Courtisane mit einer Rose vergleicht: „Eine Rose liegt am Weg zertreten und ein ganzer Himmel wohl mit ihr," so kann man sich über die Unrichtigkeit und Unsinnigkeit der Hyperbel durchaus nicht täuschen. In keiner zertretenen Rose ging ein
10 Paradies zu Grunde, keine zertretene Rose ist aesthetisch schön, keine Courtisane, weder Lais, noch Ninon de l'Enclos, ist deshalb mehr einer wunderbaren Rose ähnlich, deren zerknitterte Blätter uns Thränen entlocken sollten, weil sie eine Courtisane war; im Gegentheil. Was bedeutet also jener confuse Vers?
15 Kommt das innerste Wesen der künstlerischen Form bei den Libertinern des Verses übel weg, so geschieht dasselbe bei den Haarkräuslern des Verses. Jene leisten einen activen, diese einen passiven Widerstand gegen die Kunst. Jene suchen die unfertige Vorstellung mit dem Verstand zu beleuchten, und
20 schlagen das Besondere, das stets zuerst als Einfall erscheint, durch das mühselig herbeigeschleppte Allgemeine todt, diese suchen für das vom Verstand zubereitete Material eine demselben gemäße sinnliche Form und coloriren quasi ihre Abstractionen. Jene werden während des Zusteuerns auf's Ziel abstract, diese
25 sind es von Anbeginn. Jene, wenn sie holprige Verse machen und sich mit Bildern und Vergleichen herumschlagen, besitzen dabei eine unbewußte Empfindung, das Ding gliedre sich nicht recht, irgend Etwas verhindere die dichterische Ausgestaltung, und sie ringen wenigstens redlich mit sich selbst, freilich leider
30 in einem Moment, in dem die reife Frucht schon anmuthig abfallen sollte. Diese dagegen wissen genau, daß ihre Phantasie grau ist, daß ihre Gedanken nie anschwellen, ihre Träume sie nie ängstigen werden, sie haben also keine schwere Arbeit, die

Farben zu schwächen, den Ausdruck zu dämpfen; sie wagen sich nicht weiter in's Meer hinaus, als der Kahn erlaubt, und sie setzen ihr persönliches Ich nicht ein, wenn sie produciren, sie tragen nicht, wie Erstere, die eigene Haut zu Markte. Frühling und Winter, Polargegenden und Tropenlandschaften, altgermanische Mythen und moderne Herzensconflicte werden in „schönen Versen" vorgetragen, die sämmtlich so einträchtlich neben einander athmen, wie die Thiere in Noahs Arche, indeß der Vers im Tasso den Vers im Faust, ich mögte sagen, anfeindet, und der Vers im letzten Mignonliede: „So laßt mich scheinen, bis ich werde", sich vor jenem in Clärchens Soldatenliede beinahe schämig verstecken würde.

Der Götze, den die heutigen Dichter der „schönen Verse" anbeten, ist Platen. Es scheint dem Deutschen eingeboren, jeden Trank, der einst seine heilsame Medicin abgab, lange Zeit nachher als Nahrungsmittel noch fort zu genießen; die Wirkung wird dann natürlich eine andere; so bildete sich aus dem Lessing'schen Humanismus die Lichtfreundlichkeit heraus, und der Platen'sche Formalismus, der noch einen strammen Nerv aufwies, ging in eine behagliche Schlaffheit der akademischen Behandlung der Sprache über. Die Romantiker hatten alle Formen durch einander gewürfelt, Ulrich von Lichtenstein amalgamirte sich mit Aristo und den provençalischen Minnesängern, Tieck schrieb Tragödien, die von Canzonen, Sonetten und Trioletten wimmelten, Arnim und Brentano strengten sich an, das von Goethe in die reine Kunstsphäre hinüber geleitete deutsche Volkslied wieder auf den rohen und überschwänglichen Naturlaut zurückzuführen, und da war Platen's einseitiges Bestreben, der poetischen Form schwere lateinische Gewichte anzuhängen und in antikisirender Weise um jeden Preis die Linien der Sprache vom wuchernden Beiwerk zu befreien, vollkommen am Platz. Platens verbitterte, ruhmgierige Individualität fiel zufällig mit der Nothwendigkeit jener Reaction zusammen, und

Beides war sein Pathos für den Formalismus. Seine Oden sind wirklich energisch, und seine Parabasen lies't man zuweilen mit einer gewissen Freude am Tonfall der Verse. Aber der Poet in ihm war ein Dilettant, und wer aus seinen Liedern
5 und Balladen, geschweige gar aus seinen Epen und Dramen die Ueberzeugung schöpft, der Graf von Hallermünde habe in Hinsicht auf den Bau, die Melodie und keusche Sinnlichkeit des Verses Goethe oder auch nur Schiller überboten, dem mögte ich von einer weiteren Beschäftigung mit den schönen Künsten
10 ernstlich abrathen.

Was nun Platen, wie ich angedeutet, mit Pathos in seinen schönen Versen geleistet hat, das leisten die gegenwärtigen ihm verwandten Dichter ohne Pathos, denn sie treten ruhig die Erbschaft an, um die er leidenschaftlich kämpfte, und stellen sich
15 in der Sucht nach antiken Themen, in der Vermeidung des Hiatus u. s. w., als die Nachahmer des Nachahmers dar. Grabbe, Freiligrath und Herwegh waren in der Behandlung des Verses Naturalisten, d. h. sie hielten sich vorherrschend an das wirkliche Leben und drückten mithin auch der Sprache den Mangel der
20 Empirie auf. Unsere jetzigen nachplaten'schen Dichter aber sind Copisten einer längst dargestellten, also einer literairischen Welt: die Landschaft muß so geschildert werden, wie es Virgil gethan, die Liebe muß seufzen, wie bei Catull, das Distichon muß so gearbeitet sein, wie bei den griechischen Epigrammatisten. Den
25 Modus dafür in deutscher Sprache hat wieder Platen angegeben; nun wandelt Brunhild gemessen einher, wie sich etwa ein heimischer Rector den Gang der Juno vorstellt, das Dalmatiner Mädchen schreitet wie Brunhild, Vittoria Colonna bewegt sich gleich dem Dalmatiner Mädchen. Dieser Nivellirungs-
30 proceß macht sich folgerichtig auch in der Sprache geltend, die der Gebildete und Einsichtige physiognomielos findet und die der vorüberrauschende Tag mit dem Prädicat „schöne Verse" belohnt. Man ist nicht deshalb in Wahrheit idealer, als Grabbe

oder Freiligrath, weil man anstatt Heinrich den Löwen in mißverstandener Ungeberdigkeit toben, anstatt wilde Thiere einander zerreißen zu lassen, den Faltenwurf der römischen Toga studirt und die Ergebnisse gelehrter Forschungen über die Gastmäler der Griechen zum Brennpunct poetischer Schilderungen macht. 5
Ja, die Sache steht schlimmer: einem Georg Büchner kam es nicht in den Sinn, dem weisen Plato Wuthausbrüche à la Danton in den Mund zu schieben, aber die Verfasser der „schönen Verse“ bedenken sich nicht, einem Hagen den pomphaft überlegten Character eines Lictor anzudichten! Dafür wird 10
freilich Niemand in ihren Reimen die Spreu eines tadelnswerthen Spondeus, einer doppelten Verneinung antreffen, welche letztere bekanntlich eine Bejahung ausdrückt und trotzdem an mancher Stelle unsäglich zauberhaft wirkt. Eben so wird Niemand unter all den „schönen Versen“ auf einen stoßen, der so aussieht, 15
wie der Goethe'sche in Wanderers Nachtlied: „Ach, ich bin des Treibens müde, was soll all der Schmerz und Lust“? eine Uncorrectheit, die hier gerade den ganzen Adelung beschämt und die seiner Zeit Kotzebue, als er Goethe schulmeisterte, entgangen sein muß. 20

Verknöcherte Philologen mögen sich an den „schönen Versen“ begeistern und in ihnen einen Fortschritt der deutschen Poesie erblicken; wir können darin nur den Ausdruck des tiefen Verfalles erkennen, der gegenwärtig den deutschen Parnaß beherrscht. 25

108.

Literaturbericht.

1859.

Die Sansara. Roman in vier Bänden von Alfred Meißner. Zweite Auflage. Leipzig, Fr. L. Herbig. 30

Der Titel dieses Romans ist ein Compliment für Arthur Schopenhauer; das Werk selbst ist es weniger. Aber wenn der

Verfasser auch der Aufgabe, zu deren Lösung er sich durch die Wahl eines so prätentiösen Titels anheischig machte, keineswegs Genüge geleistet hat, so hat er doch sein bestes Buch geschrieben. Diese „Sansara“ ist der erste deutsche Roman, bei dem die Verwahrung gegen die unbefugte Uebertragung in's Französische und Englische uns nicht geradezu lächerlich vorkam; er ist vollkommen geeignet, auch jenseit des Rheins, wo er nur mit den Herren Sue und Dumas concurrirt, Leser zu finden, wenn man sich auch jenseit des Canals, im Vaterlande des großen Walter Scott, spröder zeigen dürfte. Wir können den Roman jedem Freunde einer eben so spannenden, wie geistreichen Lectüre, auf's Wärmste empfehlen und fordern den Verfasser auf, den mit so großem Glück betretenen Weg ohne Zaudern und Schwanken fortzusetzen. Der Roman ist die eigentliche Sphäre seines Talents, nicht das Drama; dort ist es gestattet, die Verwickelung, so wie sie den höchsten Grad erreichte, durch einen „plötzlichen Schlagfluß“ zu lösen, im Drama würde durch ein ähnliches Mittel nicht bloß das Interesse am Gegenstand zerstört, sondern auch die Kunstform selbst aufgehoben.

Ein Schneider. Roman von Karl v. Holtei. Drei Bände. Zweite Auflage. Breslau, Ed. Trewendt.

Dieser Roman steht gegen den Meißner'schen an Glanz des Colorits zurück; an Kraft und Schärfe der Zeichnung übertrifft er ihn. Für ein „Volksbuch“ möchten wir ihn freilich nicht erklären, wie einige Beurtheiler gethan haben, noch weniger möchten wir behaupten, daß er „von Allen“ gelesen werden kann, denn er enthält Dinge, die selbst einem „Familienvater“ zu stark sein dürften, wenn er nicht die französische Vorschule durchgemacht hat, wie z. B. das Verhältniß Bartolinis zu Beate. Aber ohne Frage hat der Verfasser in diesem Schneider ein würdiges Seitenstück zu seinen Vagabonden geliefert, die ja auch nicht neben Bibel und Gesangbuch in der Hausbibliothek aufgestellt werden

können, und das will Etwas sagen, da er dies Mal nicht, wie früher, aus der Fülle seiner eignen Lebenserfahrungen schöpfen konnte, sondern frei erfinden mußte. Auch wollen wir, um ja nicht mißverstanden zu werden, ausdrücklich hinzufügen, daß der Roman, wenn er auch hier und da in's Bedenkliche und Bedenklichste abschweift, sich doch im Allgemeinen in gesunder Sphäre abspinnt und an einfach rührenden, ja erschütternden Scenen reich ist.

Marianne oder um Liebe leiden. Roman von Heinrich König. Zwei Bände. Frankfurt, Meidinger Sohn u. Comp

Diesen Roman können wir bei aller Achtung vor dem oft bewährten Talent des Verfassers bei weitem nicht so hoch stellen, wie die beiden vorher besprochenen. Eine Fußverrenkung, aus der sich die „Rose" entwickelt, will uns als Grundmotiv der Peripetie nicht passend erscheinen, und die Bestechung des Arztes, um ihn zur Anwendung schädlicher Mittel zu bewegen und dadurch eine körperliche Entstellung der Heldin herbeizuführen, dünkt uns auch für eine Aristocratin vom reinsten Wasser, die eine Mesalliance zwischen ihrem Sohne und der Gouvernante verhindern mögte, zu viel; geradezu widerwärtig kommt es uns aber vor, wenn sogar der „leichten Ausscheidung" gedacht wird, mit der das Uebel endlich weicht.

Gesammelte Erzählungen und Novellen von Levin Schücking. Vier Theile. Hannover, C. Rümpler.

Viele ringen um den Preis der modernen Novelle; wir mögten ihn Schücking zuerkennen; denn wir kennen Niemand, der mit einem so scharfen Blick für die Verwicklungen der modernen Welt eine so geschickte Hand für die Entwirrung derselben verbände. Hierfür ist fast jedes der in diesen vier Bänden enthaltenen elf Stücke ein glänzender Beweis, und wir glauben zur Empfehlung der Sammlung nichts Besseres sagen zu können.

Die Ironischen. Erzählung von Karl Altmüller. Göttingen, Georg H. Wigand.

Wie vortrefflich haben Jean Paul und Wilhelm Hauff das Studentenleben geschildert! Das hat Herrn Altmüller aber nicht 5 abgehalten, sich auch noch einmal daran zu versuchen. Wir können das nur beklagen, denn das Idyllische ist ihm in's Sentimentale umgeschlagen und das Komische in's Gespreizte. Sein Stil ist leicht und gefällig, doch erbebt nur ein Schrank bis in's „Inwendigste", eine Jungfrau aber bis in's Innerste, 10 ersterer etwa, wenn die Erde zittert, letztere allenfalls auch, wenn sie das Tagebuch ihres Geliebten lies't.

— ———

109.

Literaturbericht.

1859.

15 Zu allen guten Stunden. Dichtungen von Julius Hammer. Zweite Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Julius Hammer ist der beste Repräsentant Dessen, was man in Deutschland gesunde Hauspoesie zu nennen pflegt. Der Deutsche empfindet das Bedürfniß der sittlichen Einkehr bei sich 20 selbst lebhafter, als die übrigen Völker Europas; er feiert den Carneval und den Aschermittwoch immer zugleich und betrachtet sein eignes Gesicht selten im Spiegel, ohne sich zu erinnern, daß doch eigentlich ein Todtenkopf dahinter steckt. Darum nimmt er auch die Kunst lieber von der ernsten, als von der fröhlichen 25 Seite, und Dichter, die ihm einen Rosenkranz reichen, sind ihm willkommener, als Dichter, die ihm zum Tanz aufspielen; er denkt so gern an's Ende, daß er den Anfang darüber vergißt. Neben dem Beschaulichen verlangt er das Erbauliche, und wenn er im Verlaufe der Zeit und der allgemeinen Nationalentwickelung 30 auch allgemach von Benjamin Schmolcke zu Heinrich Zschokke

vorrückte und den Deisten mit dem Pantheisten vertauschte: immer ist es derselbe Trieb, um dessen Befriedigung es sich handelt. Diesem Triebe kommt auch Hammer in seinen Dichtungen entgegen, und nach unserer Meinung in seiner einfachen, unverkünstelten Weise besser und eindringlicher, als Schefer und Rückert 5 in ihren hierhergehörigen Productionen; eine Familienbibliothek, die sein „Schau um dich und schau in dich" aufgestellt hat, wird sich gewiß durch sein „Zu allen guten Stunden" vervollständigen müssen, denn in beiden Büchern weht der nämliche Geist einer sinnig ernsten Betrachtung des Menschen und der 10 Dinge.

Gedichte von Wilhelm Müller. Zwei Theile. Vierte Auflage. Leipzig, Brockhaus.

Die Sänger kommen und gehen, und nur die auserwähltesten überdauern das grüne Laub und verbinden das Alter des Adlers 15 mit dem Jugendschmelz der Nachtigall. Wo ist Hölty, wo sein Freund Bürger, wo sind Salis und Matthisson? Der „Dichter der Griechenlieder" ist noch nicht im Andenken seines Volkes erloschen, wie diese neue geschmackvolle Auflage beweis't, er verdient auch eine liebevolle Erinnerung, nur mögten wir ihn end- 20 lich einmal von seinem literairischen Titel erlös't sehen, da dieser über sein innerstes Wesen etwas ganz Verkehrtes aussagt. Wilhelm Müller hat viel eigenthümlicher von Wein und Liebe, als von der Befreiung Griechenlands gesungen, ja er verwandelt sich fast augenblicklich in einen Rhetoriker, wenn er die Flöte bei 25 Seite legt und nach der Tuba greift, und redet dann, statt zu blasen.

Freud' und Leid. Lieder und Bilder von C. Dräxler-Manfred. Hannover, Rümpler.

Das Selbstbewußtsein, das aus den „Parabasen" spricht, 30 wird durch die Leistungen nicht gerechtfertigt. Wie kann man einen so hohen Ton anschlagen, wenn man noch der Gefahr

ausgesetzt ist, die Welt „mit ihrem Spaten ein Neugierfeld durchwühlen zu lassen". Das ist die Plastik der Reimverlegenheit in nacktester Gestalt.

Mythoterpe. Ein Mythen-, Sagen- und Legendenbuch. Dichtungen 5 von Amara George, Georg Friedrich Daumer und Alexander Kaufmann. Leipzig, Brockhaus.

Ein lobenswerthes Unternehmen, jedoch mehr von ethnographischem und historischem, als poetischem Verdienst, das in simpler Prosa entsprechender ausgefallen wäre, als in Versen, so weit es 10 nämlich nicht geradezu übersetzt und reproducirt, sondern bei Europäern, Asiaten und Amerikanern den Spuren des mythenbildenden und dichtenden Volksgeistes nachgeht und eine verschwundene Weltanschauung in ihren Wurzeln bloßzulegen sucht. Nichtsdestoweniger verdient die Sammlung auch in dieser Gestalt 15 Anerkennung, in Amara George scheint sich ein liebenswürdiges, receptives Talent anzukündigen, A. Kaufmann hat in seiner „Mähderin", der Krone des Ganzen, ein reizendes Idyll geliefert, und nur Herrn Daumer fehlt es hier, wie überall: er giebt seine Sehnsucht nach Sinnlichkeit für Sinnlichkeit aus und 20 macht in seinen poetischen Versuchen einen Eindruck, als ob man die Logik mit der Grammatik tanzen sähe.

Deutsches Dichteralbum. Herausgegeben von Theodor Fontane. Vierte Auflage. Berlin, Bachmann.

Wer ein Dichteralbum zusammenstellt, der hat eine so 25 leichte Aufgabe, wie der Wind, der die Blütenbäume schüttelt; Alles, was fällt, ist schön. Wir brauchen daher dem Publicum nicht erst die Versicherung zu geben, daß Herr Fontane einen duftigen Kranz geflochten hat, aber wir mögten ihn selbst fragen, warum er an einigen reichen Blumenbeeten, z. B. an dem 30 Dingelstedt'schen, absichtlich vorübergegangen ist, und wie die garstigen Brennnesseln mit hineingerathen sind, welche die Herren

Merkel, Lepel, Kletke und Andere, von denen die Nation Nichts weiß, unter all den Lilien und Rosen ausbieten. Am allerauffallendsten ist es, daß ein Friedrich Eggers, von dem unsers Wissens nicht einmal eine Sammlung existirt, als Repräsentant des Plattdeutschen, mecklenburgischen Idioms, eingeführt, und 5 Fritz Reuter, der markige Vorgänger Klaus Groths, von dessen Dichtungen ganz Mecklenburg widerklingt, ignorirt wird.

Deutsche Liebeslieder seit J. C. Günther. Eine Codification von Theodor Storm, Berlin, Schindler.

Dieser Kranz war schon schwerer zu flechten, aber er ist mit 10 weiser Auswahl sinnig zusammengesetzt. Nur Theodor Mommsens Beitrag hätte wegbleiben sollen; alle seine Verdienste um die Geschichte Roms, die wir bereitwilligst anerkennen, wenn wir auch Niebuhrs Vorarbeiten nicht darüber vergessen, können solcher Bonbondevisenpoesie keinen Pardon auswirken. 15

Gedichte von Wilhelm Hertz. Hamburg, Hoffmann u. Campe.

Unter einer Menge neuer Sammlungen, über die wir absolut gar Nichts zu sagen haben, da wir keine Naturgeschichte des Dilettantismus schreiben, sticht diese vortheilhaft hervor, und zwar durch eine gesunde Sinnlichkeit, die freilich noch oft 20 über die Schranken der Schönheit hinausgeht, die sie aber noch öfter einhält und es dann zu anmuthig beseelten Bildern bringt. Der junge Dichter ist allerdings nicht selten für das Verkehrte begeistert, aber seine Begeisterung selbst ist echt, und besonders hoch rechnen wir es ihm an, daß seine Flamme rein und hell 25 lodert und sich nicht in den traurigen Katachresenrauch verliert, der die plastischen Linien verhüllt, ohne Farben dafür zu geben; kaum einmal, in der sonst vortrefflich durchgeführten Erzählung Schafara, „schwankt das Schifflein seines Lebens auf den Gliederwellen seiner Geliebten“. Die Sammlung erinnert vielfach an 30 die vor längerer Zeit von uns angezeigten Gedichte von Emil

Kuh, ja wir würden glauben, daß Kuh bedeutend auf Hertz eingewirkt hätte, wenn er selbst nicht erst in die Literatur eingetreten wäre.

110.

Literaturbericht.

1859.

Schillers Leben und Werke. Von Emil Palleske. Zweiter Band. Berlin, Franz Duncker.

Der zweite Band dieses Werkes ist eben so ungleich gehalten, wie der erste, von dem wir bereits eine Anzeige lieferten. Auf Parthieen, die in Form und Gehalt wenig zu wünschen übrig lassen, folgen andere, über deren Geziertheit man erstaunen muß. Wer kann z. B. das Zwiegespräch zwischen dem „Dichter" und der „Wahrheit" lesen, das der Verfasser bei Gelegenheit des Don Karlos im bauerbacher Walde halten läßt, ohne das Buch wenigstens für einen Tag unwillig zuzuschlagen? Er selbst bei seinem Maaßstabe würde keinem Corrector eine solche Allegorie verzeihen. Höchst anerkennungswerth ist dagegen der Abschnitt über den dresdner Freundeskreis und stellt diesen in eine ganz neue Beleuchtung. Das kommt namentlich der Gestalt F. L. Hubers zu Statten, für den übrigens auch noch der Umstand anzuführen wäre, daß er Schillers hartes Urtheil über seine dramatische Begabung, in einem Briefe an Körner niedergelegt und bei dem bestehenden innigen Verkehr ihm gewiß mitgetheilt, so gelassen ertrug. Dieß spricht noch mehr für seinen Character, wie alles Uebrige, denn dessen sind die Halbtalente in der Regel so wenig fähig, daß sie in gleichem Falle das Räucherfaß vielmehr auf der Stelle umkehren und dem bis dahin enthusiastisch verehrten Meister zum Dank für seine Aufrichtigkeit die Kohlen in's Gesicht schleudern. Sehr gut ist auch das Herzensverhältniß zu den Schwestern Charlotte und Karoline dargelegt, obgleich die

entgegengesetzte Auffassung dadurch schwerlich für immer beseitigt sein dürfte. Am schwächsten sind die aesthetischen Urtheile und zwar in beiden Bänden. Wenn z. B. das ganze neuere bürgerliche Drama auf „Kabale und Liebe" zurückgeführt wird, so ist das so richtig und so unrichtig, als wenn man „Kabale und Liebe" 5 auf die Emilia Galotti zurückführen wollte; noch ein Schritt, und Sophocles und Aeschylos, Shakespeare und Schiller selbst sind Ausläufer von Thespis. Wenn die Jungfrau von Orleans ein „Selbstbekenntniß" des Dichters sein soll, so ist das entweder eine Trivialität, da jedes Drama im weitern Sinne ein 10 solches ist, oder eine Piquanterie, die wenig geeignet scheint, die unermeßliche Kluft, welche trotz des nicht genug zu bewundernden architectonischen Baues gerade in diesem Stück zwischen der naiven Aufgabe und der sentimental reflectirenden Lösung liegt, zu überbrücken. Wenn nun gar in der wurzellosen Braut von 15 Messina, deren Werth ausschließlich auf dem großartigen Detail beruht, eine aus lauter „Häßlichkeiten" entspringende wahre tragische Schuld entdeckt, und wenn es ein genialer Gedanke genannt wird, daß der Dichter aus der ihm oft vorgeworfenen Confusion des Glaubens und der Weltanschauungen „die ewige 20 Ordnung des Gewissens" hervorgehen läßt, so will diese Spitzfindigkeit noch weniger bedeuten. Die menschliche Natur verlangt ein gerechtes Maaß, und auf den verbotenen Besuch einer Leichenceremonie u. s. w. kann im Leben gar wohl Mord und Tod folgen, nur in der Tragödie darf es nicht geschehen, wenn 25 nicht ganz andere Momente hinzukommen.

Gründlicher Unterricht über die Tetralogie des attischen Theaters und die Compositionsweise des Sophokles u. s. w. von Adolph Schöll Leipzig, Winter'sche Verlagshandlung.

Der Verfasser hat unbedingt Recht, er wird aber doch mit 30 seinen Gegnern nicht fertig werden, denn sie sind nicht im Stande, ihn zu verstehen. Doch das ist auch gleichgültig; wenn er die

Philologen alten Schlages nicht bekehrt, so wird ihn die warme Theilnahme, die seine ausgezeichnete Schrift bei wahren Dichtern und einsichtigen Aesthetikern finden muß, über dies Unglück gewiß vollkommen trösten. Ein auf lauter Nebenumständen beruhender
5 Beweis mag so complicirt sein, wie er will: er entscheidet in wissenschaftlichen Dingen gar Nichts, wenn er mit der Hauptsache im Widerspruch steht. Wie viele juristische Protocolle liegen vor, in denen die unverdächtigsten, glaubwürdigsten Personen für die wirkliche Existenz des Kraken oder des Vampyr
10 Zeugniß ablegen. Dennoch sind Kraken und Vampyrs bis dato nicht in die Naturgeschichte eingetragen worden. Eben so steht es mit der Vielvaterschaft der Nibelungen und mit der Abstellung der Tetralogie durch Sophocles; Schöll wird so sicher durchdringen, wie Holzmann.

15 Psychologische Aufschlüsse über Shakespeares Hamlet. Von D. B. Storffrich. Bremen, Schünemanns Verlag.

Wenn wir nicht irren, so war es der einst hoch renommirte berliner Theaterkritiker Rötscher, welcher eine Abhandlung über den Hamlet mit dem Bemerken schloß, daß er den Gegenstand
20 völlig erschöpft zu haben hoffe. Das hat aber zum Glück die Kritik nicht abgehalten, sich nach, wie vor, gründlich mit dem Hamlet zu beschäftigen, und wir müssen diesen neuesten Beitrag eines Schriftstellers, der wenigstens uns bis jetzt gänzlich unbekannt war, als einen höchst interessanten und im besten Sinn
25 eigenthümlichen bezeichnen. Zwar geht der Verfasser von einem verkehrten Gesichtspunct aus, wenn er glaubt, daß Shakespeares dramatische Kunst die Wahrheit über die Schönheit setze oder „höheren“ Zwecken diene, wie er sich ausdrückt; Shakespeare macht es sich mit der Schönheit nur nicht bequem, er legt sie nicht
30 willkürlich in die Welt hinein, sondern er holt sie aus der Welt heraus, und er muß die Welt mit allen ihren Riffen und Sandbänken freilich umsegeln, ehe er zeigen kann, daß sie rund

ist. Auch in seinen Ausführungen über Hamlet beruht bei'm Verfasser Manches auf der allerdings auch zuweilen schwer vermeidlichen Verwechselung des Colorits mit der Zeichnung, Vieles dagegen ist vortrefflich und läßt von seinen in Aussicht gestellten weiteren Arbeiten über denselben Gegenstand das Tüchtigste er- 5 warten.

Physiognomie und Characteristik des Volks. Von Bogumil Goltz. Berlin, Otto Janke.

Eine neue Expectoration in der alten Manier des Verfassers, geistreich und nicht selten tiefsinnig in den Beobachtungen, 10 schrullenhaft und mitunter aberwitzig in den Folgerungen, immer aber interessant.

111.

Ein Selbst-Portrait von Karl Gutzkow.

1860. 15

Für den psychologischen Criminalisten ist bekanntlich die Form eines Bekenntnisses in den meisten Fällen weit wichtiger, als die Materie. Das Verbrechen ist bei dem ungeheueren Apparat, welcher der Justiz im modernen Staate zu Gebote steht, in der Regel leicht herausgebracht, und mit Ausnahme sehr weniger 20 Länder reicht der vollständig gegliederte Indicienbeweis auch ohne das ausdrückliche Geständniß des Inculpaten zur Verurtheilung hin. Aber wenn es sich nicht bloß darum handelt, das Verhältniß einer That zum Gesetz zu ermitteln, sondern wenn das viel wichtigere Verhältniß des Menschen zu seiner eigenen That 25 festgestellt werden soll, so braucht man ihn selbst, das Wort seines Mundes, den Blick seines Auges, das Mienenspiel seines Gesichts. Dann ist es, wenn die Legislatur es anders nicht aus zu weit getriebener Humanität in sein eigenes Belieben gesetzt hat, ob er gehenkt werden will oder nicht, vollkommen gleich- 30

gültig, ob er läugnet oder bekennt, denn der Mensch kann läugnen, wie Desdemona, und bekennen, wie Jago. Man will eben nur den stillen Grund der Seele erforschen, der Alles bindet und bedingt, und es giebt Momente der Leidenschaft und der 5 Aufregung, in welchen dieser, wie der Meeresboden bei Erderschütterungen, mit einer gewissen Naivetät ganz nackt und unverhüllt hervortritt. Auf solche Momente ist der juristische Psycholog besonders gespannt, denn sie bieten auch für das verschlungenste Räthsel den Schlüssel dar, und nicht selten spricht 10 er los, wo das Gesetz verdammt, und umgekehrt, sobald er ihn hat.

Einer ähnlichen Erscheinung begegnet man zuweilen bei Künstlern und Schriftstellern, ähnlich natürlich nur im psychologischen, nicht etwa auch, wenn es erst bemerkt zu werden braucht, 15 im moralischen Sinne. Jahre lang beschäftigt man sich mit dem Einen oder dem Anderen und wird nicht mit ihm fertig. Plötzlich nimmt er selbst sein Eingeweide in die Hand, und nun begreift man, warum er so schlecht oder so gut verdaut. Davon hat Karl Gutzkow kürzlich in seiner Besprechung der von 20 dem Prinz-Regenten von Preußen zur Ermunterung des deutschen Dramas errichteten Schillerstiftung ein schlagendes Beispiel gegeben. Wem wäre dieser vielseitige und unermüdliche Autor, von Sympathie und Antipathie ganz abgesehen, nicht in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig gewesen? Wen hätten seine 25 Romane und Schauspiele, wie seine Abhandlungen und Kritiken, nicht oft in Erstaunen gesetzt, wenn auch nicht immer in dem Sinne, den er selbst beabsichtigt haben mogte? Von der „Wally" an, in welcher der schönste Zug eines altdeutschen Gedichts durch die Uebertragung in den modernen Salon zum scheußlichsten 30 Raffinement degradirt wird, bis zu den „Rittern vom Geist", in denen ein fallender Schrank die endliche Entscheidung herbeiführt: wie oft muß man den Kopf schütteln, ehe man einmal zum Nicken kommt. Wer fühlt sich nicht durch dramatische

Ideen, wie die des „weißen Blatts“ oder des „dreizehnten November“ in die Region entrückt, wo der Mensch anfängt, sich für ein Gerstenkorn zu halten und die Henne ängstlicher zu fliehen, wie den Tiger? Und wem sind Urtheile, in denen sich der schärfste Blick für das Einzelne nicht selten mit der ab- 5 solutesten Blindheit für das Ganze verbindet, nicht peinlicher, wie das Gewäsch der stumpfesten Trivialität? Dazwischen dann die höchst vortrefflichen Daguerreotypen in den „Rittern vom Geist“ und „das Urbild des Tartüffe“, ein satyrisches Lustspiel, das in seiner Art vollendet genannt werden kann, so wie manche 10 von dem richtigsten Instinct zeugende Characteristik gesellschaftlicher Zustände in den „Zeitgenossen“ u. s. w. Man erzählt von einem Proteus, der verdammt sein soll, sich in alle möglichen Mondkälber zu verwandeln, zwischen durch aber auch zur Belohnung und Erholung in Menschengestalt auf der Bühne 15 erscheinen und ein vernünftiges Wort sprechen darf. Auf drei Metamorphosen eine Menschwerdung, aber eine buckligte, auf drei buckligte eine regelmäßige, aber eine schwächliche, auf drei schwächliche eine normale. An diesen Proteus fühlt man sich zuweilen durch unseren Autor erinnert. Wer hatte das Ge- 20 heimniß seiner Natur? Niemand, als er selbst, und er hat es jetzt verrathen. Worauf läuft es hinaus? Auf eine Organisation, in der das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten ist, die kleine beiläufige Triebfeder an die Stelle der großen. Das erklärt Alles; wir aber haben es jetzt nachzu- 25 weisen, und zwar aus dem eigenen Bekenntniß.

Der Prinz-Regent von Preußen hat einen Preis von tausend Thalern ausgesetzt, der zu Ehren Schillers alle drei Jahre für das innerhalb dieser Frist erschienene beste Drama durch ein aus neun Notabilitäten gebildetes Gericht zuerkannt und dem eine 30 Medaille hinzugefügt werden soll. Nach unserer Meinung hat die Literatur alle Ursache, sich dazu Glück zu wünschen, denn es ist das erste Mal, daß der Staat, der sie früher, wie einige

unvergeßliche Bundesbeschlüsse beweisen, nicht bloß schutzlos, sondern auch rechtlos ließ, indem er gar kein geistiges Eigenthum anerkannte und nur hie und da für Bücher, Musikalien und Bilder ein dürftiges Privilegium ertheilte, ihr gegenüber
5 feierlich eine Verpflichtung übernimmt. Es ist ganz gleichgültig, ob der Staat für diesen hochwichtigen Act augenblicklich die beste Form gefunden hat oder nicht; genug, man hat es nicht mit einem jener unproductiven Einfälle zu thun, aus denen die bisherigen Theater-Preisausschreibungen hervorgingen und denen
10 noch ganz zuletzt in Oesterreich die Rückerstreckung des Tantièmensegens auf die älteren Landeskinder poetischen Schlags entsprang, sondern es handelt sich um eine Institution für alle Zeiten, die sich trotz aller möglichen Mißgriffe auf dem Wege der Erfahrung, wie alles Menschliche, nach und nach entwickeln kann und wird.
15 Der Künstler, der Dichter, existirt jetzt für den Staat, wie der Soldat und der Beamte, er existirt auch dann, wenn er nicht Vorleser bei Hofe ist, und das hat Schiller ihm erkämpft, derselbe Schiller, wohl gemerkt, dessen Tell, wie verlautet, von einem Vorgänger des Prinz-Regenten aus dem Theaterrepertoire
20 der Metropole eigenhändig gestrichen wurde, und das einer Stelle wegen, die bedeutend zu der unwiderstehlichen Volkserhebung mit beigetragen haben dürfte, welcher er selbst Thron und Krone verdankte. Kein Unbefangener wird läugnen, daß dieß im Ganzen und Allgemeinen ein großer Fortschritt ist, so
25 viel er auch im Einzelnen gegen die Zusammensetzung des Preisgerichts und gegen die Statuten desselben einzuwenden haben mag; Karl Gutzkow glaubt dagegen, die deutsche Literatur müsse gegen diese Institution den allerentschiedensten Protest einlegen, denn ihr innerstes Wesen sei die Ungerechtig-
30 keit und ihre unausbleibliche Folge die gänzliche Ueberlieferung der deutschen Bühne an Uebersetzer und Lohnarbeiter, ja, sie führe geradewegs nach Rußland! Bei einer so schreienden Meinungsverschiedenheit wird der Leser auf die Gründe be-

gierig sein, die uns und dem Prinz-Regenten — denn dieser wird förmlich apostrophirt und um Zurücknahme seiner Entschließung angegangen — entgegengesetzt werden. Sie sind alle aus einem der Logik und dem gemeinen Manne ziemlich unzugänglichen Gebiet, nämlich aus „dem stillen Walten der Dichter- 5 seele“ hergenommen, werden aber zu unserem Glück durch Zeugencitationen historisch illustrirt und dadurch dem ordinairen Tageslichte, in dem wir uns bewegen, etwas näher gebracht. Was ist denn nun für dies „stille Walten“ von einer so wohlgemeinten Maaßregel Gefährliches zu besorgen? Die „Dichter- 10 seele,“ die im Namen aller anderen das Wort ergriffen hat, erwartet das Aeußerste, denn sie spricht geradezu von einem Damoclesschwert, das über ihr aufgehängt sei, und dieser Ausdruck beweis't, daß „wir in höchsten Nöthen seind“. Woher kommt aber diesem Schwert seine bedrohliche Schärfe und sein 15 tödtliches Blinken? Daher, daß nur Einer gekrönt werden, d. h. den Preis und die Medaille erhalten kann, und daß das letzte Decennium allein uns Deutsche mit mehr Dramatikern beschenkt hat, als die Literaturen aller gebildeten Völker Europas zusammen besitzen, selbst wenn wir, wie hier bei'm Ablesen der 20 Regimentsliste geschieht, die Birch-Pfeiffer, die fruchtbare Mutter und Großmutter so vieler gelehrigen Kinder und Enkel, undankbarerweise nicht mitzählen, als ob sie bereits zu den Classikern eingegangen wäre, statt noch rüstig mitzuringen. Wie? — wird der Leser ausrufen — das ist ja auch das Schicksal der meisten 25 Prinzen, nur Einer wird König, und doch erschießen die Uebrigen sich nicht oder gehen auch nur als Anachoreten in die Wüste, obgleich sie keineswegs, wie die Sonnensöhne Apolls, alle drei Jahre auf einen Thronwechsel rechnen dürfen! Wir ließen „die Dichterseele“ nicht ausreden. Das Krönen selbst würde so ent- 30 setzliche Folgen nicht haben, wenn man sich nur von der Concurrenz ausschließen könnte, aber daß man concurriren muß, d. h. daß nicht bloß die heimlich und anonym einlaufenden und manu-

scriptlichen Geburten, sondern auch die im Druck und auf der Bühne erscheinenden legitimen Sprößlinge Berücksichtigung finden sollen und sogar ausschließlich und allein, das muß Schriftsteller von Ehrgefühl bewegen, dem Theater den Rücken zuzuwenden.
5 Man sollte allerdings glauben, gerade diese Bestimmung, welche den Spruch des Preisgerichts doch großentheils von der öffentlichen Meinung abhängig macht, sei ganz vortrefflich; doch dabei dürfen wir nicht verweilen, wir haben es nur mit dem Fluch, der in der Concurrenz liegen soll, zu thun. Dieser Fluch ist
10 nun ein allgemeiner und wird dadurch fast so erträglich, wie der Tod, gegen den Niemand die Waffen erhebt, weil ihm Niemand entgehen kann; wir concurriren im Garten als Kinder, wenn wir spielen, und im Ballsaal als Männer, wenn wir freien, und wer am besten gefällt, der trägt als Flachsköpfchen
15 die beste und saftigste Birne und als Tituskopf die reichste Braut davon. Aber vielleicht ist nur die „Dichterseele" gegen den Fluch der Concurrenz so überaus empfindlich, und sie lernt ihn, was den auffallenden Mangel an Abhärtung denn vollkommen erklären würde, erst durch den Prinz-Regenten kennen, sie war
20 ihm bis dahin, wie die unter eine Glasglocke gestellte Mimosa der rauhen Luft, völlig entzogen und begegnet ihm zum ersten Male in der neuen Arena, wo der Tausend-Thaler-Preis so schrecklich blinkt und so verlockend winkt. Das verhält sich jedoch gerade umgekehrt. Der Dichter concurrirt, wenn er Stücke
25 drucken läßt, und wenn er Stücke spielen läßt; er concurrirt, wenn er einen Almanach mit einer Ballade bevölkert, und wenn er eine Zeitung mit einer Novelle versorgt, und nach dem Maaßstab, den die Concurrenz an die Hand giebt, wird ihm der Ehrenpreis durch das lesende oder schauende Publicum, der metallene
30 durch den Theater-Director oder den Verleger verabreicht. Die Concurrenz als solche kann es also wieder nicht sein, was die dramatische Literatur mit dem Untergange bedroht, und eben so wenig die Unmöglichkeit, sich von ihr auszuschließen, denn an

Beides ist die Dichterseele trotz ihres stillen Waltens gewöhnt, und Beidem kann sie sich nur entziehen, wenn sie nicht bloß dem Theater, sondern auch der Presse den Rücken zukehrt und ihre Werke ganz für sich behält, entweder in einem feuerfesten Schranke oder, noch besser, im eigenen Kopfe, den kein Dietrich öffnet und 5 den selbst die Axt nur zu spalten, nicht aber auch auszurauben vermag. Das thut sie jedoch nicht; die Dichter bringen ihre Producte zu Markte, so wie sie fertig sind, ohne sich darum zu kümmern, wer gerade Marktvogt ist, und ob er die Kresse oder die grüne Petersilie protegirt, und wenn Uhland seit seinem 10 „Ludwig der Baier" schweigt, so haben die Erfolge des jungen Deutschlands gewiß so wenig Antheil daran, als der Umstand, daß der König von Preußen ein Schiff auf den Namen der Birch-Pfeiffer'schen „Grille" getauft hat. Es bleibt daher nur noch das Preisgericht übrig, denn dieß ist allerdings neu, und 15 schüchterne Gemüther können es sich als eine einstweilen noch unbekannte und unbestimmbare Größe so furchtbar vorstellen, wie sie wollen. Aber unsere „Dichterseele" stellt es sich eben nicht furchtbar vor; sie weiß zum Voraus, daß es sich nur um „eine akademische Censur" handelt, um eine „Rüge" von 20 incompetenter Hand, die man sich so unverständig denken darf, wie man mag, um einen Fußtritt von Caligulas Roß, der wehe thun, aber doch die Ehre nicht verletzen kann, und dennoch soll die gewiegteste Celebrität (als Beispiel wird ausdrücklich der ehrwürdige Uhland citirt) durch ein solches Preisgericht urplötz- 25 lich ihren bewährten Ruf verlieren können. Eine vollkommenere Zwickmühle kann doch gewiß nicht gebaut werden; der höllische Drache wird nur heraufbeschworen, um ihm alle Zähne auszuziehen, und dann wird ein Zeter-Mordio erhoben und vor seinem Biß gewarnt. Der Leser sieht, das Raisonnement zerfällt in sich 30 selbst, sobald man es auch nur mit dem kleinen Finger berührt, und Nichts bleibt übrig, als ein unauflösbarer Widerspruch. Wir könnten also ruhig unseren Schluß ziehen und die Feder

niederlegen, aber wir haben es hier mit dem capriciösesten und verschrieensten noli me tangere von der Welt, nämlich mit der Dichterseele, zu thun, und diese könnte uns mitten in unserem kleinen Triumph garstig stören. „Was kümmert mich" — könnte
5 sie rufen — „dein Satz des zureichenden Grundes? Mein stilles Walten besteht eben darin, daß ich Nichts von ihm weiß, und damit erkläre dir's, daß mich die vielen Auflagen werthloser Bücher und die vielen Aufführungen schlechter Stücke nicht geniren, wohl aber das Urtheil eines Preisgerichts, das ich selbst
10 verachte!" Das klingt nun freilich verwunderlich, aber wir erinnern uns all der seltsamen Gerüchte von heiligem und unheiligem Wahnsinn, die seit den Tagen des Plato über Dichter im Schwunge sind, und lauschen andächtig weiter. Nun vernehmen wir denn von unserer „Dichterseele", daß sie mit Freuden
15 auf der Stirn jedes Talents den Kranz erblicken und einem neuen Messias seinen Sieg mit innigstem Herzen gönnen, daß sie aber keine Herabsetzung der eigenen Thätigkeit dulden und daß sie diese Herabsetzung in der Berliner Krönung finden würde. Das ist auffallend und so auffallend, daß uns zum erstenmal
20 ein Zweifel beschleicht, ob sie auch wohl berufen ist, im Namen aller ihrer Schwestern zu sprechen. Wie? Die Sternenkrone tritt sie willig ab und die goldpapierne will sie festhalten, weil diese den „Bühnenlenkern und Darstellern" vielleicht selbst dann imponirt, wenn acht Akademiker sie winden und der Geheimrath
25 Rötscher sie bindet, während jene bloß in die Nachwelt hinein funkelt und blitzt? Es handelt sich für sie also nur um das Zeichen, nicht um die Sache, nur um das äußere Sichdurchsetzen, nicht um die innere Berechtigung? Da müssen wir doch um das Mandat bitten und untersuchen, ob sie wirklich im Namen
30 der ganzen Literatur ihren Protest erhebt, denn hier sind wir an dem Markstein angelangt, wo die Menschheit selbst sich in zwei sehr ungleiche Hälften scheidet, und es sollte uns leid thun, wenn wir den Dichter nicht auf der Seite fänden, wo wir

ihn bisher erwarten zu dürfen glaubten. Unsere „Dichterseele“ spricht ihr aufrichtigstes Gefühl und ihre innerste Ueberzeugung aus, dessen würden wir uns auch ohne ihre bündige Versicherung gewiß halten. Dafür bürgt die naive Form, in der ihr Geständniß hervortritt, und die Unbefangenheit, womit sie unseren 5 größten dramatischen Dichter als Eideshelfer nach altgermanischem Brauch zur Deckung heranzieht. „Würde Schiller — heißt es buchstäblich —, dessen Andenken der Prinz-Regent mit diesem ministeriellen Gesetz ehren will, noch ferner für die Bühne gearbeitet haben, wenn er hätte erleben müssen, daß man 10 seinen plötzlich einer Concurrenz unterworfenen Dramen Kleists „Käthchen von Heilbronn“ oder Werners „Weihe der Kraft“ vorzog? Er hätte gewiß aus innigstem Herzen Kleist und Werner die glänzendsten Erfolge gegönnt, aber auf Kosten seines eigenen Dichterschicksals, seines eigenen Zusammenlebens mit der Nation, 15 auf Kosten des Vertrauens der Darsteller, der Bühnenlenker auf seine Schöpfungen dieß thun zu müssen, würde ihn bestimmt haben, einer Dichtgattung zu entsagen, der die Harmlosigkeit genommen war.“ Schiller, als guter Kantianer, hätte diese neue Art von Concurrenz wahrscheinlich ganz so betrachtet, wie wir, 20 und sie viel weniger unbequem gefunden, wie die von Kotzebue und Iffland, die er mit Ruhe ertrug und mit Gerechtigkeit würdigte. Doch, das nebenbei, da der große Zeuge einmal gerufen ist, so wollen wir ihn nicht mit Lappalien verdrießlich machen, sondern ihn gleich über den Hauptpunct vernehmen. War wirklich 25 Gefahr? Wir schaudern und zögern, wie es dem Menschen unmittelbar vor einer wichtigen Entscheidung geziemt, die Frage direct zu stellen, denn wenn die Antwort bejahend ausfiele, so wäre es aus mit der poetischen Literatur, sobald es einem neuen Karlsbader Congreß beliebte. Der Congreß würde sich wohl 30 hüten, die Censur wieder einzuführen, er würde, gewitzigt, wie er jetzt ist, ganz einfach Tausend-Thaler-Preise für jede „Dichtgattung“ aussetzen und so die „Harmlosigkeit“ daraus verbannen.

Denn der nämliche Grund, der einem Schiller das Drama zuwider machte, müßte ihm doch auch Epos und Roman verleiden, und wenn er am Ende immer durch dasselbe Mittel auch aus dem letzten kleinen Bollwerk, dem Epigramm, herausgeschlagen
5 wäre, blieb ihm Nichts übrig, als Schuster oder Hofrath zu werden. Wie hätten sich dann zu den Zeiten des heiligen römischen Reichs Kaiser und Kurfürsten auf das „stille Walten der Dichterseele" verstanden; wie müßte die Nation sie im Grabe segnen, daß sie sich so großmüthig der Mäcenatenrolle enthielten! Etwas Er-
10 munterung von oben, so viele Preise, als Regenten, und wir wären nicht bloß um Schiller und Goethe, um Lessing, Wieland und Klopstock, sondern auch um Uz und Göckingk gekommen und müßten noch immer am Reinecke Fuchs käuen. Aber Schiller unterbricht uns, er wirft entrüstet seine „Künstler" auf den
15 Tisch und deutet auf seine Briefe über die aesthetische Erziehung des Menschen, die sie commentiren. In diesen lautet es Brief 9: „Wie verwahrt sich aber der Künstler vor den Verderbnissen seiner Zeit, die ihn von allen Seiten umfangen? Wenn er ihr Urtheil verachtet. Er blicke aufwärts nach seiner Würde
20 und dem Gesetz, nicht niederwärts nach dem Glück und nach dem Bedürfniß. Gleich frei von der eitlen Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken mögte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet,
25 überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft und in den Ernst seiner Thaten, präge
30 es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit." Das ist nun freilich eine Antwort, die uns aller Sorge enthebt; wir sehen, unsere „Dichterseele" hätte wohl gethan, den Eideshelfer nicht zu laden,

denn wer dem Künstler es zur heiligen Pflicht macht, das Urtheil der „Zeit" zu verachten, den hätte das Urtheil eines „Preisgerichts" sicher nicht gedrückt und beirrt, da es nur ein höchst unansehnliches Bruchtheil im Gesammturtheil der Zeit bildet. Doch, wir erinnern uns: „nur durch zweier Zeugen 5 Mund wird allerwegs die Wahrheit kund", und befragen den zweiten, den Freund des Vorigen, Goethe, der sich glücklicherweise gleichfalls vor den Schranken befindet, um darüber verhört zu werden, ob er, wenn Lessings „Emilia Galotti" durch neun Mitglieder der Berliner Akademie seinem „Götz von Berlichingen" 10 vorgezogen worden wäre, nicht auf der Stelle, wie Leisewitz, das Drama verflucht und auf „Faust" und „Egmont", „Iphigenie" und „Tasso" Verzicht geleistet hätte, um der Unannehmlichkeit einer solchen „öffentlichen Rüge" zu entgehen. Der Zeuge citirt lächelnd ein Wort seines Tasso über den Seidenwurm, fügt 15 ironisch hinzu, er glaube nicht, daß das arme Thier zu spinnen aufhöre, wenn die Wolle besser im Preise stehe, wie die Seide, murmelt Etwas von einer „unzugänglichen Burg, in der man sicher wohne, wenn es Einem bloß um die Sache zu thun sei", und geht mit einem langen Blick auf unsere „Dichterseele" und 20 ihr „stilles Walten" stolz und vornehm ab. Nun können wir endlich ruhig sein. Durch Zeugen, die wir nicht luden und also auch nicht bestachen, sondern die wir im Gerichtssaale als gegnerische antrafen, haben wir bis zur Evidenz dargethan, daß es mit dem Dichter und dem Künstler im Allgemeinen ganz so 25 steht, wie wir dachten. „Seine Neigung ist die Welt mit allen kommenden Geschlechtern." Ihn berührt nur Eine Concurrenz, die ideale durch höhere Geister. „Und dem Großen gegenüber giebt es auch noch eine Rettung, aber freilich auch nur Eine: die Liebe!" Das hat sich auch zu allen Zeiten bestätigt. 30 Beethoven, um ein Beispiel aus der Vergangenheit anzuführen, schuf ruhig an seinen Symphonien fort, obgleich alle Musiker ihn für verrückt erklärten und ihm gern den Flügel zerschlagen,

ja das Notenpapier zerrissen hätten. Und Cornelius, der noch unter uns wandelt, hat auf seine apocalyptischen Rosse noch immer nicht den Wrangel oder den Radetzky gesetzt, obgleich sie dadurch bedeutend leichter in Mode kommen würden. Der
5 Eine dachte an die Ohren derer, die erst geboren werden sollten; der Andere denkt an ihre Augen, Keinem von Beiden aber kam es in den Sinn, mit dem Geschäft zu wechseln, weil sie den Beifall der Tauben und der Blinden nicht davontrugen. Leisewitz ist schon aus dem Grunde kein Einwand, weil er
10 nach dem Julius von Tarent, diesem blassen Pendant der Lessing'schen Musterstücke, gar Nichts mehr hervorgebracht hat, gar Nichts in irgend einer Form, bis auf ein paar Fidibus-Schnitzel. Das beweis't, daß er sich gleich vollständig ausgegeben hatte. Nie hat ein echter Künstler aus „Ehrgeiz" gedichtet, gemalt
15 oder componirt; nie ist er daher durch „Zurücksetzung" stumm gemacht oder aus seiner Bahn gedrängt worden, nie aber freilich auch durch das „Gottesurtheil des Erfolgs" übermüthig und vermessen. Das Tragische seines Schicksals liegt eben darin, daß er als Mensch zur Befriedigung seiner menschlichen Bedürfnisse
20 so gut, wie ein Anderer, der Erreichung äußerer Zwecke bedarf, als Künstler aber diesen Zwecken Nichts opfern kann, ohne einen Selbstmord zu begehen. Die Poeten, die durch Preisgerichte zerschmettert werden können, sind alle aus den Satyren des Horaz ausgebrochen. Man muß sie wieder einzufangen
25 suchen, denn sie werden sämmtlich Journale gründen, die das Vortreffliche herunterreißen und das Niederträchtige loben, und sie sind genial im Organisiren von Cliquen und unerreichbar im Stiften von Kameraderieen, die das „stille Walten" der Dichterseele ganz anders stören, als ein Fehlgriff der Akademiker.
30 Doch, sie wird auch das aushalten, wenn sie nur die rechte ist.

Unser Leser hat sich überzeugt, daß Karl Gutzkow seinen Protest nicht im Namen der deutschen Literatur erhoben hat, da er sich mit ihren höchsten Repräsentanten im schneidendsten Wider-

spruche befindet. Er hat daher nur ein Selbstportrait geliefert, aber allerdings eins vom ersten Rang, das jeden Commentar zu seinen Werken überflüssig macht. Es ist so, wie wir sagten: in dieser Organisation ist das begleitende Motiv an die Stelle des bestimmenden getreten, die kleine beiläufige Triebfeder, der 5 Niemand ihr relatives Recht bestreitet, an die Stelle der großen. Der Ehrgeiz setzt sie in Bewegung, nicht der Schöpferdrang, denn dieser hält nach eigenem Bekenntniß nicht Stand, wenn jener verletzt wird, er spielt also eingestandenermaßen die untergeordnete Rolle. Das ist nun die Art des witzigen Kopfs, 10 dem der Tiefsinn abgeht; es ist nicht die Art Lessings, des unsterblichen Lessings, der seinen „Nathan" schuf und mit den herrlichsten Eigenschaften seiner reichen Natur ausstattete, obgleich er glaubte, daß er erst spät oder nie seinen Weg auf's Theater finden würde; aber es ist die Art Voltaires, der sich 15 durch Stafetten von Act zu Act über den Ausfall seiner „Merope" in Kenntniß setzen ließ, und der als höchster Typus aller dieser Mischgeister auch gerade in den Mischgattungen, im Zeitbild, im satyrischen Drama u. s. w., excellirt. Was kann dabei herauskommen, als verworrenes Denken und Empfinden 20 und gewaltsames Abtreiben der unausgetragenen Geistesfrüchte, damit für den vergötterten „Erfolg" nur ja der Moment nicht versäumt werde? Hier ist unsere Aufgabe gelös't, die letzten Gründe einer solchen Erscheinung sind bei Solger und Vischer nachzusehen, die unser Autor mit so viel Widerwillen in den 25 Händen der Preisrichter erblickt, wir haben sie nicht zu entwickeln. Uebrigens wollten wir nur nachweisen, daß die Schillerstiftung des Prinz-Regenten von Preußen die Literatur nicht mit Schmach und das „stille Walten der Dichterseele" nicht mit Unheil bedroht. Auch wir bezweifeln es stark, daß die Nach- 30 welt ein neues goldenes Zeitalter der deutschen Poesie von ihr datiren wird, und auch wir hätten manche Einwendung gegen die Statuten auf dem Herzen. Wir würden z. B. vorschlagen,

dem Ganzen zunächst eine historische Basis zu geben. Das würde dadurch geschehen, daß das Preisgericht sich im ersten Jahre einfach darauf beschränkte, die Aussprüche zur Vollziehung zu bringen, welche die Nation selbst bereits seit dem 5 Auftreten Uhlands, als des ältesten unserer jetzt lebenden dramatischen Dichter und Theaterschriftsteller, über diese gefällt hat. Die Candidaten, unter denen sich kein einziger „Sophoclide" oder „Aristophanide" befinden würde, unter die wir aber, wie wir ausdrücklich zur Verhütung aller Mißdeutungen erklären 10 wollen, Karl Gutzkow wegen seines „Urbilds" unbedingt mitrechnen, dürften die Zahl Zehn kaum erreichen und gewiß nicht überschreiten; der Kostenpunct wäre also für den preußischen Staat ganz unerheblich, die moralische Wirkung würde jedoch ohne allen Zweifel groß sein. Wie es damit aber auch werden 15 möge, ein unvollkommener Segen ist noch nicht gleich ein Fluch und verdient keinen unmotivirten Protest, sondern einen aufrichtigen Dank.

112.

Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke.

20 Zweiter Band: John Ford: Dritter Band: John Lilly, Robert Green und Christoph Marlow. Berlin, Decker 1860.

Zweiter Artikel.

1861.

Ich habe den ersten Band dieses Werkes, John Webster 25 enthaltend, ausführlich beurtheilt und würde auf dasselbe, obgleich ich es versprach, ohne einen besonderen Grund schwerlich zurückgekommen sein, wenigstens nicht vor seinem völligen Abschluß, denn was ich augenblicklich dachte, als ich die pomphafte Vorrede las, ist bis jetzt buchstäblich eingetroffen. Allein der 30 Herausgeber hat für gut befunden, meine Beurtheilung in der Einleitung zu seinem zweiten Bande, nicht etwa, wie es an=

gemessen und statthaft gewesen wäre, zu widerlegen, sondern sie, was allerdings leichter war, durch plumpe Sophismen, ja durch offenbare Unrichtigkeiten und grobe Unwahrheiten zu verdrehen und zu verläumden; und dieß nöthigt mich, für mein Wort einzustehen und es mit Beweisen zu unterstützen, die ich ihm 5 sonst erspart haben würde. Ich mußte seine Doctrin, wornach auf einmal von Shakespeares Zeitgenossen mehr zu lernen sein sollte, wie von Shakespeare selbst, zwar bestreiten und seinen übrigen Behauptungen bis zur Verificirung durch die That den bescheidenen Zweifel, den die Pietät für seine Vorgänger mir 10 einflößte, entgegenstellen. Aber ich begnügte mich, aus Achtung vor seinem respectablen Uebersetzer-Talent, zur Erhärtung meiner Behauptungen den von ihm angepriesenen Dichter einer gewissenhaften Section zu unterziehen, anstatt seine eigenen Sätze, so sehr sie auch dazu herausforderten, der Analyse zu unterwerfen oder 15 gar seine wunderliche Reproductions-Methode zu prüfen. Wenn ich das jetzt nachhole, so bin ich durch die Nothwehr dazu gezwungen.

Herr Professor Bodenstedt läßt mich vor seinem Leserkreise, der die „Wiener Zeitung" gewiß nicht zur Vergleichung bei der 20 Hand hatte, reden, wie es ihm gefällt, ganz in der Manier des seligen Johann Melchior Goeze, der die wörtlichen Aufführungen auch nicht liebte und Lessing gern so lange zusammenzog, bis Sinn und Verstand erstickt waren. Ich will ihn buchstäblich citiren, bitte mir aber im wieder vorkommenden Falle das Gleiche 25 von ihm aus, wenn er das Recht auf Antwort und Alles, was sich daran knüpft, nicht verlieren will.

„Zum Schlusse — heißt es in der Eingangs erwähnten Einleitung — noch ein Wort zur Verständigung. Ich hatte geglaubt, mich über den Zweck dieses Unternehmens in der Vor- 30 rede zum ersten Band deutlich genug ausgedrückt zu haben. In diesem guten Glauben bestärkten mich die freundlichen, ganz in meine Intentionen eingehenden Urtheile der geachtetsten deutschen

und englischen Blätter. Da erschien plötzlich im Abendblatte der „Wiener Zeitung“ über mein Buch eine Reihe langer Aufsätze so wunderlichen Inhalts, daß ich nicht das geringste Gewicht darauf gelegt haben würde, wenn nicht Friedrich Hebbel als
5 Verfasser darüber und darunter gestanden hätte. Der Name machte mich stutzig und bewog mich, die mir in's Haus geschickten Nummern noch einmal zu lesen und sie einigen Freunden vom Fach mitzutheilen, welche über den Inhalt, der eine vollständig verkehrte Auffassung meiner Intentionen enthielt, eben so er-
10 staunt waren, wie ich. Herr Hebbel geht nämlich in jenen Aufsätzen von der Ansicht aus, ich stelle die von mir in der Uebersetzung oder im Auszug mitgetheilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophocles, Shakespeare oder Schiller und wolle sie in diesem Sinne als Musterdramen
15 bei uns einbürgern, zum Verderben des guten Geschmacks und der dramatischen Kunst. Unter dem Eindruck dieser irrigen Vorstellung zieht er dann gegen den armen Webster zu Felde, und sein Eifer reißt ihn so weit fort, zu behaupten, die Kenntniß Shakespeares mache das Studium seiner Vorläufer und Zeit-
20 genossen vollkommen überflüssig, da er sie Alle und in jedem Puncte überrage. Um sich von ihnen einen Begriff zu machen, sei es ganz genügend, zu lesen, was Tieck und Ulrici über sie geschrieben 2c. 2c. Wenn nun ein so talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter, wie Herr Hebbel, mein Unternehmen so
25 völlig mißverstehen und in Bezug auf die altenglische Bühne zu so irrigen Auffassungen gelangen konnte, muß ich nicht fürchten, bei gewöhnlichen Lesern noch größeren Mißverständnissen zu begegnen? Nur um diesen vorzubeugen, bin ich hier noch einmal auf die Sache zurückgekommen. Was würde man von einem
30 Kenner der Sculptur sagen, welcher behauptete, zum Studium der Antike genüge es vollständig, die Werke des Phidias zu kennen, denn da alle übrigen Bildwerke des Alterthums den seinigen nicht gleichkämen, so sei es auch völlig überflüssig oder

gar schädlich, sie zu studiren und sich den Geschmack daran zu verderben? Wer von der Erhabenheit, der Harmonie und dem lebendigen Hauch hellenischer Kunst einen Begriff haben wolle, der brauche nur bei Winkelmann darüber nachzulesen; die Betrachtung der Kunstwerke selbst sei vom Uebel 2c. Oder was 5 würde man von einem Kenner der Malerei sagen, welcher mit wichtiger Miene einige althergebrachte Phrasen zum Ruhme Raphaels wiederholte, um zu beweisen, daß in Raphael die Kunst ihren Höhepunct erreicht habe, und daß es deßhalb völlig unnütz sei, sich um seine Vorläufer und Zeitgenossen, von 10 Cimabue und Giotto bis auf Michel Angelo und Leonardo da Vinci, zu bekümmern? Man wird mir zugeben, daß, was von der einen Kunst gilt, auch von der andern gelten muß. Wenn es daher zur richtigen Würdigung Raphaels nöthig ist, nicht bloß seine eigenen Werke zu kennen, sondern auch diejenigen seiner 15 Zeitgenossen, Vorläufer und Nachfolger, weil man nur so ermessen kann, was ihm überliefert wurde und was ihm eigenthümlich ist, was er mit andern gemein hat und was ihn von Allen unterscheidet, so ist es aus ganz gleichen Gründen nicht minder nöthig, bei'm Studium Shakespeares auf seine Vorläufer 20 und Zeitgenossen gebührende Rücksicht zu nehmen."

So weit der Herr Professor, und wenn von all dem Wahnwitz, den er hier vorträgt, auch nur ein Jota auf meine Rechnung käme, so verdiente ich, trotzdem, daß ich nach seiner Versicherung ein „talentvoller und mit Recht hochgeachteter" Dichter 25 bin, dem Büttel der Literatur überantwortet und mit Hohn vom Markt gepeitscht zu werden. Dann wäre er auch zu dem „fürnehmen" Ton, den er anschlägt, vollkommen berechtigt, während dieser dem Verfasser des „Demetrius" und der „Brautfahrt des Königs Autharis" in Sachen des Dramas sonst um Nichts besser 30 anstehen dürfte, wie dem edlen Don Ranudo de Colibrados, dem Besitzer der beiden zerbrochenen Stühle, die ihm der erste bürgerliche Gläubiger zu Schanden saß, der seinige. Dann wäre

es ganz in der Ordnung, daß er der Lesewelt in plastischer Ausführlichkeit den allmäligen Uebergang von seinem bloßen Durchfliegen der „Wiener Zeitung“ (wo? im Kasino? hier fehlt's an Klarheit) bis zum wirklichen Lesen im Hause so gewissenhaft
5 schildert, wie Cäsar den Römern sein welthistorisches Ueberschreiten des Rubicon. Dann hätte er sogar mit Ruhe noch weiter gehen und sein Gesicht mit dem gewiß malerisch interessanten Kampf zwischen der trotzig ablehnenden Stirnrunzel und dem humanen Lächeln, das in der wichtigen Angelegenheit endlich
10 den Sieg davon getragen haben muß, als Beigabe photographiren lassen können, denn es ist keine Kleinigkeit, einem Narren zu antworten, und der Vernünftige kann nur aus einem Uebermaaß von Menschenliebe, das er auch dem mitleidigsten Herzen nicht ohne ein Pump- und Druckwerk abdringt und das nur langsam,
15 wie die großen Wasser von Versailles, in's Steigen und Fließen kömmt, seine Würde so weit bei Seite setzen. Aber leider ist dieser Narr, der nicht einmal die vier Species der Aesthetik kennt, ein bloßes Phantasiestück des Herrn Professors in Don Quixotes freiester Manier, und ich fürchte, er wird die Ver-
20 schwendung der schöpferischen Kraft, aus der derselbe hervorgegangen ist, schmerzlich spüren, wenn er seine neueste Tragödie „für die nächste Preisbewerbung“ in Angriff nimmt. Denn ich habe das, was er mir in den Mund legt, so wenig gesagt, als er selbst von alledem, was er mich läugnen und bestreiten läßt,
25 nicht das Geringste gesagt hat, so daß ich es bei'm besten Willen und der größten Versuchung des Teufels gar nicht sagen konnte, da mir von seiner Seite dazu kein Anlaß dargeboten war, und nur Meister Philadelphia, wenn ihm der kleine Schmeichler Lichtenberg anders nicht zu viel Ehre erwies, die
30 Kunst verstand, seinen Knäuel in die Luft zu werfen und daran in die Höhe zu klettern. Das ist so unerhört und unglaublich, daß ich ihn durchaus wieder selbst reden lassen muß, wenn ich nicht den Verdacht erregen will, ob ihm nicht vielleicht von mir

noch übler mitgespielt wurde, wie mir von ihm. Die Vorrede lautet im Wesentlichen, wie folgt:

„Ich biete hier den Kennern und Liebhabern dramatischer Poesie den ersten Band eines größeren Werkes, welches bestimmt ist, durch vergleichende Characteristiken der hervorragendsten Zeit- 5 genossen Shakespeares und Uebertragungen ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der alt-englischen Bühne zu liefern." Nun kommt der Prospectus. „Diejenigen Stücke, in welchen die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter sich am schärfsten ausprägt, sind in vollständigen Uebersetzungen 10 mitgetheilt; von den übrigen werden nach Maaßgabe ihrer Bedeutung mehr oder minder umfangreiche Auszüge gegeben. Dabei wurde überall auf den Plan und die scenische Gliederung Rücksicht genommen und in den meisten Fällen das ganze Scenar angeführt, denn ein dramatischer Dichter ist zunächst und haupt- 15 sächlich nach dem Bau, nach dem Organismus seiner Stücke zu beurtheilen; zeigt er sich darin schwach, so ist er überhaupt nicht stark als dramatischer Dichter." Nun ein Compliment, ein übrigens wohl verdientes, für A. F. v. Schack, das ich bereitwillig unterschreibe. „Mit Ausnahme des Marlow'schen Faust, 20 der in einem Werk, wie das vorliegende, nicht wohl fehlen durfte, ist von allen hier mitgetheilten Stücken früher keines in deutscher Uebersetzung erschienen, und ein eigenes Geschick hat gewollt, daß meine Vorgänger Tieck, Graf Baudissin, Kannegießer, v. Bülow u. a., deren Leistungen ich im Schlußbande 25 nach Verdienst würdigen werde, mit wenigen Ausnahmen gerade die werthvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben, so daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, in diesen neuesten Beiträgen aus den Fundgruben altenglischer Bühnendichtung das Beste zu bieten, was sie neben Shakespeare aufzuweisen hat." 30 Nun eine Tirade zu Ehren Shakespeares, aus der ich später Nutzen ziehen werde. „Allein, wie hoch er auch alle Vorgänger und Zeitgenossen überragt, so läßt sich doch nachweisen, daß

jene auf ihn von nicht unerheblichem Einfluß gewesen, wie er
denn seinerseits auf diese den mächtigsten Einfluß geübt. In=
dem wir sehen, was sie von ihm gelernt haben, werden wir
zugleich wahrnehmen, was wir selbst von ihm lernen können,
5 ohne in jene unglückliche Nachahmung zu verfallen, die so viele
Stücke der Neuzeit kennzeichnet." Nun das bekannte Wort
Lessings über den Gebrauch, der von Shakespeare zu machen
sei. „Vielleicht werden junge Dramatiker finden, daß sie in
mancher Beziehung von den Zeitgenossen Shakespeares mehr
10 lernen können, als von ihm selbst, denn die Inspirationen des
Genies lassen sich nicht nachahmen, nur bewundern, während
es von großem Nutzen ist, zu beobachten, durch welche Mittel
und Wege tüchtige Talente Hohes erreichen und oft Wirkungen
erzeugen, die denen des Genies fast gleich kommen, sie nach dem
15 Urtheil der Menge wohl gar übertreffen." Nun die Bemerkung,
daß Shakespeare in England nie vergessen war, daß ihn aber
einige seiner Zeitgenossen zeitweise verdunkelt haben, und daß
man deshalb nicht schlecht über den Geschmack des damaligen
Publicums urtheilen darf. „Denn das völlige Verständniß eines
20 so riesigen Geistes ist eben nicht Jedermanns Sache und das
Urtheil der Menschen über ihre lebenden Größen nie ein unbe=
fangenes. Dazu kommt, daß unter den Zeitgenossen Shakespeares
wirklich schöpferische Geister sich befinden, welche neben dem
größten Dichter aller Zeiten noch immer auf den Namen großer
25 Dichter Anspruch machen dürfen, und deren Schöpfungen zu
studiren nicht nur eine Quelle hohen Genusses, sondern auch
zur richtigen Würdigung des Dichterkönigs selbst unentbehrlich
ist." Nun Phrasen über die poetische Sonne Englands, die ihre
Morgen= und ihre Abenddämmerung gehabt habe, und dann
30 dieselben in neuer Drappirung noch einmal. „Ein breiter Strom
dramatischer Poesie floß vor Shakespeare durch Altengland, ein
Strom, aus welchem er, wie seine Zeitgenossen, ein Jeglicher nach
seiner Natur, geschöpft hat." Zum Schluß Ergänzung des Prospects.

Jetzt vergleiche man. Die Vorrede zum 1. Bände spricht nur von den Zeitgenossen des Shakespeare, das ganze Buch nach Titel, Prospect und Inhalt ist ausschließlich diesen gewidmet, die Vorgänger werden kaum im untergeordnetsten historischen Sinn ganz nebenher erwähnt, kein Stück wird von 5 ihnen übersetzt oder characterisirt, keine Zeile citirt. Die Einleitung zum dritten dagegen läßt durch eine Tapeten-Thür, die früher gar nicht sichtbar war, die Vorgänger mit ein, stellt sie fast in den Vordergrund und dehnt mein über die Zeitgenossen abgegebenes Urtheil nicht allein auf diese, deren ich 10 mit keinem Wort gedachte oder nach dem Sinn meiner Rede und dem Stand der Aufgabe auch nur gedenken konnte, mit aus, sondern schiebt mir, mit einer so crassen Verdrehung noch nicht zufrieden, Albernheiten unter, die geradezu (ich könnte mich hier manches Ausdrucks bedienen und will den mildesten wählen) 15 aus der Luft gegriffen sind. Dieses Manöver war nun allerdings nöthig genug, wenn ich mit den Narren in ein und dasselbe Tollhaus gesperrt werden sollte, die behaupten, daß man sich um gar keinen Maler und Bildhauer zu bekümmern brauche, als um Raphael und Phidias, und um gar keinen Kunst- 20 richter, als um Winkelmann. Ich weiß nicht, ob es solche Narren giebt, und bezweifle es stark, wahrscheinlich existiren auch sie nur in der camera obscura des Herrn Professors, und er vergleicht ein Ding, das nicht vorhanden ist, zur Verdeutlichung mit einem andern Ding, das gleichfalls nicht vor- 25 handen ist. Jedenfalls aber lasse ich mich nicht in's Tollhaus von einem Manne sperren, der die verrückten Streiche für mich erfindet, so unbequem ich ihm auch sein mag, wenn ich auf freiem Fuße bleibe. Ich kann meine Kritik hier natürlich nicht einschalten, sie ist den Lesern der Zeitung bekannt, und sie wird 30 dem größeren Publicum durch die Sammlung meiner vermischten Schriften bekannt werden. Aber ich fordere den Herrn Professor alles Ernstes auf, die mir ange-

schuldigten Tollheiten in dieser Kritik entweder gründlich nachzuweisen, oder in seiner nächsten Vorrede ehrlich und unumwunden zu erklären, daß sie sich nicht darin finden. Damit ihm das nicht zu schwer falle, will ich
5 ihm einen Ausspruch Lessings in's Gedächtniß rufen, der ihm zeigen wird, wenn es ihm noch unbekannt sein sollte, was in solchen Fällen zuweilen auf dem Spiele steht. Er heißt: „Worte und Handlungen liegen nicht so weit aus einander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine
10 Schriftstelle wider besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig; kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zur Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten." Freilich enthält dieser Aus-
15 spruch eine kleine Hinterthür, auf die ich den Herrn Professor selbst aufmerksam machen will; er trifft nur diejenigen Verdreher, die es wider besseres Wissen und Gewissen sind. Nun habe ich zwar der Vorgänger des Shakespeare mit keiner Silbe gedacht und kann also schon deshalb nicht gesagt haben, daß die
20 Kenntniß Shakespeares das Studium derselben vollkommen überflüssig mache; ich habe weiter nicht gesagt oder auch nur angedeutet, daß der Herr Professor die von ihm mitgetheilten altenglischen Stücke auf gleiche Höhe mit den Arbeiten eines Sophocles, Shakespeare und Schiller stelle und sie als Muster-
25 dramen einbürgern wolle; ich habe noch weniger und am allerwenigsten gesagt, daß es genügend sei, Tieck und Ulrici über sie nachzulesen, um sie kennen zu lernen, denn das hieße im buchstäblichsten Sinn den Liebhaber von wilden Bienen statt auf die Maiwiese auf Raffs Naturgeschichte verweisen, die be-
30 kanntlich keinen Honig giebt. Diese Absurditäten kann der Herr Professor aus meinen Worten nicht herausklauben und wenn ihm die ganze ars Lulliana zu Gebote stünde; ich habe bloß die Zeitgenossen beurtheilt, ich habe dargethan, daß sie von

Shakespeare nicht gelernt haben, was er sie gelernt haben läßt, und ich habe in Bezug auf die gränzenlos anwachsende Shakespeare-Literatur eine Warnung, die Goethe schon vor vierzig Jahren nothwendig fand, wiederholt und eingeschärft, ohne dem Unternehmen des Herrn Professors dadurch in den Weg zu 5 treten. Damit scheint sich nun einige Kenntniß der altenglischen Bühne und des Dramas überhaupt ganz wohl zu vertragen, eine Kenntniß übrigens, die man auch mit Fug und Recht von Jemand verlangen kann, der den Gegenstand ein volles Viertel-Jahrhundert studirt, und dem Herrn Professor bleibt Nichts, als 10 die geforderte Erklärung übrig, wenn er sich den furchtbaren Consequenzen des Lessing'schen Ausspruchs, so weit sie ihn treffen, entziehen will, denn nicht bloß die Verdrehung, auch die Unrichtigkeit und die Unwahrheit sind evident. Aber vielleicht (hier kommt die Hinterthür) läßt er mich zwischen den Vorgängern 15 Shakespeares und seinen Zeitgenossen nur darum nicht unterscheiden, weil er selbst nicht so scharf unterscheidet, und hat also wenigstens im Hauptpunct nicht wider besseres Wissen und Gewissen geredet. Für diesen Fall, der bei seinen dramatischen Principien nicht einmal ganz unwahrscheinlich ist und der seine 20 Lage moralisch um eben so viel verbessert, als er sie aesthetisch verschlimmert, will ich ihm den Unterschied deutlich machen. Wenn ich die komischen Apostrophirungen liebte, wie der Herr Professor, so würde ich fragen: muß ich den Ur- und Erzvater Adam seiner Barfüßigkeit wegen verachten, weil ich von seinem 25 Enkel verlange, daß er Stiefel anziehe? Könnte ich Evas Feigenblatt, wenn es mir in irgend einer Kunstkammer vorkäme, nicht mit Ehrfurcht betrachten, weil ich ihrer jüngsten Tochter die Schürze nicht erlasse? Doch, damit geriethe ich in den Ton hinein, in dem der Herr Professor mir die Polterpredigt über 30 Raphael und Phidias hielt, und ich will mich nicht rächen. Also im Ernst. Es ist nicht bloß die Pietät, die den Menschen bei allem Uranfänglichen mit Rührung verweilen läßt, nicht das

wunderliche, subjective Gefühl, das sich wohl gar an der Unvollkommenheit und Gebrechlichkeit selbst entzündet, sondern es ist die innere Bedeutung und der hohe Wert der Objecte. Das gilt von der Sphäre der Kunst fast noch mehr, wie von jeder
5 anderen. Als Thespis seinen Karren aufschlug, da regte sich der dramatische Geist im griechischen Volke und vielleicht in der Menschheit zum ersten Mal, denn über die Sacontala, das hohe Lied Salomonis u. s. w. werden abweichende Ansichten erlaubt sein. Er regte sich zwar nur noch so dumpf und lange nicht so
10 geschickt, wie der architectonische Instinct in Bibern, Ameisen und Bienen, er rang noch nicht um's Kunstwerk, sondern um die Kunstgesetze, aber er erkämpfte mit jedem Schritt eine der Grundbedingungen, von denen die spätere Ausübung des Kunstvermögens, selbst durch das größte Individuum, so sicher abhing,
15 wie das Denken auch des tiefsinnigsten Philosophen von dem Vorhandensein der Sprache und der Ausbildung ihrer Formen.

Jedoch, wohl verstanden, auch nur so und durchaus nicht anders, und wer sich einen Universal-Dichter, wie z. B. Shakespeare, mit der Schöpferkraft für Alles, nur nicht für den Blank-
20 vers, vorstellen kann, der klebt an leeren Aeußerlichkeiten und hat von der Natur des Processes auch nicht die leiseste Ahnung. Von diesem Punct aus ist auch, um es gleich im Vorübergehen zu bemerken, die wichtige und so selten auch nur richtig gefaßte Naivitäts-Frage zu erledigen, an die so Vieles und namentlich
25 die letzte Entscheidung in dem zwischen Philologen und Aesthetikern schwebenden Streit über den Ursprung der Ilias und der Nibelungen geknüpft ist. Man sieht also, wenn man auf die Uranfänge zurückblickt, nicht ein einzelnes Kunstwerk, man sieht die Kunst selbst entstehen, und dieses Schauspiel, an dem alle
30 Völker der Erde, früher oder später aus dem Stumpfsinne erwachend, nach Art und Eigenthümlichkeit mehr oder weniger lebendig sich betheiligen, ist unendlich viel großartiger, als wenn wir Sophocles und Shakespeare zugleich um den Kranz ringen

sehen könnten. Darum funkelt jeder Radnagel am Thespis-Karren bis auf den gegenwärtigen Tag, darum kriechen wir den unscheinbarsten Spuren der Mysterien und Moralitäten im Staube der Bibliotheken nach, darum sind dem Engländer seine Interludes von Heywood u. s. w., dem Deutschen seine Fasten- 5 spiele von Hans Rosenblut und Hans Sachs so heilig. Auch noch die späteren eigentlichen Vorgänger des Genius participiren an dieser Pietät, aber freilich nur in dem Grade, als sie der großen naiven Periode noch näher oder ferner stehen, denn diese beschränkt sich, wie bei der Sprache und ganz nach Analogie 10 derselben, auf die Erzeugung der Formen, die aber natürlich nicht nackt, sondern nur in den ersten schwachen Ansätzen zu Halb- und Scheinorganismen hervortreten können, wie denn ja auch die Sprache selbst auf keiner ihrer Stufen ohne Inhalt ist; hiebei ist der Volksgeist unzersplittert, und ohne daß das Mein 15 und Dein sich unterscheiden ließe, wie ein aus Millionen Köpfen zusammengeflossenes ungeheures Gehirn thätig, was man aber jenseits dieser Gränze Naivetät nennt, ist zwar im Grunde nichts anderes, im Gegentheil ganz das nämliche, aber auf das streng abgesteckte individuelle Gebiet mit seinen specifischen Gesetzen ver- 20 legt und bildet dort (siehe meine Abhandlung über Kraft und Erkenntniß in Rötschers Jahrbüchern, oder demnächst in meinen vermischten Schriften) nicht etwa eine zufällige Nebeneigenschaft des Dichters und Künstlers, sondern die innerste Wurzel seines Wesens. So verhalten sich die Vorgänger zum Genius über- 25 haupt und also auch zum Shakespeare; man kann sie sich, wenn man ein Bild aus der Chemie gestatten will, wie eine Reihe von Retorten vorstellen, in denen die Natur kocht und mischt, bis sie ihr Ziel erreicht hat. Aber was resultirt daraus für die Zeitgenossen? Hat ein Bienen-, Ameisen- und Biberbau auch 30 noch Werth, wenn schon der gothische Dom in seiner ganzen Herrlichkeit dasteht? Darf wohl gar ein Storchnest als zweiter Thurm darauf gesetzt werden? Die Lächerlichkeit springt von

selbst in die Augen; es leuchtet ein, daß das Verhältniß sich geradezu umkehrt. Allerdings erhielt Shakespeare sein großes dramatisches Erbtheil, die Formen, zum Theil von denjenigen seiner Zeitgenossen überliefert, die ihm um wenige Jahre voraus
5 waren, wie von Marlowe und Green, auch bediente er sich im Anfang sehr stark ihrer Theatersprache. Aber in der Hauptsache empfing er doch nur von ihnen, was sie selbst von den Vorgängern empfangen hatten, und je weiter er sich entwickelte, um so mehr machte er sich von Allem, was ihnen individuell eigen-
10 thümlich ist, wieder frei. Wenn er auch noch später Etwas von ihnen entlehnt oder zu entlehnen scheint, so wird er ihnen gerade so viel Dank schuldig, wie Christus dem Brunnen, aus dem er Wasser holte, um es in Wein zu verwandeln; er nimmt ihnen einfach den Thon aus der Hand, mit dem sie Nichts anzufangen
15 wissen, und der Thon gehört so lange der Welt, als ihm der Genius seinen Stempel nicht aufgedrückt hat. Der Herr Professor meint freilich, der Jude Barabas (im Juden von Malta) erinnere an den Juden Shylock und der Marlow'sche Vers;

„Doch halt! Was für ein Stern scheint dort im Osten,
20 Wenn Abigail, der Leitstern meines Lebens!"

müsse jedem die berühmte Stelle aus Romeo und Julia:

„Doch still, was für ein Licht scheint dort durch's Fenster?
Es ist der Ost und Julia ist die Sonne!"

in's Gedächtniß rufen. Auch hat er im Sinne des Lessing'schen
25 Patriarchen recht, denn „Jud ist Jud", aber gewiß in keinem anderen, und was die incriminirten Verse anlangt, so könnten „Ach und Oh", die ja wohl auch bei Beiden vorkommen, eben so gut für Marlow'sches Privateigenthum erklärt werden. Wer solche Posten mit ansetzt, der kann die Rechnung allerdings in
30 die Höhe treiben, wer aber das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden versteht, dem beweisen sie bloß, daß Shakespeare, wie alle wahrhaft tiefen Geister, in Komma und Punct und in Dingen, die kaum über die Umgangsphrasen hinausgehen, nicht

originell sein wollte. Doch, ich lasse mich weiter ein, als ich nöthig habe; wo in aller Welt, außer in dem Kopf des Herrn Professors, wäre es mir denn begegnet, dem Genius seine Fundamentaleigenschaft abzusprechen? Es ist ja gerade sein Privilegium, daß er Nichts umsonst berührt, daß er von Allem 5 lernt. Man soll nur gehörig Buch führen und den Anregungen, die er empfängt, die Producte, die er dafür liefert, gegenüberstellen; dann wird man ein unendlich Kleines auf der einen Seite, ein unendlich Großes auf der anderen erblicken und sich nicht mehr mit einem geistreichen älteren Schriftsteller unserer 10 Literatur bei der Lectüre des Horaz nach seinem Umgang mit Augustus und Mäcenas sehnen, um die schuldige Reverenz zwischen dem Dichter und seinen erlauchten Zechgenossen zu theilen, denn man wird erkennen, daß es sich hier nicht um die methodische Einkleidung eines erborgten Gehalts in Reim und 15 Rhythmus handelt, sondern um denselben Proceß, der das rohe Element in Pflanzen, Blumen, und Thiere umschafft. Was z. B. Shakespeare und seine sog. Quellen anlangt, so wird doch ohne Zweifel jedem aesthetisch Gebildeten, wenn er an das Verhältniß denkt, die Mühle einfallen, von welcher der Sohn des 20 Lügners in dem Goldoni'schen Lustspiel erzählt; Hörner, Hufen und Klauen werden hineingeworfen, und Hirsche, Rehe und Pferde springen davon. Hier wäre in Bezug auf alte und neue Fragen sehr viel zu sagen, aber ich komme des Weges wohl noch einmal mit dem Herrn Professor, da er, wenn er auf 25 meine Entwicklungen auch wieder nicht das „geringste Gewicht" legen sollte, doch hoffentlich nicht auch Lessing alle Höflichkeit verweigern wird, und ich darf mir das Weitere bis dahin ersparen. Denn ich habe in meiner Kritik nur untersucht und nur zu untersuchen gehabt, wie viel Shakespeares Zeitgenossen 30 von ihm gelernt haben; nicht aber, wie weit er ihnen verschuldet ist. Zu dieser Untersuchung war ich, wie Jeder, der in Sachen des Dramas mitzureden hat, durch den Herrn

Professor selbst gezwungen; er wollte ja die jungen Dramatiker zu den Zeitgenossen in die Schule schicken, anstatt zu dem Altmeister selbst, dem Schiller und Goethe ihre Erziehung verdanken, und ein Lehrerwechsel von solcher Bedeutung ist keine 5 Kleinigkeit. Ich hielt mich bei meiner Untersuchung streng an die Richtschnur, die er selbst mir in die Hand gab; er behauptete, dies Mal im schönsten Einklang mit Aristoteles, daß bei dramatischen Werken der Organismus die Hauptsache sei, und ich zerlegte den Organismus. Ich führte die Untersuchung um 10 keinen Schritt weiter, als es nöthig war; ich brach sie bei einem höchst interessanten Punct ab, weil ich bewiesen hatte oder doch bewiesen zu haben glaubte, was zu beweisen stand. Worüber hat der Herr Professor sich also zu beschweren? Er findet meine Abhandlung lang. Das muß ich einräumen, eine 15 gründliche Section nimmt Zeit weg, wie Tieck, Börne u. s. w. zeigen, und mit dem Schlächterbeil, dessen er sich in seinen sogenannten Reproductionen bedient, wird man rascher fertig, als mit dem Messer, zerstört aber auch die Gefäße, die man bloßlegen soll. Er nennt sie wunderlich. Das wird sie sein, wenn 20 er ihr Resultat widerlegen kann. Er erlaubt sich sogar, zwar nicht in directer Anwendung auf mich, aber doch in sehr zweideutigem Ton, von „althergebrachten Phrasen, die mit wichtiger Miene wiederholt würden!" zu sprechen. Kennt er solche Phrasen? Ich will ihm der Vergleichung wegen eine hersetzen; 25 sie ist Selbst-Erzeugniß, aber nicht das meinige, sondern das seinige. „Shakespeare — lautet die oben ausgelassene Stelle in seiner Vorrede zum ersten Bande — ist in keinem Stück von seinen Vorgängern und Zeitgenossen erreicht. Kein anderer Dichter kommt ihm gleich an sittlicher Hoheit, Kraft der 30 Characteristik, Reichthum der Gedanken, Umfang und Klarheit des Blicks, der im Besonderen zugleich das Allgemeine und Ewige sieht." Bis hieher klingelt sie nicht einmal, sondern schnarrt bloß im langweiligen Nasenton ab, was tausend Mal gesagt ist

und nicht ein einziges Mal hätte gesagt werden sollen. Aber nun wird die Glocke angehängt. „Man könnte von ihm behaupten — geht es fort — um die Macht seines Genius zu veranschaulichen, daß, wenn seine Helden weiter Nichts gethan hätten, als das aus ihrem eigenen Geist geschöpft, was er sie sagen 5 läßt, dieß allein genügen würde, sie groß zu machen." Alle Wetter! Macbeth und Richard wären dann eines natürlichen Todes gestorben, das ist gewiß, und Desdemona hätte ihren Mohren vielleicht gar überlebt. Im Ernst, mit wichtigerer Miene ist eine Verkehrtheit handgreiflicherer Art wohl noch nie 10 vorgetragen worden. Die dramatischen Reden haben nur so weit Werth, als sie das nothwendige Product, die klingenden Seelen der Organismen sind, und der größte Tiefsinn wird dramatisch zur größten Abgeschmacktheit, wenn er für sich allein Etwas gelten will. Thäten es die Worte ohne die bedingende 15 Wurzel im Gehirn und im Herzen, so brauchte man einen Bauer bloß Kants Kritik der reinen Vernunft memoriren zu lassen und hätte einen Philosophen geschaffen. Das ist eine Phrase, und wenn der Herr Professor mir in meiner Kritik eine ähnliche aufzeigen kann, so will ich zur Strafe statt der zehn 20 Gebote, die man den Kindern aufgiebt, wenn sie Etwas verbrachen, den „Demetrius" und die „Brautfahrt des Königs Autharis" auswendig lernen. Wir haben darin aber offenbar auch schon ein Prachtstück seiner Theorie vor uns, eben der Theorie, die ich aus Schonung stillschweigend passiren ließ. 25 Wickeln wir den Knäuel denn gleich vollständig ab. Der Herr Professor weiß sehr wohl, warum er die jungen Dramatiker an die Zeitgenossen Shakespears und nicht an ihn selbst adressirt; man lernt nach seiner Versicherung nur vom Talent, nicht vom Genie. Das ist nun wieder neu, und so neu, daß einem die 30 Augen übergeh'n könnten. Aber das Umgekehrte ist leider wahr. Das Genie spricht das allgemeine Gesetz aus, denn es repräsentirt die Gattung; das Talent nur ein besonderes, denn es

repräsentirt bloß ein Individuum. Dem Genie kann man nun freilich das Genie nicht abkuken, so wenig, wie der Schönheit die Schönheit, aber wahrlich auch nicht dem Talent das Talent, denn von der Inspiration leben sie alle Beide, und es handelt
5 sich nur darum, ob ihnen im erhöhten Zustande das Ganze der Welt phosphorescirt oder nur ein Theil. Doch die ganze Wissenschaft der Kunst ist aus den Schöpfungen des Genies abstrahirt, und was sich aus denen des Talents ableiten läßt, verhält sich dagegen, wie zur allgemeinen Gesundheitsregel die
10 diätetische Vorschrift im einzelnen Fall, oder um ein nahe liegendes und entscheidendes Beispiel zu wählen, wie zu der Aesthetik von Solger die von Jean Paul, die man mit vollkommenem Recht eine Sammlung von Recepten zur Abfassung Jean Paul'scher Romane genannt hat. Darum erklärte Lessing, wie
15 der Herr Professor selbst anführt, den Shakespeare, nicht den Marlow oder den Webster, für die camera obscura des Dramatikers, und er wird es bleiben, vorausgesetzt, daß man auf Kunstwerke und nicht auf Kunststücke ausgeht.

Endlich muß ich mich aber auch noch gegen den albernen
20 Schluß verwahren, als ob ich den Zeitgenossen dadurch alles Verdienst und alle Bedeutung abgesprochen hätte, weil ich bewies, daß sie von Shakespeare nicht so viel gelernt haben, um ihn vertreten zu können. Ob man die Dichter, wie der Herr Verfasser thut, in große und größte eintheilen darf, wie die
25 königl. preußischen Geheimräthe in nominelle und wirkliche, weiß ich nicht und kümmere mich auch nicht darum, denn ich fühle mich nicht versucht, literairische Würden, Titel und Orden zu verleihen. Aber ich verglich Shakespeares Zeitgenossen mit Lenz und Klinger, ich ließ sie gipfeln in Byron; brauche
30 ich mehr zu sagen? Vielleicht sollte ich auch noch ausdrücklich versichern, daß ich der Shakespeare-Literatur nicht abhold bin, weil ich der Plusmacherei entgegentrete. Ich will statt dessen die Aufmerksamkeit des Lesers auf einen der schätzbarsten Bei-

träge hinlenken, womit sie seit langer Zeit bereichert worden ist. Es sind das die tiefsinnigen und höchst eigenthümlichen Untersuchungen Storffrichs über den Hamlet.

Dritter Artikel.

Ich habe nachgewiesen, daß ich Shakespeare nicht darum 5 die Eltern absprach, weil ich behauptete und nach Kräften darzuthun suchte, daß er keine Brüder oder auch nur Halbbrüder habe, die ihm in „Gang, Gesicht und Geberde" ähnlich seien. Ich habe gleichfalls nachgewiesen, daß ich mich keines anderen Maaßstabs bediente, als dessen, den der Herausgeber 10 selbst neben sein Werk für alle seine Beurtheiler hingelegt hat. Ich gehe daher ruhig weiter und knüpfe, als ob inzwischen gar Nichts vorgefallen wäre, an meinen ersten Artikel wieder an. Delius, der gewissenhafte und geistreiche Editor eines englischen Shakespeare in Deutschland, war Tycho Mommsen für die Kritik 15 seines großartigen, auf dem umfassendsten Quellenstudium beruhenden und nicht auf feuilletonartige Verwerthung unverdauter Lesefrüchte berechneten Unternehmens sehr dankbar, wiewohl sie sich von einem Rauchopfer merklich unterschied. Er zog, als sie ihm vor Augen kam, keine Jupitermiene, er schüttelte nicht die 20 ambrosischen Locken oder das Surrogat, was der Friseur zu liefern pflegt, wenn sie fehlen, er sagte nicht zu seinem Gegner: Du bist ein schlechter Fechter, aber ein guter Tänzer, und gab ihm, statt den Degen mit ihm zu kreuzen, von hinten, wie ein russischer Großfürst, einen Schlag mit der Scheide auf den 25 Rücken. Er las sie und widerlegte sie, wo er konnte, erkannte sie dankbar an und richtete sich nach ihr, wo er mußte. Mir ist es nicht so gut geworden, obgleich die Berichtigung aesthetischer Grundbegriffe eben so hoch anzuschlagen sein dürfte, als die Herstellung zweifelhafter Lese-Arten, aber ich habe die erfreu- 30 lichsten Beweise in Händen, daß das Publicum eine Selbstenthaltsamkeit vollkommen zu würdigen versteht, die Alles, was

sie seit Decennien über den „Homer des Dramas“ auf dem Herzen hat, in der bescheidenen Form einer Recension vorbringt, ohne eine Reihe von überflüssigen Bänden, die sich ja unendlich leicht aufschwellen lassen, wenn man nur stopfen mag, damit zu
5 würzen. Ich darf mir also schmeicheln, nicht überall in den Wind zu reden.

Der zweite Band beschäftigt sich mit John Ford, der dritte bringt Proben von Lilly, Greene und Marlowe. Zunächst muß ich mich nun der Dichter gegen den Herausgeber annehmen.
10 Was ich über seine Reproductions-Methode denke, ist dem Leser schon bekannt, und so hart der Ausdruck auch klingt, den ich in Folge des von ihm gegen mich angeschlagenen Tons wählen mußte, so wahr ist es und so klar wird es sich im weiteren Verlauf zeigen, daß er sich der Axt anstatt des Messers bedient.
15 Sein schönes Uebersetzertalent hat er auch hier bewährt; er ist im besten Sinne des Wortes ein Mann mit sieben Zungen, der seine Vorgänger, selbst Tieck nicht immer ausgeschlossen, in den meisten Fällen übertrifft. Aber wie kann man glauben, die Einsicht in ein Drama dadurch zu vermitteln, daß man das
20 Scenarium mittheilt. Das ist dem Journalisten, der über die Erstlings-Vorstellung eines Stückes zu berichten hat, und auf den der Druckerjunge schon am Ausgange des Theaters mit Ungeduld wartet, ohne Widerrede gestattet; er thut genug, wenn er Kopf-, Brust- und Bauchhöhle mit dem ersten besten Instrument öffnet
25 und eine flüchtige Ansicht über den Befund abgiebt. Aber der Kritiker oder gar der Historiker, und es handelt sich ja um eine „Geschichte der altenglischen Bühne“, muß sich etwas mehr in Kosten setzen.

Es giebt eine alt-talmudische Sage, wornach der Magicus
30 jeden beliebigen Menschen erschlagen und zu Stücken zerhacken darf, wenn er die Theile nachher nur gleich in einen Topf thut und diesen für eine bestimmte Zeit, ohne sich auch nur um eine Secunde zu verzählen, an's Feuer schiebt, denn der Mensch

springt nach Ablauf der geheimnißvollen Frist frisch und gesund wieder aus dem Topf hervor, und in einer Gestalt, die seinem innersten Wesen auf's Treueste entspricht, und oft ganz anders, wie die frühere. Er kann dabei gewinnen, denn er kann mit einem Buckel hineingehen und ohne Buckel wieder herauskommen, 5 wenn die Natur ihm den lächerlichen Appendix ohne Grund angehängt hat; er kann dabei auch verlieren, denn wenn er voll von Tücken und Ränken steckt, kann ihm anstatt des verscherzten geraden Rückens der krumme des Gezeichneten aufgeladen werden, den der Volksmund so unhöflich commentirt. 10 Immer aber hat die Welt einen Vortheil davon, denn sie weiß fortan, wofür sie ihn halten und was sie von ihm erwarten muß. Diesem Magicus nun soll der Kunstrichter gleichen; er darf nur tödten, um wieder zu beleben. Ihm fällt es nicht zur Last, wenn die Metamorphose zum Schaden des 15 Dichters ausschlägt, er kann nicht dafür, wenn der tragische Held sich in einen Affen verwandelt und der Bajazzo in einen Leichenbitter. Immer jedoch muß er sich dem Kunstwerk gegenüber, selbst wenn es schwach und mißlungen wäre, als Künstler erweisen, der mit der einen Hand zwar auftrennt, aber mit der 20 andern den rohen Stoff auch gleich wieder verwebt. Welche Meisterstücke hat Lessing geliefert, als er Corneille und Voltaire zergliederte; wo giebt es komische Novellen, die sich mit Tiecks Analysen des Oehlenschläger'schen Correggio und des Houwaldschen Leuchtthurms vergleichen ließen, und welchen Genuß ge- 25 währt, um doch auch aus dem positiven Gebiet Etwas anzuführen, eine Rötscher'sche Abhandlung über ein Shakespeare'sches Werk! Wer das aber nicht vermag, der soll ganz davon bleiben, denn das Decomponiren beruht auf denselben Gesetzen, wie das Componiren, wenn das eine auch ein bewußter Act des Ver- 30 standes ist, das andere ein unbewußter der Phantasie, und es ist gar kein Wunder, daß gerade Goethe, der große Dichter, nicht aber irgend ein Philosoph, durch seine Entwicklung des

Hamlet für die ganze Shakespeare-Kritik epochemachend wurde. Dagegen halte man nun das Verfahren des Herausgebers! Er zerstückelt die Organismen freilich, wie der Talmud'sche Magicus, und noch ärger; nicht bloß die Acte, auch die einzelnen Scenen werden aus einander gerissen, so daß es kaum in der Fleischbank grauslicher hergehen kann, aber wo ist der Topf und wo das Feuer? Allerdings ist es eine schwere Arbeit, ein Drama wochenlang in allen seinen Teilen zu durchdenken, die Atmosphäre, in der es sich bewegt, abzugränzen, die Instanz, unter die es seiner Natur nach fällt, zu ermitteln, damit nicht plumper Realismus gesucht werde, wo das ideale oder gar das phantastische Moment vorherrscht und umgekehrt, die so unendlich wichtigen unausgesprochenen Motive, die unmittelbar aus den Characteren resultiren, wie die ausgesprochenen aus ihren Interessen, bis zur Wurzel aufzugraben, und alle diese mühsam gewonnenen Elemente auf den Mittelpunct, auf den der Dichter sie bezogen wissen will, zurückzuführen, sei dieses nun eine gemeine Stecknadel, die er willkürlich dafür erklärt hat, um seine verworrenen Fäden nur überall befestigen zu können, oder sei es in Wahrheit einer der ewigen Pole, um die sich das menschliche Handeln und Leiden in bestimmten Kreisen wirklich dreht. Ein Scenarium dagegen ist leicht zusammengeschrieben, es verhält sich aber auch zur eigentlichen Aufgabe, wie das Häckselschneiden zum Garbenbinden, und giebt ein Bild vom Gedicht, wie der fliegende Häckerling vom Aehrenfeld. Durch den Herausgeber lernt man die altenglischen Dichter also nur so weit kennen, als er ganze Stücke von ihnen übersetzt; seine Reproductionen stehen nicht viel höher, wie die weitgestrickten Programme zu Balleten und Pantomimen, die auch ziemlich getreu angeben, welche Person eben auftritt und wozu sie kommt, und sich im übrigen wenig darum kümmern, ob der Ring zusammengeht oder nicht. Man vergleiche sie mit den Mustern von Lessing, Tieck, Rötscher, Börne u. a.

Der zweite Band bringt vollständig die „Hexe von Edmonton“, an der Rowley und Dekker mitgearbeitet haben; dagegen wird „Perkin Warbek“, aus dem nur Fragmente mitgetheilt werden, für das beste Werk von Ford erklärt. Warum wurde denn gerade dieser verstümmelt, um jener, die dem Dichter 5 nicht einmal ganz angehört, Platz zu machen? Man sollte doch denken, daß das Beste den Vorrang verdiene. Ich stelle mit den Engländern das „Gebrochene Herz“ über Beide, denn die Hexe von Edmonton ist zu bunt zusammengewürfelt, obgleich der Character der Susanna, des himmlisch milden Weibes mit ihrer 10 stillen Resignation in voller Jugendblüte, hohen Preises würdig ist, und Perkin Warbek war über Ford, wie unter Schiller; der Eine konnte das Thema nicht bewältigen, und der Andere ließ es, nachdem er Jahre lang damit gespielt hatte, wieder fallen, um es gegen das verwandte, aber unendlich viel tiefere des De- 15 metrius zu vertauschen. Von Shakespeare hat der Dichter freilich nicht mehr gelernt, wie Webster, nämlich gar Nichts; auch er legt alles Gewicht auf's Detail, und davon macht das „Gebrochene Herz“ natürlich keine Ausnahme, denn kein Kind kann seinen Vater verläugnen. Aber das Stück ist, trotz seiner Seltsamkeiten 20 und Unmöglichkeiten, trotz der lächerlichen Verkleidung des Orgilus, die an die ähnliche des Schiller'schen Hermann in den Räubern erinnert, und trotz des geheimnißvollen Stuhls, der die Niedersitzenden fesselt und wehrlos macht, reich an erschütternden Situationen, und es genügt namentlich dem dramatischen Gesetze 25 der Steigerung bis zum Schluß in einem an Shakespeares Zeitgenossen ganz ungewöhnlichen Grade, auch ist es verhältnißmäßig sittlich rein, und die viel bewunderte unheimliche Tanzscene der Kalantha, deren starrer Trotz sich später so schön im Tode löst, verdient in vollem Maaße ihren Ruhm. Wie der Heraus- 30 geber es liefert, kann es freilich keinen Eindruck machen; seine Methode ist geradezu paralysirend. „Ithocles zeigt sich dem Armostes ganz umgewandelt. Er weicht neugierigen Fragen aus,

bekennt aber reuig, dem Orgilus und besonders seiner eigenen Schwester Penthea großes Unrecht zugefügt zu haben. (Zu ihm kommen Kalantha, geführt von Nearchus, Amelus, Christalla, Philema.) Nearchus bittet Kalantha, ihm ihren Ring zu schenken
5 als Zeichen ihrer Gunst. Sie sträubt sich dagegen unter allerlei Ausflüchten, und wie er ihr den Ring vom Finger abstreifen will, wirft sie das Kleinod vor Ithocles Füße, der es schnell aufnimmt. Ithocles will ihr knieend den Ring wieder überreichen allein sie sagt freundlich, da er ihn gefunden habe, möge er ihn
10 auch behalten. Er sei des Fundes werth. Nearchus macht Einwendungen, aber sie läßt sich dadurch nicht irren. (Nearchus, Kalantha, Christalla und Philema ab.) Ithocles zwingt den Amelus, ebenfalls das Gemach zu verlassen." So beginnt, um doch eine Probe zu geben, der vierte Act; darauf kommt der
15 Dichter zu Wort, um gleich wieder durch ein eben so nüchternes, aller characterisirenden Züge, ja sogar aller spiegelnden Adjective entbehrendes Referat unterbrochen zu werden. Erst ein Stück Programm, dann einige Tacte wirklicher Musik, dann die Fortsetzung des Programms; denkt euch gefälligst hier die Geige und
20 dort die Flöte hinzu! Es ist um das „Gebrochene Herz" besonders Schade, da John Ford sich in diesem Drama von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt, ich muß daher auf die alte Uebersetzung verweisen.

Was der Band noch sonst enthält, zeugt, wie bei Webster,
25 von einer inneren Verwilderung und einem Mangel an sittlichem Regime, welche man nicht auf eine Zeit schieben zu suchen muß, die doch auch den Shakespeare und neben ihm den Baco hervorbrachte, oder gar auf das „naive Publicum," das uns weiter unten bei Gelegenheit Marlows noch näher beschäftigen wird.
30 So z. B. behandelt das Stück, das der Herausgeber unter dem Titel: „Giovanni und Arabella" mittheilt, die gräuelvolle, von Zeit zu Zeit immer wieder auftauchende Geschichte, die schon im Hause Davids, des Mannes nach dem Herzen Gottes, spielt.

Auch Calderon, der streng orthodoxe Katholik, ist nicht spröde daran vorbeigegangen, als er sie auf seinem Wege fand, aber wie hat er sich damit abgefunden! Juda verfolgt seine Schwester Thamar, wie Giovanni die Arabella, bis sie ihm erliegt; dann aber verwandelt sich seine glühende Liebe in einen noch glühenderen Haß, seine unwiderstehliche Begier in den heftigsten Abscheu, und dadurch sind wir mit einem Ruck in eine psychologische Region versetzt, die der physiologischen der Kalk-Verschlinger und Raupen-Esser genau entspricht und die nur noch das Gefühl des von Staunen und Grauen gedämpften Widerwillens, nicht aber das der Empörung in uns aufkommen läßt. Giovanni und Arabella dagegen durchschwelgen ihre Sünde, so lange der Widerstand der Welt es nur irgend gestattet, und nicht, wie edle Verbrecher, die nun einmal in Folge eines furchtbaren Verhängnisses nicht anders können, die aber selbst im Rausch die Schauer des Todes und das Entsetzen vor sich selbst nicht loswerden, sondern wie kluge Menschen, die über alle Vorurtheile hinaus sind, die sich (man sehe die scheußliche zweite Scene des dritten Actes) in ekelhaften Späßen und Zweideutigkeiten gefallen, und die nicht aus einem endlich ausbrechenden sittlichen Zwiespalt in der eigenen Brust, sondern an den äußeren Folgen einer entdeckten Schwangerschaft zu Grunde gehen. Der Contrast kann nicht größer sein und ist typisch; Calderon berührt das unreine Element nur widerstrebend mit den äußersten Fingerspitzen, weil sein Zweck ihn dazu nöthigt, und wäscht sich dann über den ganzen Leib, Ford wühlt sich mit Behagen hinein, so weit er kann, und legt sich schlafen. Ich gehe nicht tiefer ein und lasse sogar die Katastrophe, die darin besteht, daß Giovanni Arabella ersticht, um den bestellten Mördern zuvorzukommen, und ihr dann, ohne wahnsinnig geworden zu sein, das Herz aus dem Leibe schneidet und es auf einem Dolch vor sich herträgt, stillschweigend passiren, bin aber jeder Zeit erbötig, die Section nachzuliefern, wenn es verlangt werden sollte. Trauerspiele, wie

dieses Ford'sche, oder wie Websters Herzogin von Amalfi, verhalten sich zum Shakespeare und zum Schönen überhaupt, wie der neue Pitaval zum neuen Testament und zur Tugendlehre.

Der dritte Band giebt Proben von Lilly, Greene und 5 Marlowe. An Lilly und seinen Hofkomödien gehen wir vorüber; er hat eine genügende Entschuldigung dafür, daß er von Shakespeare Nichts gelernt hat, denn er hat ihn nicht gekannt, da er Einer seiner Vorgänger war, obgleich er hier plötzlich, wie ein Gespenst, unter den Zeitgenossen erscheint. Zur Ehre des 10 Herausgebers nur die Bemerkung, daß er Lillys Stücke besser und zusammenhängender erzählt, wie die frühern; bei ihrer großen Dürftigkeit war es freilich auch leichter. Robert Greene wird in seinen beiden vorzüglichsten Arbeiten, im „Pater Baco" und im „Flurschützen von Wakefield" vorgeführt; 15 Beide sind aber auch längst in Deutschland eingebürgert. Bei dem Pater Baco begegnet dem Herausgeber eine Unbegreiflichkeit sondergleichen. Die fabelhafte Sage von dem ehernen Kopf des gelehrten alten Mönchs, der für alle Zeiten zum ersten und letzten Male zu sprechen anfängt, ohne daß Einer auf ihn 20 achtet und ihm Fragen vorlegt, gehört zu den wunderbarsten und tiefsinnigsten Erfindungen der menschlichen Phantasie. Sie bildet den Mitttelpunct des Dramas, ist zwar ganz roh und unverarbeitet hineingestellt, wirkt aber dennoch wie eines der geflügelten Rosse von Ninive im assyrischen Museum zu Paris, 25 die nicht mehr an die Hand des Bildners mahnen, sondern unmittelbar, wie das erste Glied einer ganz neuen Schöpfungskette, aus dem Kern des Erdballs emporgestiegen scheinen. Darüber sagt der Herausgeber: „Zwischen diese spannend angelegten und reizend durchgeführten Liebesgeschichten (wie sie tausend Mal 30 vorkommen, erlaube ich mir hinzuzufügen) spielen nun allerlei wunderbare Zauberkünste hindurch, wie das so im Geschmacke der Zeit lag." Das klingt doch nicht viel anders für einen Aesthetiker, als wenn ein Anthropolog den Menschen als ein

Wesen schilderte, das aus Hut, Rock und Beinkleid und nebenbei aus Kopf, Rumpf und Gliedmaßen zusammengesetzt sei. Was sonst noch von Greene mitgetheilt wird, ist unbedeutend, also überflüssig. Der „rasende Roland" giebt jedoch der modernen Schauspielkunst ein Räthsel auf, was ich ihr nicht 5 unterschlagen will, weil sich hier oder dort vielleicht ein leidenschaftlicher Regisseur mit Vergnügen an der Lösung versucht. Der Held reißt nämlich einem Diener im Wahnsinn eines seiner Beine aus, und es fragt sich, wie das auf der „realen" Bühne zu machen wäre. Vom „Spiegel für London und England" 10 bemerkt der Herausgeber selbst, daß dies Drama Nichts, als ein moralisirendes Tendenzstück sei, eine Kapuziner-Predigt mit vertheilten Rollen. Warum bringt er es denn? Greene gehört doch wahrlich nicht zu den Dichtern, die verdienen, daß man sie durch alle ihre Entwickelungsstufen geleitet und begleitet. 15

Anders, ganz anders steht es mit Christoph Marlowe, und nicht bloß deswegen, weil er ein stumpfer Kegel ist, dem bei seinem frühen Tode die Spitze fehlt. Marlowe kommt zwar nicht Shakespeare, denn mit dem ist er nur scheinbar verwandt, wohl aber Byron, den ich in meinem ersten Artikel als den letzten 20 und mächtigsten Ausläufer dieser ganzen dunklen Reihe von dämonischen Nachtgeistern bezeichnet und characterisirt habe, bei weitem am nächsten, und hat nicht bloß gedichtet, sondern leider auch, so gut die Verhältnisse es gestatten wollten, geras't und gelebt, wie er. Mit Marlowe treten wir, was wenigstens sein 25 Hauptwerk anlangt, in eine aesthetisch reinere Sphäre ein, in diejenige, wo die Einzelschönheit, die drastische Situation, der geniale Zug, nicht mehr ihrer selbst wegen gebracht, und wo die funkelnde Perle in künstlerischer Weisheit ruhig mit der grauen Erbse vertauscht wird, wenn jene stören könnte und diese genügt. 30 Die sittlichen Schwaden dagegen wollen noch nicht sinken, und da wir das bei einem so bedeutenden, fest in sich selbst gegründeten Geist nicht auf äußere Einflüsse zurückführen dürfen, so sei eine

allgemeine Bemerkung über den Gegenstand erlaubt, wenn sie auch, wie ich dem Herausgeber bereitwillig einräume, über das gewöhnliche Geschäft des literairischen Marktrufers ein wenig hinausgeht, was ihn vielleicht verdrießt. Man hat die Ausschweifungen
5 der späteren Lustspieldichter, der Wycherley, Congreve, Farquhar u. s. w. immer ausschließlich auf Rechnung der Restauration und Karls des Zweiten gesetzt. Mir scheint, mit Unrecht; sie strömten größtentheils aus derselben Ader, die sich schon sehr reichlich, wenn auch in anderer Form, bei Ford, Webster, Marlowe u. s. w.
10 ergoß, und die in neuester Zeit wieder auch Shelleys Cenci, dieses merkwürdigste dramatische Product des modernen England, mit Blut und Koth versehen hat. Ich mögte die ganze Erscheinung, der wir wohl nicht bloß in der Literatur begegnen, aus dem heuchlerischen Puritanismus mit seiner strengen Sonn-
15 tagsfeier und seinen zügellosen sechs blauen Montagen erklären, aus diesem plumpen Mischmasch von Jerusalem und Babylon, worin die Nation sich gefällt, und sie die zweite englische Krankheit nennen; sie erinnert an die maaßlosen Unfläthereien jener Wahnsinnigen, die trotz ihrer verdorbenen Phantasie prüde und
20 überzüchtig thaten, so lange sie bei Vernunft waren, und hat den nämlichen Grund.

Von Marlowe bringt der Herausgeber den Tamerlan, den Juden von Malta und Eduard den Zweiten, sammt einigen ganz untergeordneten Piecen, im Auszuge, den Doctor Faust
25 vollständig; der Jude von Malta, Eduard der Zweite und Doctor Faust sind längst durch gute Uebersetzungen in Deutschland bekannt. Von dem Juden von Malta meint der Herausgeber, er sei in seiner ersten Hälfte ein wahres Meisterstück; ich lasse das, wenigstens einstweilen, dahin gestellt und will nur in Er-
30 innerung bringen, daß nicht bloß das bekannte Shakespeare'sche Werk den Titel: „Ende gut, Alles gut" an der Stirn trägt, sondern, daß er, wie ein Motto, auf jedes Drama paßt und jedes richtet. Eduard den Zweiten rechnet er im Widerspruch

mit den entscheidendsten Stimmen der englischen und der deutschen Kritik zu Marlowes schwächeren Stücken: mit demselben Recht, womit auch Goethes „Iphigenia“ und Schillers „Wallenstein“ bei ihrem ersten Erscheinen von den Verehrern des „Götz“ und der „Räuber“ so genannt wurden, denn in der Läuterung der 5 Producte erblicken die Meisten Ermattung des Talents. Er ist weitaus sein bestes und der einzige entscheidende Beweis seiner Entwicklungsfähigkeit; den Herausgeber hat bei diesem Urtheil wahrscheinlich seine feine Unterscheidung zwischen der „eigenthümlichsten und der reinsten“ Schöpfung eines Dichters 10 bestimmt, die ihn auch bewog, Websters „Herzogin von Amalfi“ der „Virginia“ vorzuziehen, und der ich in meinem ersten Artikel schon flüchtig meine Reverenz gemacht habe. Den „Doctor Faust“ stellt er, wie zu erwarten war, an die Spitze aller Marlowe'schen Dramen, kann aber auf einen „ausführlichen 15 Vergleich“ mit dem Goethe'schen nicht eingehen. Ich fühle mich zur Ausführlichkeit auch nicht versucht, obwohl ich mich dem Vergleich nicht ganz entziehen darf, da es noch immer Leute giebt, die Goethes Gedicht bald an das bunte Marlowe'sche Theaterstück, bald sogar an Calderons hohlen wunderthätigen 20 Magus anknüpfen möchten, statt ihn aus Shakespeares „Hamlet“ abzuleiten. In diesem wurzelt er allerdings, die Grundstimmung ist die nämliche, wenn sie auch bei „Hamlet“ aus dem Schauder vor der Schlechtigkeit der Welt entspringt und bei Faust aus der Angst vor ihrer Nichtigkeit, und selbst die liebreizende 25 Ophelia, über deren Virginität wohl noch mancher possirliche Kampf unter Commentatoren und Kritikern entbrennen wird, ist wenigstens geistig einmal in die Wochen gekommen und kann das deutsche Gretchen nicht als Tochter verläugnen. Was Goethe dagegen mit Marlowe zu schaffen haben sollte, ist schwer 30 zu sagen. Der Engländer Lewes characterisirt das Marlowe'sche Drama sehr hart. „Doctor Faustus — sagt er — hat viele glänzende Stellen, doch im Ganzen ist es ein ermüdendes, sehr

gewöhnliches und schlecht angelegtes Stück. Die niedrigste Possenreißerei ohne jeden Witz nimmt einen großen Theil der Scenen ein, und die ernsten Parthien ermangeln der dramatischen Entwicklung. Kein Character ist gut gezeichnet u. s. w." Ganz mögte ich mich ihm nicht anschließen, aber im Hauptpunct hat er recht. Marlowe hatte nicht die leiseste Ahnung von dem Problem, was zu lösen war, und deshalb, nicht aber etwa, weil sein Publicum „andere Forderungen an ihn stellte und sich für psychologische Vorgänge und Wandlungen nicht interessirte", kam er nicht weiter. Der Herausgeber bemerkt, der englische Faust werde im Gegensatz zu dem deutschen weniger aus Durst nach höherer Erkenntniß, als aus Begierde nach Macht zu dem Bündniß mit der Hölle getrieben. Das ist sehr richtig, aber darin liegt's auch eben, daß der tiefsinnige Mythos sich in ein ordinaires Hexenmeister-Abentheuer umsetzt. Vom Teufel darf der Mensch nur das annehmen, was allein durch den Teufel zu erlangen ist; zu Herrschaft und Gewalt, zu Geld und Besitz führen viele Wege, zur Erkenntniß des Guten und Bösen nur der eine, den die Schlange zeigt. Wer diesen einschlägt und unerschrocken bis zu Ende wandelt, der erreicht sein Ziel und wird auch wieder frei von ihr, denn er findet das Mittel in sich selbst, ihr den Kopf zu zertreten; wer sich aber für Dinge verkauft, die er durch eigene Kraft erringen, oder die der Zufall ihm bringen kann, dem wird mit Recht der Hals umgedreht, und er ist zeitlich und ewiglich verloren, wenigstens aesthetisch. Darum hat Faust bei Goethe die Welt *hinter* sich, als er den Pact mit Mephistopheles schließt, und ruft aus:

„Werd' ich zum Augenblicke sagen:
Verweile doch, Du bist zu schön,
Dann magst Du mich in Fesseln schlagen,
Dann will ich gern zu Grunde geh'n!"

bei Marlowe aber hat er sie *vor* sich und sagt:

„— Schaff' mir ein Mädchen,
Die schönste Jungfrau in den deutschen Landen,
Denn ich bin von höchst üppiger Natur."

Ganz, wie zum Mythos selbst, verhält er sich auch zu den einzelnen genialen Zügen, die ihm aufblitzen. So ist es gewiß 5 eigenthümlich gedacht, daß dem Faust in seinem geritzten Arm das Blut stockt (gefriert, wie er sich ausdrückt), als er unterzeichnen soll, so daß er nicht kann. Aber Mephistopheles weiß auf der Stelle Rath, er holt ein Feuerbecken und bringt den störrigen rothen Saft dadurch wieder zum Fließen. Wenn es 10 so materiell hergehen sollte, wäre ein Pocal mit spanischem Wein, wie er in den altenglischen Stücken eine so große Rolle spielt, oder ein stolzes Weib mit Feuerkohlen unter den Augenwimpern immer noch vorzuziehen gewesen. Man sieht, ein „ausführlicher Vergleich" zwischen Marlowe und Goethe wäre eine Art von 15 Blasphemie gegen den letzteren. Goethe hat allerdings auf Manches zu hören und zu achten, namentlich auf den Einwand Franz von Baaders, daß das Böse noch viel tiefer gefaßt werden könne, als in seinem Mephistopheles geschieht, obgleich ich mit aller Ehrfurcht vor dem großen Denker glaube, daß diese 20 Tiefe, die ihm an sich unbedingt eingeräumt werden muß, einen höheren Gegensatz, wie Faust, verlangt und aesthetisch nur Christus gegenüber in der Versuchungs-Parabel zur Geltung kommen kann. Aber um Marlowe braucht er sich eben so wenig zu bekümmern, wie um Calderon. 25

Ungern verzichte ich auf die Zergliederung Eduards des Zweiten, aber der Raum ist beschränkt, und ich habe noch Manches zu sagen. Dem Urtheil des Herausgebers über Tamerlan den Großen stimme ich im Wesentlichen bei; es ist für einen Jüngling eine höchst merkwürdige Composition. Wollte 30 er nur nicht die Fehler des Gedichts und die Schwächen des Dichters auf das sogenannte naive Publicum des Jahrhunderts schieben! Aber das ist ein Cardinalpunct, bei dem ich leider

wieder verweilen muß. Wie denkt er sich denn dies „naive“ Publicum? Die Königin Elisabeth und ihr Nachfolger Jacob gingen in’s Theater; sollte also nicht ein guter Bruchtheil des „gebildeten“ mit darunter gewesen sein? Und wie stellt er sich
5 das „gebildete“ der späteren Zeiten, die uns’rige nicht ausgeschlossen, vor? Sollte sich nicht immer ein guter Bruchtheil des naiven mit darunter befunden haben, oder befinden? Ich dächte doch. Blieb daher dem Dichter etwas Anderes übrig, als entweder beide Gattungen von Publicum im Auge zu behalten
10 und Abend für Abend dem ewig wechselnden plus und minus gegenüber Mathematik zu treiben, oder sich um gar keine zu bekümmern, und ruhig der inneren Stimme zu folgen? Wahrscheinlich hat er das letztere gewählt, denn es gehört nicht viel dazu, um sich davon zu überzeugen, daß das dramatische Kunst-
15 werk unter allen Umständen das Schicksal eines türkischen Selam theilt: Tausende erfreuen sich an der Farbe und dem Geruch der Blumen, Hunderte bewundern den Strauß, und Einer enträthselt den Sinn, für diesen Einen ist er aber auch eben gewunden! Ich habe vor vielen Jahren einmal einen Muster-
20 Repräsentanten des naiven Publicums kennen gelernt, einen so vollwichtigen, daß ihn die Londoner Bärenhetzen nicht besser hätten erziehen können. Ein reisender Ungar setzte sich eines Abends in einer römischen Osteria zu mir und einigen befreundeten Künstlern und that nach den Paar Wechselreden, womit eine
25 Wirthshaus-Bekanntschaft angeknüpft wird, ohne weiteren Uebergang und ohne zu ahnen, daß sich „ein talentvoller, mit Recht hochgeachteter Dichter“ in der Gesellschaft befinde, gegen uns zu unserem größten Erstaunen den Ausspruch, daß er die „Theaterstückschreiber“ für die niederträchtigsten aller Menschen halte. Als
30 wir ihn, nachdem wir von der ersten Ueberraschung zurückgekommen waren, mit aller Höflichkeit um seine Gründe baten, erzählte er uns mit Entrüstung den Inhalt des Königs Lear, den er in Wien gesehen hatte, ohne sich den Titel zu merken

und den Verfasser zu kennen, und schloß in wahrer Berserker-wuth mit der Betheuerung, so nichtswürdige Frauenzimmer, wie diese Töchter des alten braven Mannes, gebe es nicht, der schlechte Kerl habe sie der Menschheit auf den Hals gelogen, und er sehne sich darnach, ihn zu treffen und ihn tüchtig dafür durchzuwalken. 5
Wir erblickten in dieser Scene einen der höchsten Triumphe des Dichterkönigs, und wahrscheinlich würde er selbst manchen zu seiner Verherrlichung geschriebenen vielbändigen Commentar dafür hingeben. Der Natursohn war offenbar getroffen, stark getroffen, stärker vielleicht als alle Gebildeten, die mit weißen Handschuhen 10
und Lorgnetten um ihn her saßen, zusammengenommen. Aber er hielt den electrischen Schlag für einen Stockstreich und hätte sich an dem Blitz gern durch eine Ohrfeige gerächt, und so wird das Verhältniß wohl ewig gewesen sein und wohl ewig bleiben.

Nun, zum Abschluß, noch eine Frage an den Herausgeber. 15
Glaubt er, daß Shakespeare eben diesen König Lear anders, etwa in der Manier, die der Schauspieler Schröder bei der ersten Inscenirung auf der deutschen Bühne nöthig fand, ausgeführt haben würde, wenn er gewußt hätte, daß das ganze nächste Decennium, ja Säculum hindurch im Theater auf tausend „Naive", 20
von der Art meines Ungarn, immer nur „Ein Gebildeter", wie der Lord Southhamton käme? Ja? Da kennt er die Autonomie des schöpferischen Gedankens und die tyrannische Gewalt, die ihm über den eigenen Erzeuger ohne Rücksicht auf dessen Wohl und Wehe verliehen ist, sehr schlecht und verwechselt den Creationsact 25
mit der Uhrmacherkunst; nicht einmal der Witz läßt sich ersticken. Nein? Dann zerfällt sein ganzes Raisonnement in Nichts. Er wird sich aber wohl zum Nein entschließen müssen, denn die Naivetät der **Dichter** soll doch gewiß nicht durch die Naivetät des **Publicums** aufgehoben werden, und man kann doch nicht 30
so naiv sein, daß man kaum weiß, worin man sich von der sprechenden Eselin Bileams unterscheidet, und zugleich so reflectirend und calculirend, daß man seine Athemzüge nach dem Perpendikel

der Stadtuhr abmißt und dem Herrn Nachbar, sammt der Frau Nachbarin, die Direction seines innersten Denkens und Empfindens überträgt, um nur ja ihr hohes Wohlgefallen nicht zu verfehlen.

Ich habe noch Vieles auf dem Herzen und leiste namentlich 5 sehr ungern auf die Characteristik des einzigen Zeitgenossen Shakespeares Verzicht, der wirklich Etwas von ihm gelernt hat und dessen der Herausgeber bis jetzt mit keiner Sylbe gedenkt. Aber ich breche ab, um meine Leser nicht zu ermüden und verspare mir das, so wie alles Uebrige, auf den vierten Artikel, 10 zu dem der vierte Band mir hoffentlich bald die Gelegenheit bieten wird. Nur eine vorläufige Bemerkung muß ich mir noch gestatten.

In dem Programm dieses Werkes wurden lauter neue Stücke versprochen, und zwar solche, welche die von Tieck, Baudissin, 15 Kannegießer, Bülow 2c. 2c. längst mitgetheilten an Vortrefflichkeit und Werth „mit wenigen Ausnahmen" weit überwiegen sollten, so daß man unwillkürlich an die Diamantenhöhle der Tausend und Einen Nacht mit ihrem „Sesam, öffne Dich" erinnert wurde, an der die Weisen des Morgenlandes ahnungslos vorüber- 20 zogen, und die Einer, der kein Weiser war, plötzlich durch einen Zufall entdeckte. Die vorliegenden drei Bände enthalten aber bereits sechs, wenn nicht sieben (über die Hexe von Edmonton bin ich im Zweifel) von jenen alten, nicht bloß dem Kenner, sondern jedem Gebildeten aus dem Publicum hinreichend be- 25 kannten Stücken, und sie werden der Mehrzahl nach vom Herausgeber selbst ausdrücklich als die vorzüglichsten hervorgehoben. Durch diese Thatsache dürfte mein im ersten Artikel auf die allerbescheidenste Weise vorgebrachter Zweifel, ob einem Manne, wie Tieck, denn wirklich das Beste entgangen sein könne, doch 30 wohl einigen Grund erhalten! Ich darf den von der nüchternen Realistenschule des Tages so hart geschmähten großen Dichter doch nennen und als Autorität citiren? Auch von Shakespeare hieß es in England einmal, daß „jeder Affe sich besser auf die

Natur verstehe und jeder Pavian mehr Geschmack besitze, wie er, und daß in dem Wiehern eines Pferdes mehr Verstand, in dem Murren eines Kettenhundes mehr lebendiger Ausdruck und Menschlichkeit zu finden sei, als in seinem tragischen Pathos."

---

113. [Notiz] 1861.

Das Gastspiel der k. k. Hofschauspielerin Frau Christine Hebbel aus Wien auf dem großherzogl. Hoftheater zu Weimar ist eben so glänzend ausgefallen, als es kurz war. Die Künstlerin trat in der „Maria Stuart" als Maria und in dem zweiten Theil der „Nibelungen-Trilogie" als Brunhild, in dem dritten, der „Rache", als Kriemhild auf. Der großherzogl. Hof zeichnete Frau Hebbel in jeder Weise aus. Der Großherzog erschien nach dem zweiten Act der „Rache" persönlich auf der Bühne und sprach ihr für ihre Leistung seinen Dank aus, und die Großherzogin empfing sie zweimal in längeren Audienzen. Das zweite Mal überreichte ihr die hohe Frau eigenhändig ein kostbares, zur Erinnerung an die gespielten drei Rollen mit drei echten Perlen geziertes Armband mit den Worten, daß sie es zu ihrem Andenken tragen möge.

---

114. „Die Juden und der deutsche Staat." 1861.

Vor bald zehn Jahren erschien in Augsburg eine kleine Broschüre, von einem „Deutschen", wie es auf dem Titel hieß, die sich die Aufgabe gesetzt hatte, einen Einblick in das „gefähr-

liche Treiben“ der „Judensippschaft“ zu eröffnen und dadurch Europa vom sicheren Untergange zu retten. „Israel infandum scelus audet, morte piandum“ lautete das Motto und auf kaum 27 Seiten wurden Themata abgehandelt, die ehemals
5 Folianten hervorgerufen hätten und die natürlich eine eben so bündige, als kurze Erledigung fanden. „Deutscher und Hebräer. Die Herrschaft der Juden über die Welt. Die Juden in Polen, Deutschland, Norwegen u. s. w. Zwei Sorten von Juden. Offene und geheime Juden. Judenverschwörung. Die Juden als zu-
10 künftiger Adel. Theater-Juden. Zeitungs-Juden. Parlaments-Juden. Frankfurt a. M., ein warnendes Beispiel für die ganze Christenheit“. Eine gewisse Unpartheilichkeit ließ sich dem Verfasser nicht absprechen; wenn seine Behauptungen auch nur wenig schmeichelhaft für das Volk Gottes waren, so stellte er doch
15 Zeugen für sich auf, die kein Jude verwerfen oder auch nur verdächtigen konnte, nämlich die sämmtlichen Propheten, die kleinen, wie die großen, und rief die Herren Laban, Jacob, Joseph, Onan, Ammon, Absalon u. s. w., so wie die Damen Rebecka, Thamar, Lot u. s. w. vor Gericht. Der Beweis wurde von dem kühnen
20 Ankläger auch vollständig geliefert, und es ergab sich das schauerliche Resultat, daß keine Todsünde existirt, deren die Nachkommen Abrahams nicht fähig wären und die sie nicht oft begangen hätten; sie haben, das steht nach ihren eigenen heiligen Schriften unzweifelhaft fest, die ganze S. a. l. i. g. i. a. mehr, als einmal
25 glänzend illustrirt. Sein Schluß oder vielmehr sein richterliches Erkenntniß, daß man dies verruchte Geschlecht von der Erde vertilgen oder doch wenigstens aus Europa und zum allerwenigsten aus Deutschland verjagen müsse, wenn nicht Alles darunter und darüber gehen solle, wäre daher wohl begründet gewesen und
30 hätte bei dem Pathos, womit es verkündet wurde, gewiß auch die Regierungen aus ihrem Schlummer geweckt, wenn er im Eifer nicht leider darzuthun vergessen hätte, daß Superbia, Avaritia, Luxuria, Ira, Gula, Invidia und Acedia bei den übrigen

Bewohnern des Planeten in gebührender Verachtung stehen und der Opfer entbehren. Aber darin war seine Leistung mangelhaft, und diesem Umstande haben es die Juden wahrscheinlich zu verdanken, daß der weltliche Arm sich bis jetzt nicht gegen sie erhob, und daß sie sich nicht auf der Flucht an ihren Millionen 5 zu Tode schleppen mußten, wie einst bei der eiligen Verabschiedung von Aegypten an den Gold- und Silbergeschirren. Eine vor kurzem erschienene Broschüre: „Die Juden und der deutsche Staat"*) nimmt die Sache wieder auf und stimmt in Geist und Gesinnung mit der früheren überein, wenn auch der Form 10 nach eine viel höhere Bildung aus ihr spricht und wenn sich auch nicht verkennen läßt, daß sich in ihr kein Calumniant oder ein Denunciant, wie sie nach dem Revolutionsjahr zu Tausenden aus dem Sumpfe hervorkrochen, sondern ein Mann von Character und Ueberzeugung äußert. Der Verfasser be- 15 dient sich derselben Methode, wie sein, wie soll ich sagen, schmutziger oder scheckiger Vorgänger, aber er citirt zu seinen Zwecken nicht den Jonas und Jeremias, er leitet die Zerstörung Jerusalems nicht aus den geheimen Sünden Israels ab und erzählt nicht eine scandalöse Anecdote aus dem Hause 20 Davids, wo man einen Beweis erwartet. Er bestrebt sich ein psychologisch-historisches Bild des Juden, wie es sich theils in den heiligen Urkunden, die von ihm selbst herrühren, unmittelbar reflectirt und wie es sich theils aus den Zeugnissen fremder Völker herstellen läßt, in möglichst scharfen Umrissen zu geben, 25 und seine Bemerkungen sind in der Regel eben so richtig und unpartheiisch, als die Schlüsse, die er aus ihnen zu ziehen sucht, falsch und ungerecht. Er hat es darin versehen, daß er den Juden nicht wieder in den Orientalen auflös'te und so auf die allgemeinen Naturbedingungen zurückführte, denen gegenüber 30 alle Zurechnung aufhört, weil ein unendlich weit höherer Calcul

*) Berlin und Posen, Nicolai'sche Buchhandlung.

beginnt; jedenfalls aber regt sein Büchlein eben so oft zum ernsten Nachdenken an, wie das Pamphlet seines Vorgängers zum Lachen, und auch dem Juden selbst wird es nicht schaden, wenn er sich, unbekümmert um einige Absurditäten und Ge-
5 hässigkeiten, wozu ich z. B. die Ableitung des Sabbaths nach Manetho zähle, gründlich damit beschäftigt.

115.

Walter Scotts Leben.*)

1862.

10 Walter Scott hat ein höchst eigenthümliches Schicksal gehabt. Er war Decennien lang der ausschließliche Liebling Europas, und jetzt schämt sich fast jede gebildete Köchin, mit einem Roman von ihm in der Hand betroffen zu werden. Man hat den Spieß, mit dem man Andere vertheidigt, geradezu umgedreht und gegen
15 ihn gekehrt. Wie wird mit der Popularität geprahlt, wenn es in Deutschland einmal gelingt, einen Roman über die zweite Auflage hinaus zu bringen; welche aesthetische Schlüsse werden aus einem solchen Factum, das doch immer eben so viel für den Scharfblick des Verlegers, wie für das Talent des Verfassers, be-
20 weis't, weil es eben so gut äußere, als innere, Gründe haben kann, abgeleitet! Mit welcher Sicherheit wird der goldene Stuhl neben Cervantes und Goethe bestiegen, und wie gnädig blickt man auf Fielding und Richardson, denen man allenfalls noch ein Plätzchen auf dem Fußschemel gönnt, hernieder, wie tief verachtet man
25 Spindler und Clauren, die doch auch einmal galten und lange genug. Bei Walter Scott soll die Popularität aber Nichts gelten, ja es soll gegen ihn zeugen, daß der Hofrath über einen neuen

---

*) Walter Scott. Ein Lebensbild. Aus englischen Quellen zusammengestellt von Dr. Felix Eberty. Zwei Theile. Breslau, Verlag von Eduard
30 Trewendt.

Roman von ihm die Sessionsstunde und der Bediente das Kleiderbürsten vergaß, der Präsident aber die ganze Sitzung. Man rümpft die Nase, und wenn man damit nicht auskommt, so wirft man ihm Trivialität und Ideen-Mangel vor. Er ist aber nicht trivial, sondern bloß einfach, wie alle wahre Größe, und es fehlt 5 ihm nicht an Ideen, sondern nur an Subtilitäten, denen er allerdings ängstlich aus dem Wege geht, weil die Kunst Nichts mit ihnen zu schaffen hat.*)

Nichts wäre mehr an der Zeit, als ein Lebens- und Characterbild dieses ganz außerordentlichen Mannes. Auch würde 10 ein Deutscher geeigneter sein, es zu liefern, als ein Engländer, Carlyle etwa ausgenommen; denn es handelt sich dabei vor allem um die aesthetische Würdigung, und diese hängt von der endlichen Feststellung einiger Grundbegriffe ab, die noch immer schwanken und die jenseits des Canals, wo man die National- 15 Oeconomie mit zur Philosophie rechnet, schwerlich zur Fixirung gelangen. Denn, um nur Eins zu berühren: was ist der historische Roman an sich und welche Bedeutung kommt ihm zu? Hat Goethe Recht, der vom Waverley an eine ganz neue Kunst datirte, oder Gervinus, der diese Zwitter-Gattung nicht bloß aus 20 der Geschichte, sondern auch aus der Literatur hinauswerfen mögte? Der Verfasser, der uns hier beschäftigt, Eberty, hat die Aufgabe nicht gelös't, er hat sie sich nicht einmal gesetzt, und da er dieß selbst in seiner Vorrede ehrlich und offen bekennt, so dürfen wir nicht mit ihm darüber hadern. Er hat eine Lebens- 25 geschichte geliefert, wie sie vor funfzig und mehren Jahren befriedigend gefunden wurden: dieß hat mein Held gethan, und dieß ist ihm widerfahren, nun bestimmt selbst, wohin Ihr ihn stellen

*) In England ist die Anziehungskraft der Scott'schen Werke noch stark genug, um die Eigenthümer derselben, A. und Ch. Black in Edin- 30 burg, zur Veranstaltung einer neuen äußerst billigen Ausgabe der „Waverly-Novels" zu veranlassen. Dieselbe wird 25 Bände, à 1 Schilling, umfassen, von denen der erste Band erschienen ist.

wollt! Wir können ihm aber nicht beitreten, wenn er meint, daß sein Zweck nicht eben so gut durch Uebersetzung der Lokhart'schen Memoiren zu erreichen gewesen wäre; im Gegentheil, wir hätten diesen Weg vorgezogen, auch ist eine solche ja, wenn auch mit 5 vernünftigen Kürzungen und Auslassungen, längst vorhanden. Entweder eine wirkliche Biographie oder das Material zu einer solchen! Nichtsdestoweniger wird das vorliegende Buch auch in seiner Zwitter-Gestalt ein Publicum finden. Denn es ist wahr, daß Walter Scotts sittliche Eigenschaften, wie der Verfasser sagt, 10 die Bewunderung der Welt in eben so hohem Maaße verdienen, wie sein Genie, und es dürfte kaum noch einen zweiten Mann geben, den man, wie ihn, zugleich im Pantheon der Kunstgeschichte als unerreichbares Vorbild des strebenden Künstlers, und im Ehren- und Tugendspiegel der Menschheit als erhabenes 15 Muster des kämpfenden und sich selbst bezwingenden Menschen aufstellen dürfte. Er ziert die Ruhmeshalle, wie den Kinderfreund, und damit ist das höchste Lob ausgesprochen. Warum ihm ein Platz im Pantheon gebührt, wird nun Niemand erfahren, der Ebertys Lebensgeschichte Walter Scotts lies't, denn dazu gehört 20 eben eine gründliche Analyse seiner Werke, da diese, wenn ihre seltenen Verdienste Jedermann wirklich so einleuchteten, wie der Biograph glaubt, wohl nicht so rasch von Cooper, Bulwer, Marryat &c. aus der allgemeinen Gunst verdrängt worden wären, wie sie es doch unläugbar sind. Aber daß sich ihm sogar der 25 noch sprödere Kinderfreund öffnen muß, wird Jedem klar werden, der das Buch durchläuft, denn alle die einzelnen Züge, die ihm bei Jung und Alt das Herz gewinnen, sind treu und gewissenhaft an einander gereiht, wenn auch nicht aus ihrem organischen Quellpunct abgeleitet, und einem Leserkreise, der auf die psycho- 30 logischen und aesthetischen Entwickelungen, die auf einem höheren Standpunct nicht erlassen werden können, Verzicht leistet, weil ihm der anecdotische Reiz genügt, können wir es als eine eben so angenehme, wie gesunde Lectüre empfehlen.

116.

Unsere Muttersprache.

1862.

Es ist seit einer Reihe von Jahren sehr viel für die Lösung eines Problems geschehen, das Jahrhunderte hindurch, wenn auch nicht geradezu vernachlässigt, so doch in der Regel außerordentlich flach oder höchst abentheuerlich aufgefaßt wurde. Der ganze Mensch in seinem Verhältniß zur Welt, ja, wenn der Ausdruck gestattet ist, zu sich selbst, beruht auf der Sprache; sie ist das Maaß der Völker, wie der Individuen, nach Anlage und Entwickelungsgrad, und ein Lebensproceß, in dem alle übrigen sich abspiegeln. Dennoch hat es, von einzelnen tiefsinnigen Aussprüchen abgesehen, wie sie sich schon bei Plato finden, unglaublich lange gedauert, bis sich die philologische Ameisenthätigkeit, die es an redlichem Fleiß nie fehlen ließ, die aber nicht über das Material hinaus kam, auch nur im bescheidensten Sinne zur Wissenschaft steigerte. Wenn man sich an gewisse Preisfragen erinnert, die von den ehrwürdigsten Akademien gestellt wurden, so sollte man denken, die heilige Theologie habe zu ihrer Zeit den Thurmbau zu Babel und die daher rührende Vielzungigkeit des menschlichen Geschlechtes eben so hitzig vertheidigt, wie das Ptolemäische System und den Stillstand der Erde, während sie den Gelehrten doch gerade diesen Posten ihres weitläuftigen Gebäudes mit löblichster Liberalität völlig preisgab. Trotzdem setzte man die Controversen über die richtige Aussprache des Griechischen und Aehnliches nur aus, um zur Abwechselung einmal zu untersuchen, ob das Sprechen dem Menschen angeboren sei, oder ob nicht vielmehr Gott der Herr unter anderen Functionen auch die des Sprachmeisters bei Adam und Eva im Paradiese versehen habe. Es ist in Bezug hierauf gewiß unendlich bezeichnend, daß ein solcher Universalkopf, wie Kant, der keinen Stein auf dem andern ließ und jede Anschauung, die er im menschlichen Gehirn antraf,

zum Begriff zu verdünnen, jeden Begriff zur Anschauung zu verdicken suchte, bei dem Medium, dessen er sich bediente, keinen Augenblick verweilte und die Sprache auch nicht der flüchtigsten Prüfung unterzog. Sein wunderlicher Zeitgenosse Johann Georg
5 Hamann, der sogenannte Magus des Nordens, wußte aber gar wohl, wie nothwendig das sei, und rief seinem bequemen Freunde Jakobi, als dieser sich auf's Behaglichste zwischen Realismus und Idealismus, Vernunft und Glauben zu schaukeln begann, mit bitterem Hohne zu: Verba sind Deine Götzen! Auch giebt es
10 keine glänzendere Illustration des Fundamentalsatzes aller neueren Philosophie und ganz besonders der Kant'schen, als eben die Sprache, und die gründliche Betrachtung derselben hätte dem Altmeister manche Mühe ersparen können, die er sich nun machen mußte, um auf einem Umwege zu einem Resultate zu gelangen,
15 das auf dem nächsten zu erreichen gewesen wäre.

Wir dürfen, ohne frühere Verdienste zu unterschätzen und ihnen zu nahe zu treten, wohl sagen, daß die Sprachwissenschaft im höchsten Sinne bei uns erst von den Gebrüdern Grimm und Wilhelm v. Humboldt datirt. Wenn auch die einzelnen
20 Phasen des geheimnißvollen Sprachprocesses schon vor ihnen vortrefflich beobachtet und dargestellt wurden, so haben doch sie erst das Gesetz entdeckt, nach dem er sich trotz allen Anscheins der Willkürlichkeit und Zufälligkeit so gemessen und gebunden abwickelt, wie irgend ein anderer, und diese That ist kaum hoch
25 genug anzuschlagen. Denn erst durch sie wurde die unter allen Umständen heilsame und doppelte Frucht bringende Theilung der Arbeit möglich, und nun regt es sich auch in fröhlicher Thätigkeit auf allen Gebieten, da man sich jetzt bei dem klar erkannten gemeinschaftlichen Mittelpuncte ruhig von einander entfernen
30 kann, ohne Gefahr zu laufen, sich nicht wieder zusammenzufinden. Die Philosophie sucht mit Eifer nachzuholen, was sie versäumt hat, und bemüht sich innerhalb der von Humboldt durch sein unsterbliches Werk über die Kâwi-Sprache für alle Zeiten fest-

gesetzten Gränzen einen tiefern Einblick in den geistigen Zeugungs-act und mit ihm zugleich in den Ursprung des menschlichen Selbst- und Weltbewußtseins überhaupt zu gewinnen; wir haben schon vor Jahren in diesen Blättern auf eine ausgezeichnete Monographie von M. Lazarus in seinem „Leben der Seele“ 5 hingewiesen, als auf einen classischen Beitrag zur Ergründung dieses Mysteriums. Die Physiologie arbeitet der Linguistik in die Hand und systematisirt, an den alten Kempelen und sein Buch über seine berühmte Sprechmaschine anknüpfend, die Laut-lehre, wobei sie fast die ganze frühere, von zahllosen Irrthümern 10 wimmelnde Terminologie zerstören muß, weil sie „aus gänz-licher Unbekanntschaft mit der eigentlichen Natur der Dinge“ hervorgegangen ist; hier hat Brücke ohne Zweifel in seinen „Grundzügen der Physiologie und Systematik der Sprachlaute“ das Meisterstück geliefert. Die Linguistik selbst aber hat sich 15 unter Führerschaft der Gebrüder Grimm zu der Höhe der ver-gleichenden Anatomie erhoben und wetteifert mit Cuvier, indem sie aus Sprachtrümmern die untergegangenen Sprach-, ja Völker-organismen wieder herstellt, wie er aus Knochenresten die ver-schwundenen Thiergeschlechter. So ist die Sprachwissenschaft 20 denn auf dem Puncte angelangt, wo sie den allgemeinen Menschen, wie den historischen, in wunderbarer, sich gegen-seitig bedingender Doppelspiegelung reflectirt, und wer wagte zu bestimmen, wie weit sie noch kommen und welche Lichter sie namentlich noch auf die Urgeschichte des menschlichen Geschlechtes 25 werfen wird!

Zu den größten Hoffnungen in dieser Beziehung berechtigen uns vor allen die Arbeiten Schleichers über den indogerma-nischen Sprachstamm. Wie einem Scherbenberg der Welt steht er dem Sprachgeschiebe gegenüber, das sich im Laufe der Jahr- 30 hunderte wüst und ungeheuerlich aufgethürmt hat, wie das Eis bei einem Eisgange, und läßt uns, indem er es wieder aus einander legt, in Tiefen schauen, die uns bisher so gut, wie

völlig, verschlossen waren; was dem Archäologen das Bruchstück einer Vase, das ist ihm ein Wort. Die alte Philologie suchte ihre Größe gern darin, daß sie das Große klein machte und z. B. unbekümmert um den Einspruch der Aesthetik, ja der Logik,
5 die größten Kunstgebilde auflös'te und von organischen Schöpfungen zu Compilationen herabsetzte. Die neuere Linguistik ist in Schleicher wahrhaft productiv geworden und macht umgekehrt das Kleine groß. So ist denn auch seine „Deutsche Sprache"*), das Werk, das uns zu diesen Betrachtungen den Anlaß gab,
10 etwas ganz Anderes, als die meisten Leser sich bei dem Titel denken werden; keine Angst- und Zwangsgeburt, wie so manche Grammatik, die gleich grau auf die Welt kommt, sondern ein frisches, fröhliches Kind markigen Nationalgefühles, bei dem Philosophie und Geschichte Gevatter standen. „Wäre es mir
15 nicht geglückt — sagt der Verfasser in seiner Vorrede — ein für jeden Gebildeten unserer Nation zugängliches und brauchbares Werk zu schreiben, so müßte es als ein verfehltes bezeichnet werden, denn es hat keinen gelehrten, sondern nur einen nationalen Zweck. Ist es aber, daß mein Buch bei dem Leser-
20 kreise, für welchen es bestimmt ist, dem Gefühle der Werthschätzung und Heilighaltung unserer Muttersprache dadurch größere Berechtigung verleihen kann, daß es der deutschen Sprache Wesen und ihre Schönheit genießen lehrt, ist die vorliegende Schrift so gethan, daß sie zur Klärung des deutschen
25 Volksbewußtseins und zur Kräftigung des deutschen Nationalgefühls ein, wenn auch geringes, Scherflein beiträgt, so wird durch sie ein Zweck erreicht, der unvergleichlich hoch über dem der wissenschaftlichen Belehrung steht." Der Verfasser kann ganz ruhig sein, es ist ihm nicht allein das, sondern unendlich
30 viel mehr geglückt!

---

*) „Die deutsche Sprache". Von August Schleicher. Stuttgart, J. G. Cotta'scher Verlag.

117.

Fallmerayers literairischer Nachlaß.*)

1862.

Fallmerayer gehört in's goldene Buch der Literatur; auch handelt es sich nicht mehr darum, seinen Namen einzutragen, 5 sondern es sind nur noch die Gründe zu entwickeln, warum es geschehen ist, und die Linien zu ziehen, innerhalb deren diese höchst bedeutende Persönlichkeit sich in schöner Sicherheit bewegt. Es wird nun jedem Leser der „Fragmente aus dem Orient" und der jetzt erschienenen „Gesammelten Werke" etwas ganz 10 Eigenthümliches begegnen, wenn er sich auch nur einigermaßen in seinen Autor versenkt. Das sind nicht Schriften, wie sie gut oder schlecht zu Tausenden in den Bücherschränken umherstehen und Belehrung oder Unterhaltung bieten; das sind geheimnißvolle Blätter, wie man sie im Mittelalter mit größter Sorgfalt 15 in verborgenen Fächern einzusperren und unter dreifachem Verschluß zu halten pflegte, um sie nur bei ganz besonderen Gelegenheiten in mitternächtlicher Stunde hervorzuziehen. Wer den Höllenzwang auch nur aufschlug, gleichgültig, ob es zu irgend einem Zwecke oder aus bloßer Neugier und in gänzlicher Un- 20 wissenheit geschah, dem kukte der Teufel augenblicklich über die Schultern, und er wurde ihn sobald nicht wieder los. Wer von Fallmerayer auch nur einen Artikel lies't, ganz einerlei welchen und worüber, der hat es mit ihm selbst zu thun, mit seinem ganzen, kernhaften, geharnischten Ich, das sogleich, wie ein an- 25 gerührter Polyp, tausend elastische Arme ausstreckt und sein Opfer festhält, nicht aber bloß, wie gewöhnlich, mit seinen Gedanken, Meinungen oder Grillen. Ja, wenn alle seine Gedanken verkehrt wären, alle seine Meinungen schief und alle seine Grillen

*) Gesammelte Schriften von Jacob Philipp Fallmerayer. Heraus- 30 gegeben von Georg Martin Thomas. Drei Bände Leipzig. W. Engelmann, 1861.

thörigt, so würde er dadurch seine Bedeutung keineswegs verlieren, wie die meisten anderen, die mit dem, was sie entdecken und ergrübeln, stehen und erliegen und mit ihren Wahrheiten, sobald sie trivial geworden sind, und ihren Hypothesen, sobald
5 sie platzen, für immer schlafen gehen. Denn er ist eine der wenigen echt dramatischen Personen der Literatur, er gehört, so groß die Unterschiede der Naturen und der Richtungen sonst auch sein mögen, in diesem Hauptpunct mit Luther, Hamann und Lessing in dieselbe Reihe, und kann darum eben so wenig, wie
10 diese, einem gemeinen Gelehrten-Schicksale verfallen. Das will heißen, daß Fallmerayer, wenn er sich überhaupt regt, immer seinen ganzen Menschen einsetzt und daß also dieser ganze Mensch auch immer übrig bleibt, mag er nun im einzelnen Fall Recht oder Unrecht haben, viel oder wenig erbeuten und
15 im Schnappsack nach Hause bringen.

Seit die Schopenhauer'sche Philosophie etwas mehr in den Vordergrund tritt, kommt die Weisheit des dramatischen Dichters wieder zu Ehren, die das Ursprüngliche, Angeborene, ein für allemal mit dem Individuum selbst Gegebene zu allen Zeiten
20 für die Hauptsache hielt und die Wunder des Pfropfens und Oculirens nicht kannte. Der schöne Traum, den unser Herder aus seinem weichen Gemüth und nicht allzu starken Gehirn hervorspann, den unsere Fichte und Pestalozzi, Pflügern nicht unähnlich, die sich an einer goldenen Morgenwolke versuchen
25 wollten, in ein System brachten, und der in den Tollhäuslereien der Franzosen gipfelte, beginnt zu erbleichen, und die nüchterne Wahrheit findet wieder einige Gläubige. Shakespeare, der die ganze Welt und das ganze menschliche Geschlecht mit allen seinen Abstufungen und Verzweigungen umfaßt, hat nicht einen
30 einzigen Character in seinen sämmtlichen Stücken, bei dem die Pädagogik eine Rolle spielte; nicht einmal der Junker Slenders, der die Anna Page auf der Stelle heirathen will, wenn er seinem Onkel dadurch einen Gefallen erweisen kann, weiß Etwas

von Schulmeister-Einflüssen. Dagegen meint Fourier, Talent und Genie würden auch in der socialen Republik Vorrang und Auszeichnung verdienen, wenn es bei gleicher Erziehung noch Talent und Genie geben könne, und treibt damit das Herder'sche Perfectibilitätsprincip auf eine Spitze, wo es von selbst um- 5 schlägt, weil es nicht bloß mit den moralischen, sondern auch mit den intellectuellen Eigenschaften der menschlichen Natur in den schneidendsten Widerspruch tritt. Es hängt aber für ein Jahrhundert geradezu Alles davon ab, wie es sich den Menschen denkt, denn dieser Grundbegriff ist bestimmend für alle übrigen 10 und drückt den socialen und politischen Doctrinen, vor allem aber auch der Rechtswissenschaft, sein Gepräge auf, welche letztere ihn immer am Klarsten in der Lehre von der Zurechnung abspiegelt und bei uns in neuerer Zeit dem Puncte schon ziemlich nahe war, wo das Verurtheilen ganz aufhört, und wo 15 man wenigstens nicht mehr den Nero, der Rom in Brand gesteckt, sondern höchstens noch den Seneca, der die Unthat durch Saumseligkeit im Lectionengeben verschuldet hat, zur Verantwortung zieht.

Doch, wie gesagt, der Philosoph hat sich einmal wieder das 20 Verdienst erworben, den Dichter, der immer zwischen ihm und der Natur vermittelt, zu erklären, und die alte Anschauung, wonach der Mensch sich trotz aller Hindernisse und Förderniße, wie jedes andere Naturproduct, „nach dem Gesetz, wonach er angetreten", entwickeln muß, wird über die neue, wonach aus 25 Nichts Etwas und aus Jedem Alles werden kann, wenn er nur das rechte Gymnasium nicht verfehlt und sich im Professor nicht versieht, wohl endlich wieder den Sieg davontragen. Fallmerayer ist jedenfalls ein glänzender Beweis für sie. Aus den kümmerlichsten Anfängen hat er sich zu einem imponirenden Classiker 30 der deutschen Nation emporgearbeitet, und zu einem solchen, dessen Existenz nicht davon abhängt, ob er in die Schulbücher als Stilmuster Eingang findet oder nicht, und ob man ihn in

„Gotha und Newyork" mit in den Goldfischteich setzt oder ihn ausschließt. Und er war nicht bloß ein Bauerknabe, er war noch obendrein ein Bauerknabe in Tirol, in demselben Tirol, wo man 1805, als er in sein funfzehntes Jahr trat, nach
5 Perthes so viele Priester zählte, daß auf 150 Seelen einer kam, und wo ein elender Pfaff noch heutzutage von der Kanzel herab erklären darf, daß, wenn es unter den Protestanten wirklich ehrliche Leute geben sollte, wenigstens er nicht daran glaube. Diesen fiel er auch gleich in die Hände, sobald er den
10 ersten geistigen Athemzug gethan hatte, und wenn nicht eben die ursprüngliche Mitgift, der „eingeborene Keim" des Individuums, etwas Unzerstörbares wäre, durch das die Welt sich zu allen Zeiten ergänzt und erneuert, und das die Natur darum unter ihren unmittelbaren Schutz stellt, so hätte er das blindeste
15 Werkzeug oder doch mindestens der treueste Verbündete desselben Vibius Egnatius Tartuffius werden müssen, den er sein ganzes Leben hindurch in Hohn und Spott, wie in bitterem Ernst, so ritterlich und erfolgreich bekämpft hat. Aber er verstand die Kunst, Pfirsiche zu essen, ohne an Blausäure zu
20 sterben; er ward in der Jesuitenschule ein vortrefflicher Grieche und Lateiner und lief davon, als er ein noch besserer Katholik werden sollte. Nun trat er die mühevolle Pilgerfahrt an, die vorzugsweise das Schicksal des Deutschen ist, der sich nicht darauf beschränkt, sich für irgend ein Fach auszubilden, das unter
25 der Protection des Staates steht und seinen Mann ernährt und mit Titeln und Würden versieht, sondern der der Wissenschaft oder der Kunst als solcher zu leben und Talent und Character als eine untrennbare Einheit zu betrachten und demgemäß zu handeln wagt. Er war nach einander Soldat, Uni-
30 versitätslehrer, Reisegesellschafter, genug alles Mögliche, ohne für doppelte Arbeit und Anstrengung auch nur den halben Preis davonzutragen, und das aus demselben Grunde, der ihn zu einem so außerordentlichen Schriftsteller macht, nämlich des-

halb, weil er sich nicht auf die geistige Hökerei verstand, und weil man, wo man bloß den kleinen Finger brauchte, entweder den ganzen Menschen mit in den Kauf nehmen oder auch auf diesen Verzicht leisten mußte. Es ist sehr zu beklagen, daß der Tod ihn überrascht hat, bevor er die beabsichtigte und nach 5 der Versicherung des Herausgebers im Kopf bereits vollständig entworfene Selbstbiographie niedergeschrieben hatte.

Handelt es sich hier nur um eine kurze Characteristik seiner Leistungen, so sind seine Naturschilderungen wohl unbedingt an die Spitze zu stellen. Mit dieser Allgemeinheit ist nun freilich 10 noch Nichts gesagt, denn keine literairische Krone ist wohl öfter gewandert, wie die des Naturmalers, von Brockes an bis auf Freiligrath herab, und jeder König erhielt einmal seinen Tribut. Aber bei Fallmerayer liegt die Kunst nicht, wie bei den meisten seiner Vorgänger, in gebundener oder ungebundener Rede, in 15 der Neuheit und dem Glanz der Farbenmischung, sondern in der Schärfe und Richtigkeit der Zeichnung, und darum ist sie auch noch im Reflex zu fixiren, da die Linie Stand hält, nicht aber das Lichterspiel. Bewunderungwürdig vor allem nämlich, und vielleicht beispiellos und einzig, ist sein Blick für die Physiognomie 20 der Erde und für das Autochthonische der Völker, welche ihre verschiedenen Striche bewohnen; er stellt den Menschen und die Natur, wie sie sich gegenseitig bedingen, mit fast dramatischer Energie hin und mußte schon wegen dieses Instincts für das Zusammengehörige den verkappten Slaven in dem prahlerischen 25 Neu-Hellenen entdecken, wie der Naturforscher die fremde Raupe auf dem Baum, der keine Nahrung für sie hat. Die Fragmente aus dem Orient bedürfen keines Anpreisens mehr, aber die in dieser Sammlung gebotenen und früher nie erschienenen Nachträge stehen auf ganz gleicher Höhe. Mit den Geschichtswerken brauchen 30 wir uns eben so wenig zu beschäftigen; die Urtheile von Hase, Niebuhr u. s. w. sind bekannt und haben eben so wenig eine Besiegelung, als eine Revision, nöthig, da die neue Doctrin, wonach

ein Geschichtschreiber eigentlich kein warmblütiger Mensch, sondern ein kaltblütiges Insect sein muß, sich schwerlich lange halten wird. Wohl aber wollen wir auf das köstliche Kaleidoskop aufmerksam machen, das sich in den politischen und culturhistorischen Aufsätzen und 5 den kritischen Versuchen in einem wahren Kolibriglanze eröffnet. Nicht zwar, als ob wir überall mit den darin vorgetragenen Ansichten und Meinungen übereinstimmten; im Gegentheil, wir weichen oft bedeutend ab. Wir sind z. B. sehr weit davon entfernt, in Joseph v. Hammer=Purgstall einen geistigen Heroen 10 zu erblicken, wie Fallmerayer; er war nach unserer Ueberzeugung, und wir kannten den Mann, nicht viel mehr, als ein verspäteter Polyhistor, der sich mit derselben Verbissenheit um einen steierischen Käse, wie um die Weltkugel, schlug, weil ihm das Maaß für Groß und Klein völlig fehlte. Aber wir denken auch über 15 die französischen Dramatiker etwas anders, wie Lessing, und wir haben schon oben im Eingang entwickelt, warum das solchen Erscheinungen gegenüber gleichgültig ist. Und diese Blätter strotzen von Geist und Humor, sind daneben aber auch so voll von den tiefsten Gedanken und den erschöpfendsten Bemerkungen, 20 daß sie zu dem Anregendsten gehören, was unsere ganze neuere Literatur zu bieten hat. Möge der Herausgeber uns bald auch die zweite Hälfte dieses Nachlasses, denn er hat uns dies Mal nur die erste vorgelegt, zugänglich machen.

118.

25 Zwei Aufklärer.

1862.

Es sind seltsame Empfindungen, mit welchen man mitten im tiefsten Frieden ein Zeughaus betritt und sich die Zerstörungs= und Vernichtungswerkzeuge des Krieges betrachtet. Wozu dem 30 Tode so viele neue Sensen schmieden; hat er nicht an seiner

Hippe genug? So denkt man, wenn man eine Waffenkammer nach der andern durchschreitet und die Mordinstrumente mustert, die Bellona aus der Hand gelegt und in Ruhestand versetzt hat. Und wie wäre es auch anders möglich in einer Zeit, wo Frühling, Sommer, Herbst und Winter den Menschen in fröhlichem Wechsel- 5 tanz mit ihrem Segen überschütten, und wo ein Tropfen Blutes, im Uebermuth des Rausches oder aus Raserei der Liebe vergossen, das allgemeinste Entsetzen verbreitet und die auf Blumen eingeschlafene Themis so aufscheucht, daß sie hundert Arme auf einmal ausstreckt. Aber wie ändert sich das Alles, wenn trotz der 10 Theologen und Philosophen und der bis zum jüngsten Tage gültigen Verträge der erste Kanonenschuß wieder fällt! Da wird jede Waffe wieder geprüft, von dem verrosteten Morgenstern des Schweizer Bauern an bis zum Percussionsgewehr hinauf, und im Drange der Noth findet sich für die schlechteste, wie für die 15 beste, ein Arm, der nach ihr greift.

Eben so verhält es sich mit den geistigen Kämpfen. Kaum sind sie vorüber, so staunt die Welt auch schon, daß sie mit solcher Erbitterung geführt werden konnten, und die Kritik der Schlachtfelder, die oft unmittelbar nach dem Siegesjubel beginnt, 20 ist vielleicht die ungerechteste von allen. Aber wie wohl der einzelne Mensch von Krankheiten geheilt, jedoch nicht das Menschengeschlecht von der Krankheitsanlage befreit werden kann, so wird wohl auch die einzelne Generation einen auf sie vererbten Irrthum los, aber keineswegs in der Menschheit selbst die Quelle 25 verstopft, aus der neue Wahngebilde emporsteigen. Wer begriff noch die Hexenprocesse, wer sah nicht wenigstens mit Stolz auf ein Jahrhundert herab, in dem eine so furchtbare Verirrung möglich gewesen war, und beklagte Männer, wie Thomasius und Spee, die ihre beste Kraft an die Widerlegung solcher Kinder- 30 märchen setzen mußten? Da kam das Tischrücken und das Geisterklopfen; die erste Juristenfacultät Deutschlands legte öffentlich für die Wahrheit des Factums ihr gewichtiges Zeugniß ab;

Aerzte ließen sich durch den Psychographen in kritischen Fällen die Recepte schreiben, geistreiche Dichter — ich berichte Thatsachen — erholten sich Raths bei ihm, wenn sie nicht wußten, wie sie ihren dramatischen Knoten in einem historischen Trauerspiel lösen sollten, 5 und ehrbare Familienväter wandten sich bei Hausdiebstählen nicht an die Polizei, sondern an das hölzerne Instrument des berliner Schneiders, in dem ein Wahrsagergeist saß, der sogar über seine Generalia, über Stand, Namen, Alter und Geschlecht, wie ein Delinquent zu Anfang des Verhöres, bereitwilligst 10 Auskunft gab, bevor er Vertrauen verlangte. Der Schwindel war lächerlich, hatte aber seine ernste Seite und bewies auf's Schlagendste, daß die dunkele Wurzel, der die Weltgeschichte ihre reiche Passionsblumenflora verdankt, noch immer lustig forttreibt, wenn auch die Schößlinge abgeschnitten sind, und daß sie noch 15 äußerst kräftig ist, denn was bedeutet der Glaube an besessene Menschen gegen den an besessene Tische? Und das sind die Wendepuncte, wo die Jahrhunderte einander begreifen lernen und sich Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Ein solcher Wendepunct ist jetzt eingetreten: das Zeitalter 20 der Aufklärung kommt wieder zu Ehren und aus demselben Grunde, wie das Zeughaus, weil der Krieg vor der Thür steht. Wie ist es abwechselnd geschmäht und gescholten, verhöhnt und verlacht worden, und wer wollte läugnen, daß es zum guten Theil verdient war? In Frankreich die Encyclopädisten und in 25 Deutschland die Jesuitenriecher, Voltaire mit seinem grinsenden Satyrgesicht und Nicolai mit seiner Nachtwächterphysiognomie, dort eine Harpye, welche die Schaubrote des Altars hämisch beschmutzte, hier eine Bäckermeisterseele, welche sie mit gemeinen Semmeln zu vertauschen wünschte: wie hätte man nicht, je nach30 dem man mit seinen Gedanken diesseits oder jenseits des Rheins verweilte, zwischen Abscheu und Spott schwanken sollen! Wer sich so recht unter die Realisten jener Tage versetzt und sich z. B. erinnert, daß Joachim Heinrich Campe lieber die braun=

schweiger Mumme erfunden, als alle Tragödien von Aeschylos bis zu Shakespeare herab gedichtet haben wollte, der wird die Reaction der Romantiker natürlich finden, ohne nöthig zu haben, ultramontane Umtriebe dahinter zu suchen. Aber freilich wurde ein Schlachtfeld nach dem Siege noch nie so verunreinigt, wie 5 das der Aufklärer, und ein treuer, tapferer Soldat noch nie so gemißhandelt, wie der Verfechter des gesunden Menschenverstandes. Man sah nur noch seinen Zopf, nicht seinen Kopf, und konnte sich die Zeit durchaus nicht mehr vergegenwärtigen, wo sogar ein Product, wie Voltaires Saul, obgleich es ein Attentat auf 10 den heiligen Geist der Poesie enthielt, das der jugendliche Goethe gern mit dem Tode am Autor gestraft hätte, heilsam war. Jetzt fällt uns das nicht mehr so schwer, der alte böse Feind, von dem unsere Väter und Großväter sich nichts Arges mehr versahen, regt sich wieder mächtig, der Religionsfriede wird überall gestört, 15 ein Concordat drängt das andere, und schon giebt es einen Erzbischof, in Toulouse, dem durch den scheußlichen Proceß Calas berüchtigten Toulouse, der die seit der Revolution unterbrochene, früher gebräuchliche Feier eines kleinen Vorspiels der Bartholomäusnacht wieder in Scene setzt. 20

Es ist daher nicht bloß zweckmäßig, sondern fast nothwendig, die vergessenen Kämpfer für „Humanität und Menschenrecht" wieder vorzulassen, und wer wäre so berufen, dazu das Signal zu geben, als der berühmte Verfasser des „Lebens Jesu". Sei uns denn an seiner Hand der alte trockene, aber mannhafte 25 Reimarus*) willkommen, obgleich er in seiner Allongenperücke etwas spießbürgerlich darein schaut; seine „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes" wird wieder gute Dienste thun, und wo seine Kritik in ihrer allerdings spröden Einseitigkeit zu weit geht oder nicht weit genug, da wird sie 30

*) Hermann Samuel Reimarus. Von David Friedrich Strauß. Leipzig, F. A. Brockhaus.

vom Herausgeber auf ihre Gränzen zurückgeführt oder ergänzt. Strauß hat einen meisterhaften Auszug des weitläuftigen Werkes und eine vortreffliche Characteristik des Autors geliefert, und wir können seine Leistung jedem Gebildeten auf's Wärmste
5 empfehlen, wenn wir ihre nähere Würdigung auch den Theologen vom Fach überlassen müssen. Wir sind begierig, bei dieser Gelegenheit zu erfahren, wie weit sie es seit Goeze in der Widerlegung des großen Fragmentisten gebracht haben; aber diejenigen sollen nicht mit reden, die der Dichter in seinem Epigramm auf
10 Neanders Darstellung der Auferstehungsgeschichte im Auge hatte. Denn, wo es heißt:

„Daß sich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben,
Ob auch die Füße in Klau'n magst du bezweifeln, o Christ —"

da geht es noch schlimmer her, als wo man ganz entschieden
15 mit Vernunft und Verstand bricht.

Die „Kleinen Schriften", womit Strauß die Lesewelt zugleich beschenkt hat*), sind ein glänzendes Zeugniß seiner Vielseitigkeit und beweisen, was sie nach der Vorrede beweisen sollen, nämlich, daß der Verfasser sehr weit davon entfernt ist, in der
20 abstracten Region vollkommen aufzugehen, von der er in Uebereinstimmung mit der Hauptaufgabe seines Lebens zuerst ausging. Sie bieten in anmuthiger Mannigfaltigkeit des Reizenden und Belehrenden sehr viel. Welch ein Genrebild rollt sich gleich in dem ersten Aufsatze „Brockes und Reimarus" vor uns auf; wie
25 tritt der Sänger des Messias in dem zweiten „Klopstock und der Markgraf von Baden" in seiner gravitätisch-superklugen, auf Ehre und Vortheil mit gleicher Strenge haltenden Eigenthümlichkeit vor uns hin! Für und wider „Ludwig Timotheus Spittler" ist wohl Alles gesagt, was gesagt werden konnte, und
30 mit jener Urbanität, die über den zweideutigen, ohnehin hart genug bestraften Minister den hochverdienten Gelehrten nicht

*) Kleine Schriften von David Strauß. Ebendas.

vergißt. „August Wilhelm Schlegel“ wird in eine mildere Beleuchtung gerückt, als die Heine'sche war, ohne darum ein anderes Gesicht zu bekommen. Vortrefflich ist die Characteristik Immermanns, wenn auch in der Polemik gegen den „Ehinger Spitzenkrämer“ im Münchhausen die schwäbische Empfindlichkeit ein wenig vorschmeckt; sehr tief ist die so harmlos scheinende Bemerkung, daß wir einen bloßen Lyriker, sei er auch noch so hervorragend, wohl im vollen, nicht aber im höchsten Sinne als Dichter anerkennen, einen Dramatiker und Epiker ohne lyrisches Vermögen jedoch nicht einmal als vollen Dichter gelten lassen, geschweige als höchsten. Eine Zugabe von außerordentlichem Gewicht sind „Josef Kochs Gedanken über ältere und neuere Malerei“.

119.

Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.*)

1862.

Von einer materiellen Kritik kann diesem colossalen Werke gegenüber nicht die Rede sein. Eine solche könnte nur von demjenigen geliefert werden, der sich selbst vorbereitet hätte, es zu schreiben. Denn das Material, aus welchem es hervorgeht, liegt nicht offen und frei für Jedermann auf dem allgemeinen wissenschaftlichen Wege da, es ist größtentheils Privateigenthum des Verfassers, mit unendlicher Mühe aus versteckten Ecken und Winkeln zusammengetragen und schwer oder gar nicht controlirbar. Eine Revision ist aber auch durchaus nicht nöthig, da sie bei der Unvollständigkeit und Unsicherheit aller bis dahin zugänglichen Quellen ohnehin kein absolutes Resultat abgeben könnte. Gervinus hat seinen historischen Blick gerade dadurch

*) Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen. Von G. G. Gervinus. 1.—6. Bd. Leipzig, Verlag von W. Engelmann. 1855—62.

bewiesen, daß er nach eigenem Geständniß in der Vorrede zum ersten Bande den Schwerpunct seiner Aufgabe nicht in die makellose Treue der thatsächlichen Relation setzte, sondern in die gründliche Erfassung und die lebendige Veranschaulichung der das
5 Jahrhundert bewegenden Ideen. Damit hat er denn auch seinem Beurtheiler Ziel und Gränze gesteckt; die Geschichtsklitterung muß in diesem Falle ausschließlich der Zeit anheimgestellt werden, und nur der Höhepunct, von dem aus das Bild aufgenommen wurde, ist nachzumessen, nicht aber dieses selbst in seinem Detail
10 ängstlich auf die richtige Vertheilung von Schatten und Licht unter die Lupe zu nehmen.

Man nennt die Geschichte die einzige Lehrerin, die keine Schüler habe. Das trifft aber doch wohl nur darum zu, weil sie in der Regel Märchen erzählt. Märchen ist aber für den
15 handelnden Menschen Alles, was er in seinen Bedingungen nicht mehr begreift, mag es im übrigen so fest verbrieft und besiegelt sein, wie es nur will. Was ist ihm Catos Tugend ohne Catos Rom? Nicht mehr, als die Frau ohne Kopf, die doch reden kann! Allein die Geschichte braucht nur an Interessen anzuknüpfen,
20 die sie schon vorfindet und nicht erst künstlich erregen soll, wie die Poesie, die das eher wagen darf, so wird es ihr an aufmerksamen und gelehrigen Hörern nicht fehlen. Mit welcher Begeisterung ist das Werk Macaulays in ganz Europa aufgenommen worden! Kein Wunder, denn ganz Europa kämpft jetzt den Kampf, aus
25 dem das gegenwärtige England glorreich hervorgegangen ist. Wenn Macaulay bei der Eroberung des alten Britanniens durch die Römer stehen geblieben wäre, so hätte er immer noch ein Meisterstück der Forschung und der Darstellung liefern können, aber der Erfolg, die schlagende Wirkung würde ausgeblieben sein.
30 Daher das oft citirte Lessing'sche Wort, daß nur derjenige den Namen eines Geschichtschreibers verdiene, der die Geschichte seiner Zeit geschrieben habe. Das ist nun freilich schwer, aber nicht deswegen, weil das Material nicht überall zugänglich ist, denn

wann wäre die Welt trotz der schweigenden Archive und der redenden Diplomaten über den Gang der Dinge je im Unklaren gewesen, sondern deswegen, weil hier auf den einzelnen Mann eine Arbeit kommt, in die sich sonst Hunderte und Tausende theilen. Es gehört aber nur Fleiß und etwas Geist dazu, aus 5 dem aufgeschwemmten Haufen von Memoiren, Characteristiken, Skizzen und Anecdotensammlungen, wie sie eine abgelaufene Geschichtsperiode immer zu hinterlassen pflegt, ein nothdürftig zutreffendes Mosaikbild, sei es eines Characters, sei es einer Situation, zusammenzustellen, besonders wenn man es mit der Psychologie nicht 10 so genau nimmt und das Widersprechendste, wie z. B. Sueton, ruhig durch einander wirft, sobald man sich nur auf irgend einen Gewährsmann berufen kann, ohne nach der letzten Wurzel der Erscheinungen viel zu fragen. Etwas ganz anderes aber ist es, mitten im Strom der Ereignisse zu schwimmen und, unbestochen 15 durch persönliche Sympathien und Antipathien, wie sie zur Natur des Menschen gehören, sowohl dem Proceß selbst, wie seinen einzelnen Factoren, gerecht zu werden, ohne sich darum in jene vornehme Gleichgültigkeit zu verlieren, welche der Geschichtsbewegung aus der Vogelperspective ungefähr so zusieht, wie 20 einem interessanten Stiergefecht. Das ist ausschließlich Sache der Intuition, auf der die That des echten Historikers eben so gut beruht, wie die des Dramatikers, weil Beide eng mit einander verwandt sind.

Von dem dramatischen Dichter ist es bekannt, daß er um 25 so weniger taugt, je mehr Bösewichter er braucht. Wie schwarz ist der Teufel bei den kleinen Talenten, wie oft wird er citirt, und wie weiß Shakespeare selbst seine furchtbarsten Charactere auf Naturbedingungen zurückzuführen, die ihnen die Existenzberechtigung sichern. Dasselbe gilt aber auch von dem Geschicht- 30 schreiber. Denn das Drama ist nur darum die höchste Form der Kunst und die Tragödie wieder die höchste Form des Dramas, weil das Gesetz des Dramas dem Weltlauf selbst zu

Grunde liegt, und weil die Geschichte sich in allen großen Krisen immer zur Tragödie zuspitzt. Daß in Romeo und Julia die Alten so gut ein relatives Recht haben, wie die Jungen, daß im König Lear die grausamen Töchter in dem unnahbaren Jähzorn des Vaters wenigstens ihre halbe Entschuldigung finden, daß ein Zauderer, wie Hamlet, einem Usurpator, wie Claudius, nicht rein, wie ein Engel des Lichts, gegenübersteht, das leuchtet auch dem Kurzsichtigsten ein. Daß aber, um mich nur auf die beiden letzten Wendepuncte der europäischen Menschheit zu berufen, in der Reformation und der Revolution sich das gleiche Gesetz vollzieht, daß Katholicismus und Protestantismus, Conservatismus und Liberalismus auf gleiche Weise und unter gleichen Bedingungen mit einander kämpfen, und daß es auch hier keinen Moment giebt, wo irgend ein Recht sich durchsetzen könnte, ohne irgend ein Unrecht zu begehen, sei das eine auch noch so groß und das andere auch noch so klein, daß es sich also immer nur um Verhältnisse, um ein moralisches Plus oder Minus, nicht aber um definitive, gewissermaßen chemische Scheidungsprocesse handelt, das wird schwerer erkannt und ist doch eben so wahr. Was nun ein Dramatiker werth ist, der für diesen Dualismus des Rechts keinen Sinn hat, weiß Jeder, aber der Historiker, dem er fehlt, sollte nicht höher im Preise stehen; wer nur schwarz und weiß kennt, der kennt gar Nichts, wer mir nicht Ignaz v. Loyola und den La Roche Jacquelin zeichnen kann, dem erlasse ich auch den Luther und den Mirabeau.

Diesen Sinn für den Dualismus des Rechts besitzt Gervinus nun in hohem Grade, in weit höherm als sein Lehrer Schlosser, der doch sehr oft die Schalen seines Zornes ausgoß, bevor der jüngste Tag hereingebrochen war, und den Theologen nie ganz zu verläugnen vermogte. Er bewährt ihn, wie der Dramatiker ihn auch bewährt, durch beständiges Zurückgehen auf das Ursprüngliche, ein für alle Mal in dem geheimnißvollen Naturact mit dem Individuum Gesetzte, was keine Modificationen zuläßt

und, scheinbar ausgetrieben, in immer neuer Verlarvung immer wiederkehrt, und durch unermüdliche Ausbreitung des Zuständlichen, von dem alle Entwickelung abhängt, und das im Gegensatz zu dem ersten Element ewig wechselt und gleichsam auf der Flucht festgehalten werden will. Gerade dadurch, daß er dieß that, 5 wurde seine „Geschichte der deutschen Nationalliteratur" epochemachend für die Nation, wie für die Wissenschaft überhaupt; man war ein todtes Register gewohnt, in welchem die Literatur-Erscheinungen wie eben so viele vom Himmel herabgefallene Meteorsteine aufgezählt wurden, und erhielt eine lebendige Ge- 10 nesis mit dem fruchtbarsten Einblick in's Quellen und Werden. Es wäre thörigt, wenn man hier bei der Fülle von Säcularbildern und Characteristiken verweilen wollte, von denen es strotzt, aber es dürfte nicht überflüssig sein, den scharfen Satz, mit welchem sie schließt, und welcher der Schrecken aller deutschen 15 Reimer geworden ist, ein wenig in's Auge zu fassen. Als Gervinus daran erinnerte, daß der Fernhintreffer Apollo nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen führe, und die eine immer zur rechten Stunde mit dem andern vertausche, wußte er gar wohl, daß dieß nur in die Macht des Gottes, nicht aber auch in 20 die seiner Priester gegeben sei; er wußte auch, daß die Natur keine Art ausgehen läßt und sich nicht darum kümmert, ob sie gerade gedeiht oder nicht, so wie die Nachtigall sich nicht darum zu tödten braucht, weil der Falke gerade die erste Rolle spielt. Noch weniger war er versucht, dem brutalen Unterofficier-Cultus 25 beizutreten, der das Handeln mit Verachtung der künstlerischen und wissenschaftlichen Thaten ausschließlich in's plumpe Dreinschlagen und allenfalls in's Ränkespinnen setzt, und der bei uns seit dem Bankbruch der abstracten Philosophie viele Anhänger zählt; er hatte es nicht vergessen, daß Griechenland nur in seinen 30 Schriftstellern und Künstlern fortlebt, und daß auch Englands Ruhm weit mehr auf den Entdeckungen Newtons und den Tragödien Shakespeares, als auf den Eroberungen der Ostindischen

Compagnie beruht, weil diese wieder verloren gehen können und werden, jene aber nicht. Doch als er mit freier Hand die reife Spätfrucht einer abgeblüheten Culturperiode gepflückt hatte, mußte er sich gedrungen fühlen, auf die nothwendigen und ganz un-
5 erläßlichen Vorbedingungen einer neuen und größern hinzuweisen, und diese sind allerdings nur in einer gründlichen Auffrischung, zunächst unseres Nationallebens, dann aber auch der europäischen Verhältnisse im Ganzen und Großen zu suchen, die schwerlich ganz friedlich kommt. Ja, es war natürlich, daß er nach gründ-
10 lichster Vertiefung in die höchste Erscheinung der alten Culturperiode, in den Shakespeare, den Kampf um diese Vorbedingungen der neuen zum Gegenstand eines zweiten noch colossalern Werkes machte, und dieß haben wir in der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", die uns jetzt beschäftigt, vor uns.

15 Selten oder nie haben sich Aufgabe und Mann besser zusammengefunden, wie hier. Man hat Gervinus oft eine gewisse nüchterne Betrachtungsweise der Dinge vorgeworfen, und läugnen läßt es sich nicht, daß der Verstand mächtiger in ihm ist, wie die Phantasie, und daß er, dem entsprechend, einen Lessing leichter
20 ergreift und schärfer umschreibt, wie einen Goethe oder gar einen Hamann. Nun aber ist die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts seit den Wiener Verträgen ihrer Natur nach vorzugsweise Kritik. Das Reich der Dämonen liegt hinter uns, das der Götter und Heroen hoffentlich vor uns, aber die Mitte
25 füllen Diplomaten, Minister und Conspiranten, die an Kurzsichtigkeit und Verblendung mit einander wetteifern; der Wallfisch, der die Gewässer so lange unsicher machte, ist endlich harpunirt und blutet ab, die Kleinen hocken auf seinem Rücken, braten seinen Speck aus und suchen sich gegenseitig durch listig
30 beigebrachte Püffe und Stöße in den Abgrund zu drängen, um die Portionen zu vergrößern. Das ist das Schauspiel; welche Eigenschaften braucht der Maler? Gewiß ist der Enthusiasmus die letzte! Dennoch hat Gervinus seinem Gegenstand bei aller

Erbärmlichkeit des Details, welches nur die Satire herausfordert, Größe einzuhauchen gewußt, und das dadurch, daß er nicht bei der deutschen Episode stehen blieb, sondern das ganze Weltdrama in seinen Kreis zog und gleichsam den politischen Blutumlauf der Menschheit aufdeckte. Das hat er dem dramatischen Dichter zu danken, der in ihm, wie in jedem echten Geschichtschreiber, steckt. Von dem Cabinet der Bourbonen aus führt er uns über Oesterreich, Italien, Spanien, Rußland ꝛc. nach Amerika und Griechenland, und zeigt, daß es ein und derselbe Funke ist, der alle Völker trotz ihrer grellen Verschiedenheit in Religion, Sitte und Cultur electrisch durchzuckt. Das ist erhebend, wenn auch ein Sanct-Veitstanz der Exaltirten, dem die Gichtbrüchigen mit ihren Krücken ein Ende zu machen suchten, die erste Folge war; denn eine so beispiellose Uebereinstimmung in Gesinnung und Willen verbürgt den Werth der Sache und die Zweifellosigkeit des Siegs. Dabei werden wir nicht durch moralische Polter-Predigten gestört, in denen sich Schlosser so oft gefällt. Könige, wie Ferdinand VII. von Spanien und Karl IV. von Neapel, werden in ihrer ganzen Treulosigkeit und Wankelmüthigkeit hingestellt, aber der Verfasser erläßt ihnen den Fluch, denn er sagt sich als Psycholog, daß man sich von einer Krone, wie von einem Weibe, leichter ganz scheidet, als halb, und daß der Weg vom Despotimus zum Constitutionalismus an erlauchten Beinbrüchen reich sein muß. Auch unterdrückt er nicht das Gegenstück; sein Bolivar beweis't, wie rasch republicanische Generäle im Schlachtenfeuer zu Imperatoren heranreifen. Es bedürfte nicht erst der Bemerkung, daß das Werk an meisterhaften Characterbildern eben so reich ist, wie die Literaturgeschichte, wenn es nicht gerade nach dieser Seite hin mehrfach angefochten worden wäre. Das ist wahrscheinlich im Hinblick auf eine rasch berühmt gewordene moderne Verarbeitung der römischen Geschichte geschehen, deren Verdienstliches ich trotz des koketten Tons, der sich fast auf keiner Seite verläugnet, nicht

verkenne, mit der aber doch offenbar nicht die historische Characteristik, sondern nur die Antithese in eine neue, allerdings blendende und bestechende Phase trat. Oder sollte man nicht von jedem Tertianer, dem man Mommsens Julius Cäsar vorlas, 5 ohne Unbilligkeit verlangen dürfen, daß er nun seinerseits im Sinn und Stil des Autors den Cnejus oder, da es einmal durchaus sein muß, den Gnäus Pompejus aus eigenen Mitteln liefere? Bei Gervinus wäre das nicht zu wagen, und das ist gut, denn die Natur bringt diese scharfen Gegensätze in Menschen- 10 gestalt nicht hervor und der Dramatiker eben so wenig, sie sind nur Spiele des Witzes, der die Elemente übermüthig durch einander wirft. Gervinus liebt das Buntscheckige in der Geschichte nicht, aber welch ein Meisterstück ist sein Kaiser Franz und, wenn man ihm hier vielleicht die Hormayr'sche Vorarbeit 15 zu hoch anrechnen wollte, sein Friedrich Wilhelm III., bei dem er doch gewiß im Vergleich mit der Eylers &c. ganz aus Eigenem schöpfen mußte. Sei es übrigens gestattet, in Bezug auf diese Fürstenbilder ein Paar höchst markante Züge hinzuzufügen, deren Wahrheit verbürgt ist, die aber nirgends aufgezeichnet 20 scheinen. Der Kaiser Franz dankte den größten Theil seiner Popularität bekanntlich dem Umstand, daß er Jedermann zugänglich war. Seine Thür stand auch wirklich immer offen, er wußte sich aber dennoch vor Ueberlauf zu schützen; er empfing nämlich hohe Aristocraten und vornehme Herren ganz in der 25 Frühe, arme Leute dagegen in der Mittagsstunde, damit die einen den süßen Morgenschlummer, die anderen aber den schwer entbehrlichen Tagelohn an die Audienz setzen mußten und sich's also wohl überlegten, ob sie gehen sollten. Der König Friedrich Wilhelm III. sprach mehr in Infinitiven, wie irgend ein Sterb- 30 licher vor, mit und nach ihm; der Grund war dieser: Er fiel in eine Zeit, wo das Er, dessen Friedrich der Große sich noch gegen die ersten Gelehrten, wie z. B. Gellert, bediente, aus dem Curs kam und das Sie Allgemeingut wurde; nun wagte er

das Er in seinen Anreden nicht mehr zu brauchen und wollte das Sie, in dem ihm eine gewisse Nobilitirung zu liegen schien, doch nicht an alle Welt verschwenden, darum verfiel er auf den Infinitiv. Steckt nicht der ganze Character in diesen beiden Zügen? 5

120.

Lessing und Goeze.*)

1862.

Wir leben in einer wunderlichen Zeit; zu ihren wunderlichsten Früchten aber gehören die Ehrenrettungen, in denen sie 10 sich gefällt. Jedes Kind ist gewohnt, den Namen Tillys unmittelbar mit dem des Teufels zu verknüpfen; jeder Gymnasiast hat eine Periode, wo er nicht mehr von Pedantismus, sondern nur noch von Gottschedianismus schwadronirt, und Jedermann zählt den hamburger Hauptpastor Johann Melchior Goeze nicht 15 bloß zu den blindesten Zeloten, die der Protestantismus jemals erzeugte, sondern auch zu den ärgsten Sündern wider den heiligen Geist. Das soll nun auf einmal anders werden. Wenn Tilly in der baierischen Ruhmeshalle, die König Ludwig in München gegründet hat, einen Platz erhielt, so lag nichts Unbegreifliches 20 darin; er war unbestreitbar ein guter Haudegen, der sich bei seinem Beichtvater die Parole holte und nun in majorem Dei gloriam mit Feuer und Schwert gegen die Ketzer wüthete, um die Satansbrut bis auf den letzten Keim zu vertilgen. Wenn solch eine Köhlerseele aber, wie versucht wurde, in's Pantheon 25 der deutschen Geschichte eingeschmuggelt und an einem Ehrenplatze aufgestellt werden soll, statt als Schreckbild auf der Zinne zu

*) Ein Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts. Zugleich als Widerlegung der Röpe'schen Schrift: „Johann Melchior Goeze. „Eine Rettung." Von August Boden. Leipzig und 30 Heidelberg, Winter 1862.

paradiren, wie die Teufelslarven und Thierfratzen auf den mittelalterlichen Domen, so muß man doch im Namen der Unsterblichen, die bereits im Heiligthum versammelt sind, protestiren. Wenn die Gerechtigkeitsliebe einen achtbaren Gelehrten veranlaßte,
5 die Welt daran zu erinnern, daß der leipziger Professor, der dem Apoll gar zu gern seine Allongenperrücke aufgesetzt hätte, keineswegs ohne alle Verdienste gewesen sei, so war Nichts dagegen einzuwenden, und um so weniger, als das eigentlich noch Niemand in Abrede gestellt hatte. Die grotesk-komische Er-
10 scheinung blieb dennoch übrig, denn man kann auf reines Deutsch dringen und den Journalismus organisiren, was gewiß in der Gottsched'schen Literaturperiode höchst dankenswerth war, und sich doch unsäglich lächerlich machen, wenn man einen Musenführer vorstellen will. Es entschuldigt den Esel nicht als Lauten-
15 spieler, daß er sonst ein nützliches, genügsames Thier ist, vergebens weis't sein Defensor darauf hin, daß er den Sack bedächtiger, wie der Mensch selbst, zur Mühle trägt, und daß er gar nicht essen kann, ohne zugleich Disteln und Dornen auszujäten, und den Acker von Unkraut zu reinigen, man räumt
20 Alles ein und hört doch nicht auf, zu spotten. Das Unternehmen ist daher harmlos, nicht unlöblich im Motiv und ungefährlich im Resultat, obgleich es im übrigen mit dem Versuch, einen Mohren weiß zu waschen, auf derselben Höhe steht. Wenn aber gar ein Candidatus rev. Min., einer aus der Reihe
25 von denen, die entweder nie oder doch nur an den heißesten Sonntagsnachmittagen, wo Christus und der Küster die ganze Gemeinde vorstellen, zum Predigen kommen, sich die neu gesteiften vergilbten Bäffchen umbindet, um für einen Gerichteten, wie den Senior Johann Melchior Goeze, der als Theolog
30 verdienstlos, als Mensch verächtlich und sogar als Eiferer zweideutig war, auf Kosten Lessings unter den Heiligen oder Halbheiligen ein Dunkelplätzchen zu erobern, so gebührt ihm die schärfste Zurechtweisung. Denn Ehren-Goeze hat Magdeburg

nicht erstürmt und in der Literatur keine Rolle gespielt, er hat bloß die Scharteken vermehrt, die bekanntlich eben so selten, wenn auch nicht eben so kostbar sind, wie die Edelsteine, und aus denen man deshalb, wenn man sich zufällig in ihrem Besitz befindet, so unbedenklich citiren kann, wie man nur immer will. 5 Eine solche Zurechtweisung ist dem Dr. Georg Heinrich Röpe, ordentlichem Lehrer an der Realschule des Johanneums zu Hamburg, für seinen „Johann Melchior Goeze" durch das uns vorliegende Werk von August Boden zu Theil geworden.

Wenn man in London des Sonntags durch die Straßen 10 geht, begegnet man zuweilen einem Subject, das ganz schwarz gekleidet ist, und zwei Tafeln, die eine über die Brust, die andere über den Rücken hängen hat. Auf diesen Tafeln steht nicht, wie wohl in der Woche: wo die billigste Seife verkauft wird oder wo der beste Schneider wohnt, sondern ein Bibelvers 15 ist mit ellenlangen Buchstaben darauf gemalt: „Also hat Gott die Welt geliebt" ꝛc., „Es kommt der Tag, es kommt die Stunde" ꝛc., „Leget an das Feierkleid" ꝛc. Das ist der erste Morgenausläufer der innern Mission, die des Abends in einem Damenmeeting zu gipfeln pflegt, einem Meeting nämlich, zu 20 dem um Mitternacht eine gewisse Art von Frauenzimmern in Folge öffentlicher Einladung zahlreich zusammenströmt, um tractirt und bekehrt zu werden. Hamburg, in jeder Beziehung eine Filiale von London, hat seine innere Mission auch, und ihre Früchte, in England bloß plump und barock, werden, wie 25 die deutsche Luft das nun einmal mit sich bringt, leicht giftig und ungesund. Wer kennt nicht das „Rauhe Haus" und den süßlich gleißnerischen Pietismus, der darin wuchert und in neuester Zeit Gegenstand so verdrießlicher Enthüllungen gewesen ist? Einer unserer Freunde (es sei gestattet, diese höchst characte- 30 ristische Anecdote einzuflechten), besuchte einmal in Berlin das Gefängniß Moabit; ein Sprößling des Rauhen Hauses führte ihn herum. Er sah ein Individuum, das mit Händen und

Füßen angeschmiedet war, und erlaubte sich die Bemerkung, das sei gewiß ein arger Missethäter. „Sagen Sie lieber — lispelte der Führer — ein armer Verirrter; übrigens ist es bloß ein Mörder.“ Vielleicht war es derselbe sanfte Mann, der später 5 ohne Noth einen wehrlosen Gefangenen niederschießen ließ, dem Rauhen Hause gehörte dieser Held in jedem Falle an. Mit der innern Mission, oder vielmehr mit dem Pietismus, dessen neueste Form sie ist, hängt es nun auch zusammen, daß man den Priesterrock nirgends so sorgfältig bürstet, wie in London 10 und Hamburg, als ob Kleider nicht bloß Leute machten, sondern auch Heilige. Wer kümmert sich in Sachsen darum, daß der protestantische Prediger Tinius mit seinem Hammer einen Greis erschlug, um Bibliotheken zusammenkaufen zu können? Wen genirt es am Rhein, daß der katholische Pfarrer Schäffer zwei 15 Frauenzimmer abschlachtete, um sie nicht länger ernähren zu dürfen? Aber in Hamburg giebt es Kreise — die Börse und der Steinweg gehören freilich nicht dazu —, in denen es noch immer weh thut, daß ein Hauptpastor, ein Senior Unrecht gehabt haben soll, wäre es auch gegen einen Lessing. Offenbar 20 ist das Röpe'sche Buch aus diesen Kreisen hervorgegangen, jedenfalls bedient der Verfasser sich aller Waffen, die dort gebraucht zu werden pflegen, wie sein Gegner ihm auf's Evidenteste nachweis't. Er hat Goeze einen schlechten Dienst geleistet. Auf den Todten liegt viel Staub, auf den Gräbern wächs't viel Gras, 25 und das de mortuis ꝛc. kommt Jedermann zu Gute, wenn er nicht eben Schinderhannes ist. Niemand hätte daran gedacht, Goezes Sündenregister zu vermehren, wenn es Röpe nicht gefallen hätte, seine Grabschrift einer Revision zu unterziehen und mit goldenen Lettern zu versehen. Jetzt ist es vermehrt, 30 bedeutend vermehrt; aus Boden lernen wir einen noch viel schlimmern Goeze kennen, als aus Lessing bekannt war, und jeglicher Zug, der hinzukam, ist actenmäßig erwiesen und belegt. Sei das Buch Jedem auf's Wärmste empfohlen, der die Wahrheit liebt.

121.

Vom Büchertisch.

Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von Herm. Hettner. Dritter Theil. Die deutsche Literatur im 18. Jahrhundert. Erstes Buch: Vom westfälischen Frieden bis zur Thronbesteigung Friedrichs des Großen, 5 1648 bis 1740. Braunschweig, Friedr. Vieweg u. Sohn.

1862.

Die bereits erschienenen Theile der Hettner'schen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts haben den verdientesten Beifall der Kritik und eine warme Theilnahme des Publicums gefunden. 10 Der dritte Theil, mit welchem das Werk abschließt, führte durch die Reichhaltigkeit des Stoffes und das besondere Interesse desselben zu einer weitern Ausdehnung, und so soll die „Deutsche Literatur im 18. Jahrhundert" drei Bände umfassen, deren erster seit einiger Zeit vorliegt. Im Gegensatz zu den meisten 15 literarhistorischen Publicationen der jüngsten Zeit, die im wesentlichen einen durchaus negativen Ton anschlagen, ist der Grundton und Grundzug des Hettner'schen Buches durchaus positiv. Der Verfasser liefert den Beweis, daß sich die zutreffendste Sicherheit und Schärfe des Urtheils mit wirklicher Pietät ver- 20 einigen läßt, daß man sich der höchsten und letzten Kunstforderungen bewußt sein kann, ohne die anzuklagen und zu lästern, welche noch nicht in der Lage waren, denselben zu genügen. Und so wenig es einem echten Historiker, wie Hettner, beikommen kann, irgendwie die Mängel, Schwächen und Irrthümer der 25 Zeiten und Personen, welche er schildert, abläugnen zu wollen, ja so sehr er im Gegentheil gezwungen ist, dieselben überall mit der größten Bestimmtheit auszusprechen und darzulegen, so ist zwischen der Wahrheit und dem aberkritischen Tone, der jüngst üblich geworden, eine unendliche Kluft. Hettners „Literatur des 30 18. Jahrhunderts" unterscheidet sich von den negirenden Werken durch dieselben Eigenschaften, die jeder Zeit productive Kritik und

Scepticismus, Wahrheitseifer und Zerstörungstrieb von einander trennen werden. — Der Grundgedanke der Hettner'schen Literaturgeschichte bei ihrem ersten Entwurf war: vor allem die Einwirkungen, welche die verschiedenen Literaturen auf einander gewonnen haben,
5 nachzuweisen. Die Predigt der „Aufklärung“ war „in ihren innersten Lebensbedingungen und in ihrem geschichtlichen Verlauf nicht zu verstehen, ohne die ununterbrochene Rücksicht auf die von England und Frankreich überkommenen Anregungen und Einwirkungen“. Diesen Grundgedanken hält der Verfasser auch
10 in seiner Geschichte der deutschen Literatur fest, ja verhilft ihm eigentlich erst zur Geltung, indem er mit schärfster Kritik und eingehendster Sachkenntniß die Bezüge zwischen der anglo-gallischen Literatur einerseits und der aus der tiefen Verkommenheit des 17. Jahrhunderts aufstrebenden deutschen Literatur andererseits,
15 klar und anschaulich nachweis't. Doch darf dieß keineswegs so verstanden werden, als ob der Verfasser ungerecht gegen die innerste Kraft und das eigenthümliche Leben des deutschen Volkes sei. Er weis't jede Regung der Selbständigkeit, jede Stelle, auf der sich der Genius des deutschen Volkes unangetastet behauptet
20 hatte, mit Freude nach. Aber den gewaltigen Einfluß, den die englische und französische Literatur auf Deutschland besonders in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gewonnen, kann er mindestens im ersten Theile dieser Geschichte nirgend abläugnen, sucht ihn in seinen wahren Ursachen und heilsamen Wirkungen
25 darzustellen. Uebrigens beschränkt sich Hettner keineswegs auf die Literatur allein, in der er eben so wohl der Wissenschaft, als der Dichtung eingehende Berücksichtigung angedeihen läßt, sondern wendet seinen Blick auch auf das Gebiet der übrigen Künste, das Staats- und Volksleben und erweitert
30 solchergestalt sein Werk zu einem culturgeschichtlichen. Die Characteristiken der einzelnen Perioden und Persönlichkeiten, die biographischen Studien sind vorzüglich, zum Theil meisterhaft, der Stil des Ganzen fesselnd lebendig und von der Wärme des

Verfassers für seinen Gegenstand durchdrungen. Wir dürfen mit ungetheilter Freude und hoher Erwartung der Fortsetzung des trefflichen Buches entgegensehen.

122.

Der Protestantismus in der Literatur. 5

1862.

„An ihren Früchten sollt Ihr sie erkennen“ sagt Christus, und dieses tiefsinnige Wort gilt, wie von Bäumen und Pflanzen, auch von ganzen Völkern und der ganzen Menschheit. Zu den höchsten Früchten eines Volkes gehört aber seine Literatur, 10 ja, sie ist die einzige, unvergängliche, die es hervorbringt. Denn die politischen Formen wechseln, der kriegerische Ruhm erlischt, das Gemälde erbleicht, die Statue verwittert, die Palläste stürzen ein, und nur das Buch hat keinen Untergang zu fürchten, da es sich ewig erneut. Es fällt daher gewiß für ein religiöses 15 Princip schwer in's Gewicht, ob es der Entwickelung der Literatur günstig oder feindlich war.

Sehen wir uns nun in der europäischen Literatur um, so werden wir finden, daß der Protestantismus überall die Krone davon getragen hat, auch da, wo er nicht offen geduldet 20 wird, sondern nur verkappt herum geht. Nehmen wir Italien, den Sitz des Papstthums, so ist Dante freilich streng katholisch, aber er gehört einer Zeit an, wo die Principien noch nicht mit einander kämpften, und er wird zwar viel bewundert, jedoch wenig gelesen; eben so verhält es sich mit Tasso, wenn man einige 25 Parthieen des befreiten Jerusalems ausnimmt, die mit der Religion Nichts zu schaffen haben. Dagegen sind Ariost und Boccacio, die Lieblings-Dichter, die in Aller Munde leben, fast irreligiös zu nennen, indem sie nicht bloß Priester und Mönche auf alle erdenkliche Weise verhöhnen und verspotten, sondern in ihrem 30

satyrischen Eifer nicht selten auch das Heilige selbst verletzen und in den Kelch hineinspuken, anstatt sich zu begnügen, ihn von außen zu reinigen. Der literairische Ruhm Frankreichs beruht auf den Namen Voltaire, Rousseau, Molière, Racine
5 u. s. w. Nun, Voltaire warf die Brandfackel in die ganze christliche Welt hinein, Rousseau schwang in seinem Glaubensbekenntniß des Vicars von Savoyen ganz offen das protestantische Banner, Molière erschuf den Tartüffe, und Racine verunglückte jämmerlich, als er im Sinne der Frau von Maintenon zu katholisiren be-
10 gann und seine Esther schrieb. Es zeigt sich also gleichmäßig bei Franzosen und Italiänern auf eine höchst bemerkenswerthe Weise, daß die Literatur nach dem Eintritt des großen kirchlichen Bruchs entweder, wenn auch mit Verläugnung des Namens, im Stillen protestantisch wurde und an der Vermittlung zwischen
15 dem erstarrten Dogma und der Freiheit des menschlichen Geistes Antheil nahm oder ganz entschieden religions-feindlich auftrat. Darin hat sich auch später Nichts verändert; in Italien ist die Literatur ausgegangen, und in Frankreich hat die Kluft zwischen ihr und der Kirche sich nur erweitert. Spanien scheint eine
20 Ausnahme zu bilden; es hat eine Literatur, und sie ist katholisch, schon deshalb, weil das protestantische Element im Lande fehlt. Diese Ausnahme ist aber wirklich auch nur scheinbar, denn die ganze Literatur ist phantastisch und schlingt sich um den Katholicismus, den sie nicht angreifen kann, weil die Inquisition ihn
25 schützt, ganz äußerlich herum, wie der grüne Epheu um einen dürren Stamm, anstatt ihn in sich aufzunehmen und als Lebenssaft zu verarbeiten. Man denke an das Hauptproduct dieser Literatur, an den Don Quixote, und frage sich, ob die Religion eine andere Rolle darin spielt, wie Hüons Wunderhorn im
30 Oberon; alle Welt tanzt darnach, doch kein Mensch begreift, warum? Die Literatur Englands ist ganz protestantisch, und sie steht, schon durch den einzigen Shakespeare, an der Spitze aller übrigen; was früher da war, zählt so wenig gegen den

späteren Reichthum, wie der kümmerliche Hausrath eines ehemaligen Bettlers, der Millionär geworden ist.

Am allerschlagendsten tritt das Uebergewicht des Protestantismus aber in unserer eigenen, der deutschen Literatur hervor. Die erste große Periode derselben hat freilich zwei 5 Riesen-Werke aufzuzeigen, die nicht auf seine Rechnung kommen, weil sie, wie Dantes comedia divina, lange vor der Reformation entstanden sind, nämlich die Nibelungen und den Reinecke Fuchs. Aber die Nibelungen characterisirt Goethe mit vollkommenem Recht als völlig gott- und götterlos, trotz der später 10 von ungeschickter Hand hinein geflickten Meßgewänder, und der Reinecke Fuchs ergeht sich eben so, wie die Novellen des Boccacio und des Ariost, in der Carikirung des Pfaffenthums. Beide Dichtungen sind daher nicht durch den Katholicismus, sondern trotz ihm, aus der Nation hervorgesproßt und athmen zwar 15 keinen protestantischen, aber eben darum auch gar keinen christlichen Geist. Die zweite große Literatur-Periode ist dagegen das fast ausschließliche Product des Protestantismus, ja sie wird im buchstäblichsten Sinn von Luther auf den Schultern getragen, denn er gab durch seine Bibel-Uebersetzung der Sprache erst die 20 Form, die sie classischer Bildungen fähig machte. Gleich die Morgenröthe des neuen Tags beleuchtet nur protestantische Häupter. Lessing, der größte Kritiker seit Aristoteles, der wie dieser alle Gebiete menschlicher Geistes-Thätigkeit umfaßte und befruchtete, war Protestant; Klopstock, der Chorage des Göt- 25 tinger Dichterbundes, um den sich die Jugend ehrfurchtsvoll zum Kreis zusammenschloß, war es auch. Ist es nöthig, Voß, Hölty, Bürger u. s. w. noch zu nennen? Als die Sonne hoch am Himmel stand, vergoldete sie wieder lauter Protestanten. Goethe, der erste würdige Nachfolger Shakespeares, wenn auch 30 nicht im Drama, Schiller, der ausdrücklich geboren schien, die Lücke auszufüllen, die Goethes Genius noch gelassen hatte, Jean Paul, der in's deutsche Kleinleben eindrang, wie kein

Zweiter, wenn seine humoristischen Lorbeeren auch zweifelhafterer Natur sein sollten, Keiner war Katholik. Auch die Abendröthe beschien Protestanten: Tieck und die Schlegel, die der romantischen Schule Namen und Bedeutung gaben, Heinrich Kleist, 5 der sie alle überragte und den Mond am Nachthimmel abgab, waren Goethes und Schillers Glaubens-Genossen. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch katholische Kräfte die Literatur gefördert hätten, aber der Posten bedeutet in der großen Rechnung gar wenig, denn immer schlossen sie sich an, nie ging die Ent- 10 scheidung von ihnen aus. In der Gegenwart steht es eben so. Ludwig Uhland, ohne Zweifel der erste Repräsentant der Lyrik, Friedrich Hebbel, der Repräsentant des Dramas, und Gustav Freytag, so wie Karl Gutzkow, die Repräsentanten des Romans, sind alle Protestanten. Kann das Zufall sein?

15

123.

Die Wiener Kunst-Institute.

I. Das K. K. Hofburgtheater.

[1862.]

„Die Waffen ruh'n, des Krieges Stürme schweigen" sagt 20 die Jungfrau von Orleans, und die Referenten, wie die harmlosen Zuschauer, die den Oesterreichischen Reichstag auf seinen Kreuz- und Queerzügen begleiten, sind berechtigt, in das Wort mit einzustimmen, wenn sie auch noch nicht hinzu fügen dürfen: „auf blut'ge Schlachten folgt Gesang und Tanz." So lange 25 der Zwiespalt zwischen dem Königreich Ungarn und der übrigen Monarchie nicht beigelegt ist, sei es nun auf dem Wege friedlicher Ausgleichung oder auf dem der Gewalt, steht unser Parlamentshaus, wie die Helgoländer Bade-Anstalt, auf einer Sand-Düne, die von der nächsten Flut weggespült werden 30 kann, und was in ihm vorgeht, hat nur physiognomische Be-

deutung. Man darf daher den Blick ohne Gewissensbisse, und ohne sich an dem „Ernst der Zeit“ zu versündigen, für ein Paar Augenblicke von den Weisen, die sich auf ihren goldenen Stühlen mit dem erhabenen Problem beschäftigen, wie beschädigte Welten zu flicken und Erdbeben zu verhindern sind, abwenden, und sich nach den armen verschüchterten Musen umsehen, um zu erfahren, wie sie während des grimmigen Kampfs der Elemente in versteckten Ecken und Winkeln, gleich Eichkätzchen und Maulwürfen, ihr kümmerliches Leben fristen. Man kann das um so eher wagen, als gegründete Aussicht vorhanden zu sein scheint, daß sie nächstens zu ihrem natürlichen Vater Apoll, der nur für die Lorbeerkränze zu sorgen pflegt, auch noch einen ministeriellen Pflegevater erhalten werden, der in Zukunft mit Ernst und Eifer die übrigen Bedürfnisse herbei zu schaffen hat, und als man sich dem zu Folge schmeicheln darf, dem Begutachtungs-Comité, das ohne Zweifel zur Erledigung dieser zarten Angelegenheit zusammen treten wird, in die Hände zu arbeiten. Die Wiener Künstler haben sich nämlich, wie der etwas emphatische Ausdruck lautet, einmal wieder gerührt; sie schämen sich, daß noch immer kein Shakespeare, kein Raphael und kein Beethoven unter ihnen aufgestanden ist, und sie suchen den Grund, wie unter Metternich in dem Druck der Censur, so unter Schmerling in dem Mangel an Reisestipendien, Pensionen und Preis-Ausschreibungen. Dichter, Maler und Musiker haben sich also, um diese „Vorbedingungen einer gedeihlichen Kunst-Entwickelung“ zu erlangen, mit einer Eingabe an's Ministerium gewandt, und die Deputation hat eine bessere Aufnahme gefunden, als die Petenten, die um ein Denkmal für die „März-Märtyrer“ supplicirten, und die, nach unserer Meinung mit Recht, da es sich um eine ganz unnütze Demonstration handelte, abschlägig beschieden wurden. Wir hegen nun freilich, ohne übrigens den Staat in seiner kalten Gleichgültigkeit gegen Kunst und Literatur bestärken zu wollen, die Ueberzeugung, daß dieß bloße Treibhaus-

mittel sind, überflüssig, wenn die öffentlichen Zustände sich so weit heben, daß von einer aesthetischen Erziehung des Menschen in Schillers Sinn auch bei uns die Rede sein kann, unzulänglich, wenn das wider alles Verhoffen nicht geschieht. Wir wollen 5 daher die Wunder, die man von Reisestipendien, Pensionen und Preisausschreibungen erwartet, dahin gestellt sein lassen und bloß untersuchen, was auch ohne diese zweifelhaften Hebel möglich wäre, wenn man das längst Vorhandene nur gehörig benutzte und redlich verwaltete. Und da das k. k. Hofburg-10 Theater zu Wien das einzige aesthetische Institut der Oesterreichschen Monarchie sein dürfte, was bis auf den gegenwärtigen Tag, mit Recht oder mit Unrecht, für ganz Deutschland maaßgebend geblieben ist, so wollen wir, des allgemeinen Interesses wegen, zunächst dieses der Prüfung unterziehen.

15 Die Wiener Hofbühne hatte ihre goldene Zeit anerkanntermaaßen unter Czernin und Schreyvogel-West, unvergeßlich durch die Einbürgerung der Donna Diana. Es sind nicht, wie man jetzt gern glauben machen mögte, die Lobredner des Alten um jeden Preis, die das behaupten; es sind die Freunde der 20 Kunst, der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Gleich mit dem Ausscheiden Schreyvogels und dem Eintreten Deinhardsteins ging's herunter, denn an die Stelle des Princips trat das Experiment, an die Stelle der reinen Linie der bunte Heuschreckentanz, und ein berühmter Dichter, der sich keineswegs 25 über Vernachlässigung zu beklagen hatte, fühlte sich zu dem Epigramm veranlaßt:

„Unsern Thespis-Karren ziehn
Pantalon und Harlekin,
Pierrot, das Jammerbild,
30 Hilft mit trüben Mienen,
Und, was mehr als Alles gilt,
Sind die Colombinen."

Unter Holbein wurde es noch viel schlechter. Der Schöpfer des Hans Sachs und des Garrick in Bristol hatte doch noch

poetische Einfälle, der Verfasser des Fridolin und des Wunderschranks watete im Sumpf der dicksten Prosa, das Princip kam nicht wieder zu Ehren, aber das Experiment hörte gänzlich auf, keck und kühn zu sein, und wurde plump und schwerfällig. Doch ging Alles noch anständig zu; daß jeder Vorstand dem Institut, 5 das er leitet, sein individuelles geistiges Gepräge aufdrückt und aufdrücken muß, versteht sich von selbst, und seine moralische Zurechnungsfähigkeit fängt erst an, wo es sich um seine persönlichen Zwecke und um seine Sympathieen und Antipathieen handelt. Deinhardstein und Holbein waren Beide gewandte und 10 fruchtbare Bühnenschriftsteller, auch unterließ der Erstere nicht, seine neuen Stücke in Wien zur Aufführung zu bringen, aber er trat mit seinem eigenen Gesicht vor die Lampen, nicht vermummt und verlarvt, angekündigt durch unverschämte Posaunenstöße und die Maske herunter nehmend, wenn das verblüffte 15 Publicum auf das Manöver einging, sich in siebenfache Schleier einhüllend und spurlos hinter den Coulissen verschwindend, wenn es abblitzte. Holbein dagegen, obgleich er in Gemeinschaft mit Küstner die Tantième gründete, und vielleicht eben deswegen, hielt die seinigen in nicht genug zu preisender Ehrenhaftigkeit 20 zurück und gestattete sich kaum Eine Ausnahme. Wenn man bedenkt, welche Mittel dem Director einer solchen Bühne zu Gebote stehen, dem sein Gewissen nicht verbietet, diese Linie zu überschreiten, wie leicht ihm bei der precairen Stellung des Deutschen Literatenthums die journalistische Bauchrednerei werden 25 muß und wie bald ein fremder Gast die Rollen heraus wittert, die ihm am sichersten zum Auftreten verhelfen, so wird man Deinhardsteins Ehrlichkeit und Holbeins Selbstenthaltsamkeit so hoch schätzen müssen, daß man dem Einen dafür sein leichtes windiges Wesen, dem Anderen seine Vorliebe für Alles, was 30 kriecht, von Herzen verzeiht. In Bezug auf Gastspiele blieben alle Beide dem Princip Schreyvogels treu; sie fühlten sich so wenig versucht, als berechtigt, in bunter Musterkarte den ima-

ginairen Talent-Reichthum des Deutschen Reichs von Hinter-
pommern an bis zur Bukowina hinauf vor „den erstaunten
Blicken“ auszubreiten, denn sie wußten, daß der Haushalt zer-
stört wird, wenn es alle Tage Gäste giebt, und daß die klägliche
5 Lust an der Abwechselung sich nur zu schnell an die Stelle des
Kunst-Interesses setzt, wenn man Bild auf Bild, wie in der
Kinderkomödie, folgen läßt. Sie beschränkten sich, unbekümmert
um die Diäten der Entdeckungsreisen, in weiser Mäßigung auf
die Vorführung der wahren künstlerischen Größen und ließen
10 das „Werdende“ nur zu, wenn eine Lücke im Personal ein Spiel
auf Engagement nothwendig machte. Dabei kam denn heraus,
was nach den Versicherungen gewisser Stimmen erst in neuester
Zeit erreicht worden sein soll, und was in Wahrheit ver-
loren gegangen ist, wenn man von der Dressur einiger Schau-
15 spieler für die französische Bluette absieht: ein harmonisches Zu-
sammenspiel, ein Ensemble ohne Gleichen in Tragödie und
Komödie, ein Verwerthen aller Kräfte durch gegenseitige Unter-
stützung und Hingebung, das in einem Taubenschlag natürlich
gar nicht zu Stande kommen kann. Das Jahr 1848 brach
20 herein, und rüttelte nicht bloß an den Thronen der Könige,
sondern auch an den Lehnstühlen der Theater-Directoren.
Küstner that in Berlin, was er konnte, um sich zu behaupten,
und Holbein ließ es in Wien auch nicht an sich fehlen; die
ganze moderne Literatur wurde in Sturmes-Eile vor den ver-
25 blüfften Augen des Altösterreichers vorüber gehetzt, noch hatte
er sich von seinem Entsetzen über die Maria Magdalena nicht
erholt, so wurde ihm der Uriel Acosta zugemuthet, es war, als
ob ein Gichtbrüchiger plötzlich den Sanct-Veits-Tanz bekäme.
Aber Alles half Nichts; als Küstner, in sich'rer Erwartung, ein
30 Belobungs-Decret zur Antwort zu erhalten, um seine Ent-
lassung ansuchte, wurde ihm die Thür weit aufgemacht, und er
erhielt einen Lieutenant zum Nachfolger, und als Holbein, um
das drohende Unwetter abzuleiten, sich einen aesthetischen Beirath

ausbat, wurde er gelind bei Seite geschoben und bekam ein Mitglied des jungen Deutschlands zum Collegen. Die Ernennung Heinrich Laubes zum artistischen Director des k. k. Hofburg-Theaters in Wien überraschte Jeden, der nur die ältesten literairischen Thaten dieses geistreichen Schriftstellers im Ge- 5 dächtniß hatte, Keinen, der auch den neuesten mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt war. Ein hochgestellter, auch als politischer Autor gefeierter Oesterreichscher Staatsmann konnte es Anfangs gar nicht begreifen, daß man dem Verfasser des „neuen Europa" und der „Reise-Novellen" einen so heikligen 10 Posten anvertraut habe; er las die „Geschichte des Deutschen Parlaments" und fand Alles in der Ordnung. Es ist nicht unsere Aufgabe, das Problem des Renegatenthums zu lösen; wir räumen bereitwilligst ein, daß es in allen Gebieten ehrliche und aufrichtige Renegaten geben kann, und wenn wir es auch nicht 15 billigen, daß „der Gutgesinnte" zum Beweis seiner vollkommenen Herstellung vom demokratischen Fieber den Finger in das Blut des kaum niedergeschossenen Gegners taucht und sein Zerrbild damit an die Wand zeichnet, wie das zuweilen geschieht, so sind wir doch weit davon entfernt, aus dem Laube'schen Buch ein so unbe- 20 dingtes moralisches Verdammungs-Urtheil über den Verfasser abzuleiten, wie dieß der edle Simon in der furchtbaren Kritik, die er in der Deutschen Monatsschrift veröffentlichte, gethan hat. Aber durch das Programm der neuen Direction konnte sich nur Derjenige täuschen lassen, der die Sachlage nicht kannte und die Natur der 25 Programme in Börnes vortrefflicher Humoreske: „Ankündigung der Zeitschwingen" nie studirt hatte. Jetzt werden Laubes Partisanen nicht müde, bei jeder Gelegenheit daran zu erinnern, daß das Hofburgtheater von jeher seine eigentliche Stärke im bürgerlichen Schauspiel gehabt und die hohe Tragödie fast ausgeschlossen 30 habe; als er die Zügel in die Hand nahm, war aber durchaus nicht die Rede davon, daß bloß der Status quo aufrecht erhalten werden solle, denn dazu wäre Holbein der allergeeignetste Mann

gewesen, und der sollte ja eben beseitigt werden, sondern es wurde eine Zeit der Zeichen und Wunder in Aussicht gestellt, und man durfte eine vollständige Illustration der dramatischen Literatur erwarten. Doch, das war nur pour le bruit; der Vernünftige
5 wußte, was er von der mit allen Glocken eingeläuteten „Reform" zu denken habe. Das neue Regiment begann unter den allergünstigsten Umständen. Das Oberstkämmerer-Amt, in dem auch ein vielbedeutender Personenwechsel eingetreten war, enthielt sich jeder Einmischung in die artistische Leitung; nach unserer Mei-
10 nung mit sehr richtigem, der höchsten Anerkennung würdigen Tact, da die Hofstelle zwar das Ganze überwachen, nicht aber das Detail corrigiren soll. Die Journale riefen: Hosiannah; von Opposition war gar nicht die Rede. Ein Personal war beisammen, das, wenn die Positionen nur ein klein wenig in Gemäßheit der
15 Altersstufen verrückt worden wären, mit geringer Recrutirung von außen wirklich eine Zeit der Zeichen und Wunder hätte herbei führen können. Und das Glück gesellte sich hinzu. Die Revolution hatte das Haus geleert; es wurde Holbein als Verbrechen angerechnet. Die Wiederkehr friedlicher Zustände hatte es wieder gefüllt; es wurde Lau-
20 be als Verdienst zugeschrieben. Die Polizei erwachte zu neuem Leben, Haussuchungen waren an der Tagesordnung, auf die Correspondenten auswärtiger Blätter wurde gefahndet, jeder besonnene Mann sagte sich, daß in Oesterreich eine neue Periode des Schweigens gekommen sei, und schwieg. Was ließ sich nun nicht Alles durch-
25 setzen! Es wurde auch viel durchgesetzt, aber leider nicht das Rechte. Die Abentheuerlichkeit, die Tausendsappermenterei, wie ein Referent sich einmal vortrefflich ausdrückte, kam an die Reihe, Alles versuchend und wieder fallen lassend und in Nichts fest, unerschütterlich und consequent, als in der Vorführung der
30 eigenen Stücke. Das Personal wurde nicht ergänzt, sondern, so weit es ging, todt geschlagen, damit man Raum für die neue, eigenhändige Pflanzung gewann, und das war leicht zu machen, denn man braucht den Tragöden nur in die Komödie hinein zu

schieben, den Komöden in die Tragödie, den Plastiker in den lyrischen Kreis, den Lyriker in den plastischen, so sind Schröder und Eßlair, die Rachel und die Ristori verloren. Engagirt wurde in's Blaue hinein, und da den älteren Mitgliedern zwar ihre Rollen, aber doch nicht auch ihre Gagen abgenommen werden 5 konnten, so wurde dadurch der Etat trotz der großen Dotation so unverantwortlich belastet, daß die allerschmählichste Abhängigkeit von der Theatercasse und der Tages-Einnahme als nothwendiges Ergebniß eintreten mußte. Die Gäste kamen, wie die Spatzen; aus den Doctor-Promotionen wurden Maturitätsprüfungen, ja 10 ABC-Schützen-Examen, jeden Augenblick tauchte ein außerordentliches Talent auf, das alles Frühere übertraf, wie z. B. ein Fräulein Schönhof die unvergeßliche Louise Neumann, und das dennoch rascher, wie ein Kinderspielzeug, wieder bei Seite geworfen ward, weil man, wie man dann naiv genug selbst bekannte, sich ge- 15 täuscht hatte. Doch wurden der Bühne, wie die Gerechtigkeit hinzu zu fügen erheischt, durch diesen Hexentanz zwei bedeutende Mitglieder gewonnen, die später zwar wieder verloren gingen, jedoch, wie sie gleichfalls betonen muß, ohne Schuld der Direction, nämlich Bogumil Dawison und Marie Seebach. 20 Das vorgefundene Repertoire, das allerdings von Holbein weniger zusammen gestellt, als vom Sturm der Zeit zusammengewirbelt worden war, wurde gesichtet, und bei dieser Gelegenheit zeigte es sich so recht, welch einem Princip für die Zukunft gehuldigt werden sollte. Wären reactionaire Rücksichten maaßgebend 25 gewesen, so hätten die Carlsschüler mit ihrem „Schießpulverstyl“ und ihren knallenden Raketen-Phrasen zuerst beseitigt werden müssen, aber Schiller durfte nach Belieben fort radotiren, und sogar das nicht bloß den Frömmlern, sondern jedem gesunden sittlichen Sinn anstößige „Roccoco“ mit seinem „Abbé de la 30 Sauce“ konnte sich trotz des Concordats durchschmuggeln. Auch Monaldeschi und Struensee wurden nicht zurückgesetzt; später gesellten sich dann Graf Essex und Montrose, Anfangs anonym

vorgeführt, hinzu, und wie im Feenmärchen der Ritter nur dann zur Princessin gelangte, wenn er vorher den einen oder den anderen Drachen herzhaft umarmt und geküßt hatte, so fand jeder männliche Gast von Bedeutung rathsam, sich den Wienern
5 als Schiller vorzustellen, während jeder weibliche gern als Lady Rutland oder als Königin Christine sein Compliment machte, was denn den Werken neben fleißiger Benutzung der Sonn- und Festtage ihren Erfolg sicherte. Die übrigen Dramatiker wurden um so strenger behandelt, Uriel Acosta, Judith, Maria Magda-
10 lena u. s. w., obgleich vom Publicum nicht minder gern gesehen, verschwanden, und neue Stücke von Gewicht schienen nur dann nicht auf unbesiegbare Schwierigkeiten zu stoßen, wenn die Verfasser Redacteure einflußreicher Journale oder gar, wie Freytag, mit der „Literatur-Geschichte der Gegenwart verheirathet" waren.
15 Im Anfang wurden die klaffendsten Lücken durch Shakespeare verdeckt, durch den Dichter, dem gar nicht so viel weggenommen werden kann, daß ihm nicht noch genug übrig bleibt, und der trotz der ärgsten Verstümmlung noch immer electrisch wirkt. Aber auch dieser ist mit jedem Jahre weiter zurückgetreten, und in demselben
20 Maaße hat sich Charlotte Birchpfeiffer vorgedrängt, so daß sie jetzt den Grundpfeiler des Repertoires bildet, um den sich die französischen Schlinggewächse, die gleich dem Kürbiß des Propheten Jonas über Nacht entstehen und vergehen, lustig wuchernd herum ziehen. Dazwischen dann hin und wieder ein
25 Musenopfer, dem Anstand oder der Convenienz unwillig dargebracht, das überkommene „eiserne Vieh" mit eingeschlossen. Das ist das Resultat der Reform. Eine alte und eine neue Gesellschaft, die zu einander passen, wie Milch und Oel, und über deren Elemente Direction und Publicum diametral verschieden
30 denken; ein durch die unbesonnensten Experimente bis zum Erdrücken überbürdeter Etat, der das erste und am reichlichsten subventionirte Theater Deutschlands in jedem Athemzug an das Fluten oder Ebben der Casse knüpft; ein würde- und characterloses Repertoire,

das Stücke, wie den Prinzen von Homburg, auf der Stelle fallen läßt, wenn er einmal das Haus nicht füllt, und nach dem ersten besten Machwerk greift, das klingenden Erfolg verspricht; vollständige Vertretung des Dichters Heinrich Laube, der Dichterin Charlotte Birchpfeiffer und des französischen Grisetten-Dramas durch pseudonyme Uebersetzer. Wir würden es dem Reichsrath verargen, wenn er diese Wirthschaft, wie es naiver Weise erwartet zu werden scheint, mit einem einzigen Kreuzer unterstützte; die Mittel sind vollkommen ausreichend, Holbein hatte oft Ueberschuß, nie ein Deficit. Aber wir werden es ihm Dank wissen, wenn er sie, so weit das in sein Ressort gehört, einer näheren Prüfung unterzieht. Mit diesem Wunsch stehen wir nicht allein; im letzten Jahr ist es so arg geworden, daß am Schlusse der Saison fast alle Wiener Blätter sich in ähnlichem Sinn, wie wir, geäußert haben. Es ist freilich auch früher nicht ganz stillschweigend abgegangen; wir verweisen z. B., was das Detail betrifft, von dem wir absehen mußten, auf die „Stimmen der Zeit", März 1859 und Jan: 1860. Dabei vergessen wir nicht, daß es anderswo, mit wenigen Ausnahmen, nicht viel besser steht, und daß namentlich das Berliner Hoftheater sich ausnimmt, wie eine Kinnlade, der bis auf einige Stümpfe die Zähne fehlen. Allein Herr von Hülsen bläſ't und brüstet sich auch nicht, er betreibt das bescheidene Geschäft des Tags ohne Lärm und nicht ohne Schaam und hütet sich, an die goldenen Tage zu erinnern, wo Fleck und Devrient glänzten.

124.
Zur Aesthetik.
1863.

1. Denkwürdigkeiten aus dem Leben J. P. Fr. Richters. Zur Feier
5 seines hundertjährigen Geburtstages herausgegeben von Ernst Förster.
1. Band. 1. u. 2. Abtheilung; Briefwechsel enthaltend. München,
E. A. Fleischmanns Buchhandlung (A. Rohsold).

Jean Pauls hundertjähriger Geburtstag ist ohne Sang
und Klang in Deutschland vorübergegangen. Ist das eine Unter=
10 lassungssünde, wegen derer unsere Nachkommenschaft uns zur
Verantwortung ziehen wird? Oder haben wir dadurch den über=
schwänglichen Enthusiasmus unserer Väter zurecht gewiesen, und
eine zu freigebige Anerkennung auf ihr richtiges Maaß zurück=
geführt? „Ein Stern ist untergegangen — ruft Börne in seiner
15 Frankfurter Denkrede aus — und das Auge des Jahrhunderts
wird sich schließen, bevor er wieder erscheint; und eine Krone
ist gefallen von dem Haupte eines Königs, und ein hoher Priester
ist gestorben." Allein Börne spricht hier, wie immer, wenn er
in aesthetischen Dingen seine Stimme erhob, als blinder Democrat,
20 der jede Schaumblase göttlich fand, wenn sie ihm nur im Zer=
springen seine Lieblingsgase entgegenströmte, und den Sternen
selbst ihren Glanz bestritt, wenn sie nicht kometarisch=roth an=
gehaucht waren. Und dennoch muß auch er mitten im Pane=
gyricus einhalten, und gesenkten Tons hinzufügen: „Nicht Allen
25 hat er gelebt, aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen
geboren, und Alle werden ihn beweinen, er aber steht geduldig
an der Pforte des neuen Jahrhunderts, und wartet lächelnd,
bis sein schleichend Volk ihm nachkomme." Die Thatsache ist
richtig, schon bei dem Tode Jean Pauls war die Theilnahme
30 gering und äußerst getheilt, aber die Prophezeiung ist nicht
eingetroffen, sein Volk hat sich immer mehr von ihm abgewandt,
und Titan und Hesperus dürften kaum noch öfter gelesen werden,
wie Klopstocks Messias und Geßners Idyllen. Spazier, der

Neffe und Biograph des Dichters, würde den Grund in dem Mangel an Commentaren zu diesen dickleibigen Romanen suchen, und einen hämischen Seitenblick auf Goethe und seinen oft commentirten Wilhelm Meister werfen, Gervinus meint jedoch, das ganze Verdienst Jean Pauls sei in die Klein- und Stillmalerei zu setzen, und diesem wohlmotivirten Urtheil wird Jeder unbekümmert um Gottschalls Widerspruch beipflichten müssen, der den engen Kreis, in dem der Mann etwas wirklich Poetisches, dann aber freilich auch wunderbar Eigenthümliches leistet, von dem weiten, den er durch seine humoristischen Purzelbäume und seine sentimentalen Wasserwerke auszufüllen strebt, zu unterscheiden, und die Lenetten von den Lianen und Natalien zu sondern weiß. Es ist daher vollkommen in der Ordnung, daß die deutsche Nation auf ein Goethe- und ein Schiller-Fest keine Richter-Feier folgen ließ, denn ein Partialtalent hat keinen Anspruch auf die Huldigung, die dem Universalgenius gebührt, und die Völker müssen mit ihren Auszeichnungen eben so sparsam sein, wie weise Fürsten mit ihren Orden, falls sie Werth behalten sollen. Wenn aber die Nation sich nicht regte, so hat sich dafür die Familie des Dichters gerührt, und, uneingeschüchtert durch die gänzliche Erfolglosigkeit des vor einem Decennium hervorgezogenen „Papierdrachen", die Zettelkasten und Excerptenberge abermals durchstöbert, und Jean Pauls Correspondenz mit Emanuel, so wie mit Oertel und Thieriot als „Denkwürdigkeiten" vor uns ausgebreitet. Sie hat nicht wohl gethan. Von Jean Pauls Briefen ist schon viel zu viel gedruckt; das Publicum kümmert sich nicht im Geringsten um die vielbändigen Briefwechsel mit Otto ꝛc., und auch der Literarhistoriker durchläuft sie nur, weil er characteristische Anecdoten über die weimar-jenaischen Zustände und über Schiller und Goethe darin findet, nicht aber, weil er ihnen einen selbständigen Werth beilegt. Was soll nun gar die Nachlese, der dieser Reiz fehlt? Wer sind die Herren Emanuel, Oertel, Thieriot? Brave Leute, von denen der Eine

den Dichter mit Bier versorgte, der Zweite ihm Bücher schickte, und der Dritte ihm auf der Geige vorspielte. Sind das Verdienste, die ihnen über die persönliche Dankbarkeit des Verpflichteten hinaus ein allgemeines Interesse sichern? Dennoch
5 dreht sich um diese Personen und um das kleinbürgerliche Hinüber und Herüber mit ihnen die ganze Correspondenz, woraus dann folgt, daß sie noch bombastischer ist, als Jean Paul gewöhnlich zu sein pflegt, wenn er sich brieflich entleert. Einige Proben mögen es beweisen. Seite 118, Theil 1 lautet es: „Des Lebens
10 Unkraut ist endlich wieder verdorrt, das mich verstrickte". Das soll heißen: „Meine Frau ist vom Milchfieber geheilt". Seite 284 lesen wir: „Es thut mir und der Gärtnerin wohl, daß die nachgeschickten Epheublättchen gerade um die treue Brust sich legen, um die so viel lebendiger Epheu der Freundschaft sich
15 schlingt". Das bedeutet: „Ich schicke Dir zum Geburtstage eine Weste, auf die meine Gattin Epheublätter gestickt hat". Sogar Kinderbriefe sind eingeschaltet. „Ganz, wie er leibt und lebt!" wird der Leser ausrufen. Ja wohl! Aber kannten wir ihn nicht ohne dieß schon? „Himmel, ich glaub's", würde der Humorist
20 mit seiner Lieblingswendung hinzusetzen, wenn er die Recension selbst schriebe. Allerdings ist nicht bloß von Milchfiebern und Geburtstagswesten die Rede, und auch des baireuther Bieres wird nicht auf jeder Seite gedacht. Aber die Blumen, die er für den Sonntag in den höheren Regionen gepflückt, sind nicht
25 besser, wie die Schimmelgewächse des Topfes, womit er die Alltagsereignisse umkleidet. Oder wem gefallen Prachtstellen, wie diese: „Der jüdische lange Tag unseres Lebens würde uns durch sein ewiges idem abmatten und ekeln, wenn nicht die sanfte Natur zwischen jede zwölf Stunden und Acte den Schlaf als die Folie
30 des Wachens eingeschoben hätte. Daher kann die zweite Welt kein grünes Sumpfwasser einer fixen Ewigkeit sein, sondern ein unabsehlicher Wechsel, d. h. ein ewiger Tod!" Verunglückte Denkprocesse, die sich wieder in's allgemeine Bilderspiel der

Sprache auflösen, statt sich zum Resultat zu verdichten, geben so wenig Poesie, als Philosophie.

2. Studien über das englische Theater. Von Moritz Rapp. Erste und zweite Abtheilung. Tübingen, Laupp u. Siebeck.

Der Verfasser ist überzeugt, daß in den nächsten hundert Jahren ein Geschichtschreiber des englischen Theaters auftreten wird. Diese Ueberzeugung wird Jeder mit ihm theilen, der den Umfang der zu einem solchen Unternehmen bereits gelieferten Vorarbeiten kennt; wenn das Material beisammen ist, pflegt der Organisator nicht auf sich warten zu lassen. Er meint aber auch, daß dieser Geschichtschreiber in Deutschland aufstehen müsse, und das aus dem Grunde, weil unserer „Nationalität" in unserm Jahrhundert ganz unverkennbar die „Theorie" zugewiesen sei. Die Thatsache zugegeben, fehlt dem Schluß noch immer sehr viel zur Bündigkeit, denn es ist etwas ganz Anderes, die innere Entwickelung des Dramas auf die letzten Gesetze zurückzuführen, wie es der Theoretiker thut, und etwas ganz Anderes, die äußere Verleiblichung desselben auf dem Theater im Kampfe mit den ewig wechselnden politischen, religiösen und socialen Mächten darzustellen, wie es der Geschichtschreiber thun soll. Warum sollten sich in diese Arbeit, die zwei verschiedene Menschen verlangt, nicht auch zwei verschiedene Völker theilen, und warum sollten die Engländer, die schon so manchen trefflichen Bau- und Eckstein zu dem rückständigen Werke aufzeigen können, wie z. B. Macaulays glänzendes Essay über die Lustspieldichter der Restauration, nicht wenigstens eben so viel Anwartschaft haben, wie die Deutschen? Doch das nebenbei. Der Verfasser hat diese „Studien" vorzugsweise für den künftigen Geschichtschreiber, dessen Erscheinung er prophezeit, publicirt, und, wie er weiter versichert, dem Gegenstande von Jugend auf seine besten Kräfte zugewandt. Sie bestehen aus bloßen Collectaneen, die besser geordnet sein könnten,

und sich in der Regel auf eine kurze Inhaltsanzeige der Stücke beschränken, welche der Verfasser gelesen hat. Es ist eine ungeheuere Kunst, ein Drama, sei es gut oder schlecht, im Lapidarstile zu reproduciren, und in eine Novelle zu verwandeln. Der
5 Verfasser besitzt diese Kunst nicht, sein Buch bietet deshalb dem größern Publicum, auch dem aesthetisch gebildeten, Nichts dar und kann sich wirklich nur um das Verdienst bewerben, dem Geschichtschreiber einige Mühe abzunehmen. Hat es diesem nun die Selbstprüfung erspart? Kann er sich auf die Urtheile des
10 Verfassers verlassen, und sie auf Treu und Glauben hinnehmen? Das wird von der Beschaffenheit der Principien abhängen, aus welchen sie hervorgegangen sind. Diese werden nun zwar nirgends offen und bestimmt ausgesprochen, aber sie spiegeln sich in so blendenden Reflexen bei der Anwendung auf specielle
15 Fälle, daß man trotzdem leicht über sie in's Klare kommt. Ueber Lord Byrons „Werner" heißt es: „Daß Goethe Byron mit Schiller verglich, ist wohl ein Frevel zu nennen, er ist aber dafür durch dieses Werk gestraft, denn daß der Dichter gerade ihm ein Werk dedicirte, in welchem die deutsche Aristocratie und
20 ihr Despotismus gebrandmarkt sind, war wohl das Gedankenloseste, und muß Goethe maaßlos geärgert haben." Die Philologen pflegen einander dadurch maaßlos zu ärgern, daß sie sich seltene Manuscripte gegenseitig durch sogenannte unglückliche Tintenklexe verderben; unter den Dichtern geht es anders her,
25 und aus guten Gründen, denn sie müssen erst als Menschen Etwas sein, bevor sie als Dichter Etwas bedeuten können, was von Linguisten, Mathematikern, Zoologen u. s. w. keineswegs gilt. Lord Byron dachte nicht daran, die deutsche Aristocratie zu brandmarken, als er die dunkele deutsche Erzählung drama-
30 tisirte, und Goethe fiel es nicht ein, sich über eine wohlgemeinte Dedication, die nur zufällig an die Stelle der beabsichtigten zum Sardanapal trat, zu erboßen. Aber welch ein Begriff von der Dichternatur und vom poetischen Schöpfungsproceß taucht hier

auf! Doch es kommt noch besser. Zu Fletchers „Captain“ bemerkt der Verfasser: „Man darf wohl vermuthen, falls, wie sehr glaublich, Shakespeare dieses Stück noch auf der Bühne gesehen oder gelesen haben sollte, und dabei bedachte, was sein nächster Nachfolger auf der Bühne aus ihr gemacht, er müßte über seiner eigenen Kunst einen Schauder empfunden haben, und es ist ganz glaublich (in diesem nachlässigen Stile ist das ganze Buch geschrieben), daß er für ein Publicum, das solche Kost vertrug und verlangte, von hier an nicht mehr zu produciren sich getrieben fühlte.“ Ja wohl! Mein Nachbar hat einen Cartouche in die Welt gesetzt; ich will mich fortan des Ehebetts enthalten, damit ihm kein Aristides in den Weg trete! Unsittliche Stücke gefallen; ich will mich wohl hüten, ihnen durch sittliche entgegen zu wirken! Es ist ja eine Kleinigkeit, einen Lear oder einen Hamlet, die sich aus den Tiefen der Seele emporarbeiten, zu unterdrücken; man braucht bloß daran zu denken, daß sie vielleicht nicht gleich den ersten Abend beklatscht werden. Von einer ethischen Verpflichtung kann ohnehin nicht die Rede sein! — Dieß ist die Grundanschauung des Verfassers über den Hauptpunct, sie muß ihn jeden Augenblick verführen, das Nothwendige zu übersehen, und auf das Zufällige einen ungebührlichen Werth zu legen. Nur zur Probe noch einzelne Aussprüche. In Byrons Marino Faliero sind „die Reden der Dogeresse vor Gericht nicht aus ihrem Character; sie ist vorher weich, hier beinahe frech.“ Dieser Umschlag der scheuen Weiblichkeit in ihr Gegentheil ist nun gerade die Hauptschönheit; man könnte mit demselben Recht den Wurm tadeln, dem sein Stachel wächs't, wenn er zertreten werden soll. Shakespeare hat nach dem Verfasser herbe Erfahrungen mit den Weibern und „in financieller Beziehung“ auch mit den Männern hinter sich. Das eine weiß man — — — Aus dem Collier? Oder aus neu entdeckten Memoiren? Nein, aus dem Othello und dem Wintermärchen, und das andere aus dem Timon

von Athen, „wo er den Undank und die Geldgier der Menschen an den Pranger stellt.“ Richtig, wir wissen es schon von Byrons Werner her, daß der Dichter sich in der dramatischen Poesie, wie in der lyrischen, persönlich ausschäumt; wenn die Aesthetik die stoffliche Interesselosigkeit des Künstlers zur ersten Bedingung seiner Leistung macht, und wenn Schiller den Mangel derselben sogar an dem Lyriker Bürger so bitter rügt, so ist das Faselei. Antonius und Cleopatra ist ein mehr bürgerliches Trauerspiel, und steht so niedrig, daß Shakespeare nach des Verfassers Meinung solcher Art Stücke bei etwas mehr Phlegma wohl an hundert hätte liefern können; der einzige Character der Cleopatra würde ihn wohl daran verhindert haben. Doch wir schließen, ohne uns bei so manchem andern, namentlich bei den neu aufgespürten wunderlichen Quellen der Schiller'schen Räuber und des Don Carlos, noch aufzuhalten. Der Leser ist längst in den Stand gesetzt, darüber zu entscheiden, ob der künftige Geschichtschreiber des englischen Theaters die Urtheile des Verfassers adoptiren darf oder nicht. Wie der Codex, so die Sentenzen.

3. Schillers Geistesgang. Von Dr. A. Kuhn. Mit einem Portrait. Berlin, L. v. Warnsdorf.

Ueber Schillers Entwickelungsgang ist so viel geschrieben worden, daß es kaum noch einen Standpunct giebt, von dem aus man ihn nicht bereits betrachtet hätte. Dieß weiß der Verfasser selbst, und räumt mit anerkennungswürdiger Offenheit ein, daß er sich auf die Schultern seiner Vorgänger gestellt hat. Die Kritik muß ihm ihrerseits dagegen bestätigen, daß die Hoffnung ihn nicht täuscht, wenn er glaubt, manches Eigenthümliche hinzugefügt, und dadurch zu weiterm und schärferm Denken Anlaß gegeben zu haben. Es ist zunächst rühmend hervorzuheben, daß er die Resultate der neuern Geschichtsforschung über den Dreizigjährigen Krieg, über Wallenstein, Tilly und Gustav Adolph mit

in Betracht zieht, denn wenn diese auch für Schillers bekanntes Geschichtswerk ziemlich gleichgültig sind, da es ohnehin bei seinem Damenkalender-Ursprung der wissenschaftlichen Bedeutung entbehrt, so sind sie doch von erheblicher Wichtigkeit für die Beurtheilung seines großen Nationaldramas. Weniger einverstanden kann 5 man sich mit dem Experiment erklären, Schillers gleichgültiges, wenn nicht feindliches Verhältniß zum positiven Christianismus theils aus dem Rationalismus und Kantianismus der Zeit abzuleiten, theils sogar auf „den Mangel an Mitteln, die ganze Erhabenheit und Ideenfülle des Christenthums kennen zu lernen", 10 zurückzuführen. Das Letztere klingt obendrein mystisch, es soll aber wahrscheinlich ausdrücken, daß dem Katholicismus unfehlbar gelungen sein würde, was dem Protestantismus, in dem der Dichter geboren war, mißglückte, und da müssen wir doch die Kraft des Weihwedels bezweifeln, wenn wir auch die des 15 Katechismus keineswegs überschätzen. Die Negation des religiösen Momentes in einer so außerordentlichen Erscheinung, wie Schiller, in dem Geist und Gemüth auf's Schönste zusammenstimmten, nicht aber Verstand und Witz à la Voltaire auf Kosten aller übrigen Kräfte einseitig wucherten, wie in 20 Zacharias Dase das Rechentalent, sollte nicht zu rein äußerlichen Erklärungsversuchen verführen, sondern zu einer ernsten Betrachtung, ob es denn auch „mit dem Einen, was noth thut," so ganz richtig bestellt sei, auffordern. Aeußerst gesund ist dagegen der energische Protest, den der Verfasser an 25 mehr, als einem Orte, gegen den Mißbrauch der genetischen Betrachtungsweise in aesthetischen Dingen einlegt. Dieser greift immer weiter um sich, und wenn man das geniale Individuum ehemals zum unabhängigen und völlig schrankenlosen Demiurgos erhob, so scheint man jetzt zu dem Glauben geneigt, daß es sich 30 sclavisch in der Form des dialectischen Processes entwickelt, und daß jeder seiner Athemzüge im mathematischen Zusammenhange mit irgend einem allgemeinen Bedürfniß der Welt steht, und

Etwas bejaht oder verneint. Conjecturalaesthetik ist aber nicht mehr werth, wie Conjecturalpolitik, und wenn es auch unzweifelhaft gewiß ist, daß der Nationalgeist sich in der Literatur offenbart, wie Gott sich in der Geschichte verleiblicht, so bleibt es 5 doch nichtsdestoweniger äußerst bedenklich, das nicht bloß im Großen und Ganzen aufzeigen, sondern auch ganz speciell an Komma und Punct nachweisen zu wollen.



Lesarten und Anmerkungen.

Abkürzungen.

Bw. = Fr. Hebbels Briefwechsel mit Freunden und berühmten Zeitgenossen. Herausgegeben von F. Bamberg. Zwei Bände.

Tgb. = Fr. Hebbels Tagebücher. Herausgegeben von F. Bamberg. Zwei Bände.

Nachlese = Fr. Hebbels Briefe. Nachlese. Herausgegeben von R. M. Werner. Zwei Bände.

K = Fr. Hebbels sämtliche Werke herausgegeben von Emil Kuh. Bd. X—XII.

Schwabacher Lettern = Gestrichenes. *h* = Hebbel eigenhändig.

(Alle in dieser Ausgabe benutzten Handschriften besitzt, wo nicht das Gegenteil bemerkt ist, das Goethe- und Schiller-Archiv.)

70. Neue Bücher.

S. 3—7. *J* Der Wanderer. No. 13. Wien, Sonnabend, 10. Januar 1852.

3, 2 darnach Beurtheilt von Friedrich Hebbel. *J* 6 dazu Anm. Zweite Besprechung. *J* eine anonyme hatte *J* am 31. Dezember 1851 No. 593 gebracht 9 ff. Anspielung auf Schillers „Mädchen aus der Fremde" 17 unserer] unsere *J* **5**, 8 f. vgl. Tgb. vom 3. Juli 1842 über seinen Besuch von Peter Ahrens' Saal, ferner VIII S. **351**, 12 und **448** 12 vaterländisches *J*

71. Emilia Galotti.

S. 7—8. *J* Der Wanderer. No. 52. Wien, Dienstag, 3. Februar 1852, anonym. *K* XI S. 174 f.

7, 5 fehlt, dafür von Lessing. *K* 8 zuletzt aufgeführt am 23. April 1851, seit dem 2. Februar 1852 alternierten Christine Hebbel und Julie Rettich in den Rollen der Orsina und Claudia, sonst wurde nur der Angelo durch Hrn. Stein neu besetzt **8**, 16 — 33 Was — Meisterschaft. fehlt *K*

72. Richard III.

S. 9—14. *J* Der Wanderer. No. 74. Wien, Sonntag, 15. Februar 1852. *K* XI S. 165—168. Mit Benutzung der Schlegel und Kellerschen Übersetzung für die deutsche Bühne eingerichtet von H. Laube, zum ersten Mal aufgeführt am 14. Februar 1852.

9, 4 f. fehlt *K* **10**, 10 betrübteste *K* 11—13 nur — zugleich fehlt *J* vgl. „Lessing und seine Nachfolger" VI S. 353 und VII S. 343 **11**, 22 als — und fehlt *K* **11**, 22—24 auf — geben.] das wird allerdings selten bei der Darstellung der Fall sein. *K* 24 geben. Diesen werden wir im nächsten Feuilleton nachtragen. *J*

11, 25 — 14, 27 = *J* Der Wanderer. No. 76. Wien, Dienstag, 17. Februar 1852. fehlt *K* Hebbels Verfasserschaft ist allerdings fraglich, vgl. aber Nachlese II S. 22   11, 31 nochmal *J*   12, 5 hat fehlt *J*

73. Lieder der Liebe. Von Adolph Pichler.

S. 15 — 16. *J* Der Wanderer. No. 175. Wien, 16. April 1852, unterzeichnet: Friedrich Hebbel.

—

15, 32 ff. vgl. „Italiens erster Gruss“ VI S. 331 und VII S. 321

74. Dramaturgische Aphorismen.

S. 16 — 18. *J* Central-Organ für die deutschen Bühnen. No. 8. Stuttgart, 22. Mai 1852. S. 65 f. vgl. im Brief vom 11. August 1852 (Nachlese I S. 408 f.): Meinen ersten kleinen Beitrag für das Central-Organ werden Sie rechtzeitig empfangen haben. Er konnte Ihnen nur meinen guten Willen zeigen; im Herbst soll die That folgen. Ich vermutete fälschlich Ziegesar in Weimar als Adressaten, bis ich durch langes Suchen nach dem unbestimmten „Central-Organ“ den richtigen: Freiherrn von Gall in Stuttgart und dann auch die Zs. auffand. Weiteres scheint Hebbel nicht geschickt zu haben.

—

16, 17 ff. vgl. Tgb. vom 12. August 1838 und XI S. 29, 10   17, 28 aber] und *J*   18, 29 Keinen] Keinem *J*

75. *Theaterwoche.

S. 19 — 21. *J* Der Wanderer. No. 40. Morgenblatt. Wien, 26. Januar 1853, anonym, aber unzweifelhaft von Hebbel, vgl. IV S. VIII f. Raupachs Drama war am 23. Januar 1853 wieder aufgeführt worden.

—

19, 10 — 14 vgl. im 5. „Literaturbrief“ XII S. 165, 30 ff.   30 Chriemhild diese Form brauchte Hebbel anfangs allgemein, vgl. IV S. 357   20, 11 f. Hahnenschritt ein Lieblingswort Hebbels, vgl. z. B. X S. 387, 5, XII S. 166, 6 und oft   21 f. Isegrimm so statt Braun

76. Erinnerung an Ludwig Tieck.

S. 22 — 24. *J* Ost-Deütsche Post. No. 104. Wien, Mittwoch den 4. Mai 1853, anonym; Beitrag zu einem Nachrufe von E. Kuh (vgl. *K* XII S. 368). *K* XII S. 350 — 354. vgl. Tgb. vom 2. Mai 1853.

—

23, 31 — 33 ist — fühlte.] regt nicht zu Untersuchungen an über die Mängel des Entschlafenen. *K* 32 f. Hebbel will sagen: wenn Vf. dieser Zeilen sich dazu überhaupt berufen fühlte **24,** 28 darauf folgt eine Schilderung dreier Besuche Kuhs bei Tieck, bei dem zweiten wird ein Gespräch zwischen Tieck und Hebbel wiedergegeben

77. [Das deutsche Wörterbuch.]

S. 25 — 28. *J* Illustrierte Zeitung. No. 529. Leipzig, 20. August 1853. Bd. XXI. S. 123, anonym, unterzeichnet 7910. *K* XII S. 37 — 42.

—

25, 2 — 6 Ueber das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm. | Von Dr. Daniel Sanders. | Zwei Hefte. | Aus *K* 6 die Hefte erschienen 1852 f. 20 f. vgl. Tgb. vom 1. Januar 1837

78. Dramaturgische Studien. Von Ludwig Eckardt.

S. 28 — 31. *J* Illustrierte Zeitung. No. 531. Leipzig, 3. September 1853. Bd. XXI. S. 150, anonym, unterzeichnet ***. *K* XII S. 52 — 55.

—

28, 28 fehlt *K* **30,** 16 so wie fehlt *K* 25 f. um — reden, fehlt *K* 31 dramatischen] dramaturgischen *K*

79. Ernst, Freiherr von Feuchtersleben.

S. 31 — 65. *E* Ernst Frhrn. von Feuchtersleben's | sämtliche Werke. | Mit Ausnahme der rein medizinischen. | Herausgegeben | von | Friedrich Hebbel. | Siebenter Band | (Enthält unter Anderem Feuchters-leben's Biographie und Charakteristik | vom Herausgeber.) | Wien 1853. | Verlag von Carl Gerold und Sohn. S. 221 — 346. Ernst, Freiherr von Feuchtersleben. | — | Umrisse zu seiner Biographie und | Charak-

teristik. | Von | Friedrich Hebbel. | *K* XI S. 87 — 104 bringt unter dem Titel: Feuchtersleben. [nun der Titel von *E* bis Hebbel. dann:] 7 Bände. Wien 1853. Carl Gerold und Sohn. einen Auszug, von dem es sehr zweifelhaft ist, ob ihn Hebbel selbst verfasst hat; er erschien zuerst in: *J* Ost-Deutsche Post. Wien, Donnerstag den 29. September 1853. No. 227, anonym, mit folgender Fussnote: Bekanntlich werden die sämmtlichen Werke Feuchterslebens gesichtet und redigirt von Friedrich Hebbel im Verlag von Carl Gerold und Sohn binnen Kurzem complet sein. Der 7. und letzte Band bringt zum Abschlusse des Ganzen eine Charakteristik dieses Schriftstellers, aus der Feder des Herausgebers. Wir sind von der Verlagshandlung in den Stand gesetzt, diese interessante literarische Skizze unsern Lesern in folgendem Auszug mitzutheilen. D. Red. Den Titel bringt *J* wie der Text dieser Ausgabe. Es hat gar keinen Sinn, diesen Auszug abzudrucken, der folgende Stellen wiedergibt: **32**, 9 — **33**, 19 (bis gewiß.), dann die Zwischenbemerkungen (Hebbel stellt nun aus den Tagebuchaufzeichnungen und Briefen Feuchtersleben's sein Bild musivisch zusammen und schließt die Skizze mit einer Charakteristik des Schriftstellers, wie er sich ihm als Dichter, als Kritiker und als Populär-Philosoph darstellt:), hierauf **55**, 5 — **65**, 29, wobei nur **63**, 27 — 34 fehlt. Hebbels Aufsatz war vollständig mitzuteilen, nur mussten, um Raum zu sparen, die eingelegten Blätter aus Feuchterslebens Nachlass weggelassen werden, soweit sie nicht zum Verständnis des Zusammenhanges unentbehrlich sind; das war ohne Schwierigkeit möglich und ist im Texte geschehen. Im ersten Bande von *E* S. V heisst es:

Feuchterslebens sämmtliche Werke können gewiß nicht besser eingeleitet werden, als durch den Abriß seines Lebens und Wirkens, den er selbst in Folge einer Aufforderung der k. k. Akademie der Wissenschaften abgefaßt hat. Ich lasse diesen daher folgen, wie ich ihn im Nachlaß vorfinde, ohne etwas hinweg zu nehmen oder hinzu zu setzen, und verspare meine eigene Darstellung, zu der mir höchst interessante Materialien vorliegen, mit gebührender Pietät auf den letzten Band.

Der Herausgeber.

33, 26 das Blatt ist hier abgedruckt, aber entbehrlich **34**, 23 meine Auslassungen sind im Text durch Striche und Puncte gekennzeichnet **36**, 17 hier folgt ein Brief: Beweggründe für meine Berufswahl mit Feuchterslebens Bitte, Mediziner werden zu dürfen

und bei dieser Wahl die Förderung des Vaters zu finden 29 hier folgt: Aus den Papieren meines Vaters. 37, 1 f. vgl. Tgb. vom 22. Juni 1838 (I No. 1214): Wer die Schlange sieht, der sieht das Paradies nicht mehr. 42, 19 vgl. XI S. 156, 9 44, 3 hier 10 Briefe an die „liebste Leni“ aus den Jahren 1827 — 1843 27 die drei Sterne hier und überall nach *E* darnach die Aufzeichnungen 45, 28 Lehrbuch der ärztlichen Seelenkunde. 1846 31 Gustav Blumröder (1802 — 1853), bedeutender Psychiater, vgl. Allg. Deutsche Biographie II S. 755 ff. 47, 8 daran schliessen zehn umfangreiche Aphorismen 14 das Lob Prechtlers aus einem Briefe folgt 26 hier ein Aufsatz von Feuchtersleben: Bauernfelds Lustspiele. 29 darnach der Brief 48, 8 hier folgt das Diarium vom 12. März bis 3. April 1848 26 hierauf der ablehnende Brief vom 16. Juli 1848 49, 8 sie werden abgedruckt 11 diese Erklärung ist hier eingefügt 50, 15 Romeo Seligmann vgl. 51, 20 54, 31 hier folgt der Aufsatz Grillparzers, den man in seinen Werken 18[5] S. 147 ff. findet 33 dieses Schriftstück Mein letzter Wille. steht hier 55, 16 so] eben so *J K* 56, 25 ff. vgl. „Ein Narr in Folio“ VI S. 355 f. 58, 30 sucht, z. B. durch Johann Mayrhofer, *K* gegen *E J* 59, 18 eines *K* gegen *E J* 25 Cimbernschlacht *K* gegen *E J* 60, 32 der] das *E* 61, 14 vgl. Tgb. vom 20. April 1849: Im Dichter wird, wie in dem glühenden Stier des Phalaris, der Schmerz der Menschheit Musik. 62, 23 vgl. „Das Komma im Frack“ XII S. 189 ff. 65, 29 darnach folgen auf S. 347 — 402 die S. 49, 6 angekündigten Beilagen

80. Nicolaus Lenaus Briefe.

S. 66 — 68. *J* Illustrierte Zeitung. No. 536. Leipzig, 8. October 1853. XXI. Bd. S. 238. „Literatur“, anonym, vor dem Titel bezeichnet *** *K* XII S. 33 — 36.

68, 8 und] nur *K* —

81. *Ein Kleinstädter in Aegypten.

S. 68 f. *J* Illustrierte Zeitung. No. 536. Leipzig, 8 Oktober 1853. XXI. Bd. S 238. anonym, unmittelbar hinter No. 80 mit demselben Zeichen vor dem Titel ***, also unzweifelhaft von Hebbel, vgl. auch Nachlese II S. 18.

—

68, 25 Anspielung auf No. 63, bes. XI S. 365, 15 ff. 30 „Ein Jugendleben“ 1851

82. Moderne Lyrik.

S. 69 — 73. *J* Illustrierte Zeitung. No. 544. Leipzig, 3. December 1853. XXI. Bd. S. 355 f, anonym, vor dem Text ***, unterzeichnet 8070. *K* XI S. 287 — 293. vgl. Bw. I S. 437.

—

69, 5 darnach I. | Gedichte von Adolph Pichler in Innsbruck. | Gedichte von C. Reinhold in Tübingen. *K* 28 Anspielung auf Geibel, vgl. „Auf einen vielgedruckten Lyricus“ VI S. 353 f. und VII S. 344, wo auch der Spott über die kleinen Auflagen **70,** 32 f. „Dichterschule“ 1840 **71,** 11 aber] eben *K* **72,** 12 Riesen] Reiser *J* 19 war meistens *K* **73,** 9 unter dem Pseudonym Carl Reinhold verbarg sich der am 29. Juli 1813 geborene Chr. Reinh. Köstlin; Pichler war am 3. September 1819 geboren

83. Deutsches Bühnenwesen von Franz v. Holbein.

S. 73 — 76. *J* Illustrierte Zeitung. No. 557. Leipzig, 4. März 1854. XXII. Bd. S. 158, anonym, vor dem Titel *** *K* XII S. 56—59.

—

73, 24 darnach Wien 1853. *K* **74,** 12 wohl überwachen *K* **75,** 1 vgl. XI S. 75 f. 2 F. L.] J. L. *J* fehlt *K* Schmidts „Dramaturgische Aphorismen“ Hamburg 1820 — 1828 12 nach — Vorgang, fehlt *K* Holteys] Holtys *J* gemeint „Vierzig Jahre“ vgl. XII S. 4, 7 ff. 33 ein Stich gegen Laube **76,** 8 wenigstens diesmal, fehlt *K*

84. Zur Anthologien-Literatur.

S. 76 — 83. *H* eilf Zettel verschiedenen Papiers, verschiedener Grösse, vielfach corrigierter, eigenhändiger Entwurf. *J* Oesterreichische Blätter für Literatur und Kunst. Beilage zur Oesterreichisch-Kaiserlichen Wiener Zeitung. Montag den 3. April 1854. No. 14. S. 103 f. *K* X S. 160—170. vgl. Bw. II S. 177.

—

76, 14 fehlt *H* 18 darnach Beurtheilt von Friedrich Hebbel. *J* 25 und — Postille fehlt *K* hangen *K* **77,** 6 in raschem *J* 16 f. Papierkorb — dem fehlt *K* 17 zuerst Excerptenfach *H* 24 Substrat über Stoff *H* 27 höheren über größerem *H* 28 Sinne *K* 33 farbenschillernd — majestätisch über kleidsam *H*

78, 2 und fehlt *K* 11 Raisonnement, *K* 16 lassen,] fassen, *H* 18 ff. vgl. „Philosophie und Kunst“ VI S. 348 XII S. 16, 17 und 366 VII S. 338 f. 79, 3 mir] uns *H* 4 ich] wir *H* und so weiter im Plural 23 mit [wohlangebrachter] *H* 80, 12 man trifft] es giebt *H* 13 fehlt — an] giebt *H* in — Literatur fehlt *H* 20 ff. vgl. Tgb. vom 18. Januar 1848: Es giebt ein untrügliches Kriterium für Genie und Talent und dieß besteht darin, daß man sich frägt, wenn man sich einer imponirenden Leistung gegenüber befindet, ob man bei einer hinreichenden Potenzirung des eigenen Vermögens ihrer selbst fähig gewesen wäre oder nicht. usw.· vgl auch XI S. 72, 5 81, 16 im mindesten fehlt *H* 21 f. dem — kommen, fehlt *H* 25 creirten] ernannten *H* 28 aus — bescheiden fehlt *H* 82, 5 schwer — bedeutenden] wahrhaft großen lyrischen *H* 7 f. (ich — Romancero) fehlt *H* 10—19 nur „In — zusammenfallen“. *H* das Citat aus 61, 10—20 nur durch Anfang- und Schlusswort markiert 82, 20—83, 21 von wird auf besonderem Blatt für wird zweifeln, daß dem freien und starken Geist, dem das gelang, der Vorrang vor einem brütenden Todtenvogel gebührt. *H* 82, 27 lassen kann.] läßt. *H* 27—83, 4 Lenau — sei. steht erst hinter 83, 10 heraus. *H* fehlt ganz *J* 82, 27 vgl. Tgb. vom 31 Mai 1844: Dichter mit geistigen Augen für die Risse und Spalten der Welt und des menschlichen Ich, wie ein leibliches Auge, mit dem Vergrößerungsglase bewaffnet, das z. B. in einem schönen Gesicht nur noch ein Stück durchlöcherte Haut erblickt. 83, 4—6 läßt — nur,] zerschlägt in tollkühnem Spiel die Welt, aber nur, *H* 7 mit mir fehlt *H* 8 unseres — Producirens] seines und meines Producirens mit mir *H* 9 um dann den *H* Stücken den *H* 10 geben und dabei *H* Luft und Leben] Leben und Freude *H* heraus, und Goethe wußte sehr wohl, warum er die Befreiung für die erste und letzte Aufgabe aller Poesie erklärte. *J* 11 f. in — zurück fehlt *H* 12 müssen wir auch ihm ausdrücklich das Zeugniß *H* 19 dürfen wir *H*

85. König Monmouth.

S. 83—86. *J* nicht nachzuweisen. *K* XII S. 250—254. Er gibt weder Ort noch Zeit des ersten Druckes an und mir gelang es trotz allem Suchen nicht, das Richtige festzustellen, da auch die Briefe an Palleske im Stiche lassen; nur deshalb fand die Recension hier Platz, weil das Drama 1853 erschien.

84, 9 Wimpel *K*

85 a. [Stammbuchblatt.]

S. 86. *J* Deutsches Stammbuch. Autographisches Album der Gegenwart. Dritte vermehrte Auflage. Leipzig, Adolf Gumprecht 1860, unterschrieben Wien d 2 Sept: 1856. Friedrich Hebbel. Die früheren Auflagen waren mir unzugänglich.

86. Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller.

S. 87—98. *J* Beilage zu No. 314 der Allgemeinen Zeitung. Dienstag, 10. November 1857 und No. 315, Mittwoch, 11. November. S. 5019 f. und 5034 f., anonym, vorn das Zeichen [·], unterschrieben F. H. (vgl. Bw. II S. 125). *K* XI S. 105—121.

87, 2 davor Friedrich Gentz. *K* **93,** 14 vgl. X S. **194,** 31 **95,** 7 in ein *K* [sic!] **95,** 10 apart] *apart J K* als wenn es zu *droit des gens* gehörte **98,** 1 vgl. 1.—8. kritischer Brief.

87. Ludwig Holberg.

S. 98—111. *J* Wiener Zeitung. Freitag den 25. Dezember 1857. No. 296. S. 3674 f.; Dienstag den 29. Dezember. S. 3694 f.; Mittwoch den 30. Dezember. S. 3713 f. *K* X S. 364—383. vgl. Tgb. vom 31. Dezember 1857.

98, 18 darnach Von Friedrich Hebbel. *J* **103,** 33 des Volkes fehlt *K* **104,** 33 „Baldur der Gute“ und „Stärkodder“ von Adam Oehlenschläger Starkodder *J K* **105,** 25 vgl. XI S. **15,** 6 und Anm. dazu **107,** 17 vgl. XI S. **353,** 16 ff. **109,** 2 ff. vgl. „Zu irgend einer Zeit“ V S. **126,** **110,** 21 ff. vgl. Tgb. vom 29. November 1841 26 ff. vgl. XI S. **273,** 19 ff.

88. Vom Büchertisch.

S. 112—116. *J* Illustrirte Zeitung. Leipzig, 2. Januar 1858. XXX. Bd. No. 757. S. 12 f. anonym. *K* XII S. 332—337.

112, 2 Kleine Anzeigen. *K* 5 Hirschfeld. 1858. *K* 6 vgl. „Rahel. Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (Berlin 1834). I S. 465: Welch einen Katzenbrief hast du der Guten geschrieben! Ja,

er ahmt die glatten, kleinen Bewegungen eines Katzenrückens bis in den kleinsten Theilen seiner anscheinend verwickelten Phrasen bis zum Verwechseln nach, und könnte der Mensch aus einem Briefe eine Katze machen, wäre es ihm vergönnt, Deiner finge Mäuse. Hebbel hatte das Buch im Februar 1838 gelesen und citiert aus dem Gedächtnis, vgl. das Epigramm „Rustico-Campius" VI S. 401 **113**, 13 Piening] Piering *J K* und so im ganzen Aufsatz, obwohl der Vf. Piening heisst **114**, 13 Ludolf] Ludwig *J K* dieser Druckfehler war ebensowenig beizubehalten wie Wienbrag für Wienbarg *J* gemeint ist die Schrift „Soll die plattdeutsche Sprache gepflegt oder ausgerottet werden?" Hamburg 1834

89. Dramatische Literatur.

S. 116—119. *J* Wiener Zeitung. Mittwoch den 27. Februar 1858. No. 38. S. 490f. anonym, unterzeichnet: —l. *K* XI S. 255–260. vgl. Bw. II S. 132.

—

116, 5 fehlt *K* 18 Johann Hermann Detmold 22 vgl. XII S. 128f. **117**, 9 noch — Welt fehlt *J* 33ff. vgl. XII S. 70f.

90. Aus K. L. v. Knebels Briefwechsel.

S. 120—127. *J* Wiener Zeitung. Sonntag den 7. März 1858. No. 54. S. 720f., anonym, unterzeichnet: —l. *K* XII S. 15—25. vgl. Bw. II S. 469.

—

121, 13 Lit. Nachlass und Briefwechsel. Leipzig 1835 17 Leipzig 1851 **122**, 2 Litteraturgeschichte"] Sittengeschichte" *K* 3 vgl. XI S. 93—151. 362. **124**, 4 unintereſſanteſten *J* 5 edeldenkende *J*

91. Literaturbriefe.

I. S. 127—130. *J* Illustrierte Zeitung. Leipzig. 20. März 1858. XXX. Bd. No. 768. S. 190, anonym, und so alle. *K* XII S. 63—66.

—

128, 25 „Der Auerhahn" Schaubühne I S. 35ff. vgl. Tgb. vom 20. Februar 1842 28ff. vgl. XII S. 116ff. **129**, 2 Jakob Maier, Mannheim 1782 17 beim *K* **130**, 2 Erxleben, Joh. Chr. P. (1744—1777), der bekannte Verfasser von „Anfangsgründen

der Naturlehre“ etc. 3 Eckartshausen, Karl v. (1752—1803), der bekannte Mystiker und Alchemist

---

II S. 130—133. *J* ebenda 27. März 1858. No. 769. S. 207. *K* XII S. 66—71.

130, 15 f. vgl. Tgb. vom 18. September 1847 20 der] dem *J K* 22 ff. vgl. „Auf das Nibelungenlied“ VI S. 450 **132,** 19 ff. vgl. Bw. II S. 595 29 dem] der *J K* **133,** 6 ff. gegen diese Ausführung erschien in *J* No. 778 vom 29. Mai 1858. S. 347 nachstehender Protest. Weber schickte ihn zur Beantwortung an Hebbel, und dieser schrieb die sich anschliessende Entgegnung.

Literarischer Protest.

In Nr. 769 der Illustrirten Zeitung ist unter der Rubrik „Literaturbriefe" die Anzeige eines neuen poetischen Werkes mit den Worten eingeleitet: „Ein Buch, das aus dem Elsaß oder den Ostseeprovinzen kommt, kann gewiß bei jedem Deutschen auf doppelte Nachsicht zählen". Eine Sprache, die bei Beurtheilung eines Produkts der cherokesischen oder tahitischen Literatur ganz an ihrem Orte wäre, deren Anwendung auf die genannten Länder aber sich diese alles Ernstes verbitten. Wir 100,000 in den drei Ostseeprovinzen lebenden Deutschen glauben uns, was die Reinheit der Sprache betrifft, von den eigentlich deutschen Ländern sehr zu unserm Vortheil zu unterscheiden, was Diejenigen unter uns am besten bezeugen können, in deren früherer Heimat „mer das Taitsch am reensten sprechen". Und sollte die sicher nicht geringe Zahl hochgeachteter Namen, welche die hiesige Literatur, namentlich in den beiden letzten Dezennien, in fast allen Fächern aufzuweisen hat, dem Kritiker unbekannt geblieben sein? In diesem Falle würde er selbst einer noch weit höher potenzirten Nachsicht bedürfen, als er uns im Übermaß seiner Milde zu Theil werden läßt.

Er schaue sich doch um in Deutschlands Gauen von je 100,000 Einwohnern und sage uns, wie viele er finden wird, in denen er eine solche Namenreihe antrifft! Wol wird er auch bei uns, wie überall in und außer Deutschland, auf Bücher und Kritiken treffen, die besser ungeschrieben geblieben wären; dann aber konnte sein Mitleid nirgends übler angebracht sein, als bei einem Werke, in dem gerade die Form, auf die er einen Tadel werfen möchte, von jedem unbefangenen Kunstverständigen als eine in seltenem Grade vollendete anerkannt wird.

Wir also verbitten uns, für dieses wie für jedes andere unserer Werke, ein für allemal diese doppelte Nachsicht, und fordern statt ihrer nur einfache Gerechtigkeit. Wir werden uns der Theilnahme unserer deutschen Brüder stets und von ganzem Herzen erfreuen, bitten aber, ihr literarisches Mitleid für Andere aufzusparen, die dessen mehr bedürfen als wir.

Ein Bewohner der Ostseeprovinzen.

Entgegnung. Je ferner ein zersprengter germanischer Volksstamm den Centralpuncten des deutschen Lebens gestellt und je mehr er der Aufsaugung durch eine fremde Kultur ausgesetzt ist, um so höher ist das Verdienst treuer Anhänglichkeit zu schätzen und um so größer die Verpflichtung des Mutterlandes, auf jede Aeußerung derselben, trete sie nun im literairischen oder im politischen Gebiet hervor, Gewicht zu legen. Das steht so fest, wie der alte Satz, daß der Werth der Tugend mit den Prüfungen steigt, und daraus folgt mit mathematischer Unumstößlichkeit, daß ein Buch, welches aus dem Elsaß oder aus den Ostseeprovinzen kommt, ein Recht auf doppelte Nachsicht hat. Durch die Bezugnahme auf eine so selbstverständliche Wahrheit, die den strengen Maaßstab, einer gelungenen Leistung gegenüber, nicht ausschließt, sondern nur der minder genügenden die Berücksichtigung auch noch sichern will, kann sich kein gebildeter Bewohner des Elsasses oder der Ostseeprovinzen verletzt fühlen. Wenn sich dennoch Einer findet, der mit einer Empfindlichkeit, die kaum vom gereizten Autordünkel überboten werden könnte, Protest dagegen erhebt, und statt doppelter Nachsicht einfache Gerechtigkeit verlangt, so sei ihm bemerkt, daß die doppelte Nachsicht hier eben mit zur einfachen Gerechtigkeit gehört, daß aber die Irokesen und Tahiten, auf die er sich in sehr unglücklicher Wendung bezieht, für ihre Produkte nicht darauf zu rechnen hätten, weil sie, wenn sie produciren, sich nicht des Gegendrucks einer überwiegenden fremden Nationalität zu erwehren haben. Eine solche Empfindlichkeit ließe sich gar nicht erklären, wenn nicht zum Schluß die Privatbegeisterung des Einsenders für das in den Literaturbriefen angezeigte Gedicht zum Vorschein käme; seine Privatbegeisterung kann aber für die Literaturbriefe nicht maaßgebend sein, denn diese wollen schon ehren, indem sie erwähnen, und wenn sie von Form reden, so verstehen sie etwas Anderes darunter, als „reines Deutsch“ und „glatte Verse“. Am allerwenigsten jedoch konnte sie ihm ein Mandat geben, für das Elsaß und die Ostseeprovinzen in die

Schranken zu treten und in ihrem Namen einen um die deutsche Cultur hochverdienten Volksstamm durch Karikirung seines Idioms in's Gesicht zu schlagen. Die Redaction.

III S. 133—136. *J* ebenda XXX Bd. No. 770. Leipzig, 3. April 1858. S. 223. *K* XII S. 71—75.

135, 27 vgl. XII S. 115

IV. S. 136—139. *J* ebenda XXX. Bd. No. 772. Leipzig, 17. April 1858. S. 254. *K* XII S. 75—79. Dieser „Literaturbrief" musste, obwohl er erst nach N. 92 erschien, wegen des Zusammenhangs vorangestellt werden.

136, 30 Pseudonym für Joh. B. Berger (1806—1888), seine „Gesammelten Gedichte" erschienen 1857 **139,** 11 Sprachschaum vgl. VIII S. **391,** 81.

92. Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke.

S. 139—164. *J* Wiener Zeitung. Sonntag den 4. April 1858. No. 77. S. 1138 f.; Mittwoch den 7. April. No. 78. S. 1171; Donnerstag den 8. April. No. 79. S. 1188—1190. *K* XI S. 3—39.

139, 19 f. Shakespeare und seine Zeitgenossen. Shakespeares Zeitgenossen in Characteristiken und Uebersetzungen von Friedrich Bodenstedt. I. *K* 21 darnach Beurtheilt von Friedrich Hebbel. *J* **140,** 1 vgl. „Frankfurter gelehrte Anzeigen", Deutsche Literaturdenkmale. VIII S. 492 **141,** 8 Hamburgische Dramaturgie. 73. Stück 28 Solgers nachgelassene Schriften und Briefwechsel. Leipzig 1826. II S. 493—628 „Beurtheilung der Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur" **142,** 27 lasen,] lesen, *K* **143,** 15 Gervinus 26 f. vgl. XII S. **29,** 9 ff. 33 vgl. „Kriegsrecht" VI S. 357 **144,** 3 „Shakespeare als Protestant, Politiker, Psycholog und Dichter" Hamburg, 2 Bände, 1852 **145,** 14 Hebbel schwebt wohl Friedrich des Grossen Wort vor über den Götz von Berlichingen (Deutsche Litteraturdenkmale 16 S. **22,** 34 f.): *imitation détestable de ces mauvaises pièces angloises* **146,** 18 und] aber *K* **147,** 15 vgl. Tgb. vom 22. Juni 1843: Das Leben und die Individuen darin: Die Essig-Aale der Materie. **148,** 5 in den

„Soldaten", die Hebbel am 2. Februar 1839 im Tgb. eingehend bespricht **149**, 23 vgl. X S. **406**, 31 ff. und Anm. dazu 24 stellt, *K* **153**, 21 mögte,] möge, *JK* **157**, 18 vgl. zu **149**, 23 f. 20 Nebenbezeichnungen *J* **160**, 11 f. Anspielung auf Julian Schmidt

93. Literaturbriefe.

V. S. 164—168. *J* Illustrierte Zeitung. XXX. Bd. No. 776. Leipzig, 15. Mai 1858. S. 319. *K* XII S. 79—84.

—

164, 30 ff. vgl. XII S. 19 ff. und IV S. XXII ff. mehre *J* keine *J* **166**, 17 ff. vgl. „Einsprache aus München" VI S. 452.

—

VI. S. 168—171. *J* Illustrierte Zeitung. XXX. Bd. No. 779. Leipzig, 5. Juni 1858. S. 367. *K* XII S. 85—93.

—

169, 6 mehre *J* **171**, 28 gemeint ist die Auswahl von J. A. Göz. Nürnberg 1824—1830 in vier Bändchen

94. Studien und Copien nach Shakespeare.

S. 171—174. *J* Wiener Zeitung. Donnerstag den 10. Juni 1858. No. 130. S. 2215, unterschrieben Friedrich Hebbel. *K* XII S. 47—51.

—

173, 81 vgl. über Becker X S. 306 7 f. vgl. XII S. **75**, 1 ff. 19 f. vgl. XII S. **16**, 11 ff. 27 ff. vgl. an Dingelstedt, Bw. II S. 55, über die Ausgabe, für die Hebbel den „Julius Caesar" übernommen hatte

95. Lyrische Poesie.

S. 175—181. *J* Beilage zu No. 223 der Allgemeinen Zeitung. Mittwoch 11. August 1858. S. 3617 f., vorn *, zum Schluss F. H. No. II in No. 225. S. 3649 f. über die Gedichte von J. G. Fischer schliesst zwar an I., ist aber gewiss nicht von Hebbel. *K* XI S. 294—302. vgl. Bw. II S. 142.

—

175, 2 fehlt *K* **178**, 25 unserseits *K* **179**, 30 ff. in einem Brief vom 20. August 1841 an Campe (Nachlese I S. 142 ff.), vgl. Bd. II S. 3 f.

96. Literaturbriefe.

VII. S. 181—184. *J* Illustrierte Zeitung. 31. Bd. No. 789. Leipzig, 14. August 1858. S. 110. *K* XII S. 89—93.

183, 2 Kolatschek *K* Kolatczek *J*

VIII. S. 184 — 186. *J* ebenda No. 792, Leipzig, 4. September 1858. S. 158. *K* XII S. 93 — 96.

184, 15 ff. vgl. „Die alten Naturdichter“ etc. VI S. 349 und VII S. 341 **185,** 14 f. vgl. XII S. **192,** 25 ff.

IX. S. 186 — 189. *J* ebenda No. 795. Leipzig, 25. September 1858. S. 203. *K* XII S. 97 — 100.

97. Das Komma im Frack.

S. 189 — 193. *J* Stimmen der Zeit. Monatsschrift für Politik und Literatur. Herausgegeben von Adolph Kolatschek. Gotha. 1858. October. S. 8 — 10, anonym. *K* X S. 114 — 119.

98. Literaturbriefe.

X. S. 193 — 197. *J* Illustrierte Zeitung. 31. Bd. No. 797. Leipzig, 9. October 1858. S. 235. *K* XII S. 100 — 106. Diese Recension hatte J. J. Weber am 18. September 1858 urgiert.

193, 22 das zweite seiner fehlt *K*

Auf derselben Seite 235 von *J* steht folgende von Hebbel herrührende Notiz:

Die wunderliche Nachricht, daß Friedrich Hebbel den literarischen Nachlaß des verstorbenen M. G. Saphir ordnen und herausgeben werde, widerlegt sich wohl von selbst; es ist kein wahres Wort daran, wie aus bester Quelle versichert werden kann.

XI. S. 197 — 200. *J* ebenda, 31. Bd. No. 799. Leipzig, 23. October 1858. S. 270. *K* XII S. 106 — 110.

198, 29 Pseudonym für R. Oeser

99. Unfreiwillige Komik.

S. 200 — 210. *J* Wiener Zeitung. Freitag den 26. November 1858. No 271. S. 4635 f., anonym, unterzeichnet -l. *K* XI S. 261 — 275. Ein „zweiter Beitrag" scheint nicht erschienen zu sein, wenigstens nicht in den Wiener Zeitungen.

201, 16 gemeint ist Burkard Waldis **202,** 33 vgl. XII S. 222 f. 34 vgl. XII S. 221 f. **203,** 1 vgl. XII S. 234 15 vgl. XII S. 238 **206,** 1 vgl. XII S. 128 24 vgl. XII S. 237 **208,** 27 Zunft] Zukunft *K*

100. Literaturbriefe.

XII. S. 210 — 215. *J* Illustrierte Zeitung. 31. Bd. No. 804. Leipzig, 27. November 1858. *K* XII S, 110 — 116.

212, 31 vgl. Tgb. vom Februar 1845: Der Dichter muß die Substantiva nicht durch diejenigen Adjectiva, die untrennbar von ihnen sind, ausmalen wollen. Er darf sagen: der blaue Himmel, denn der Himmel ist zuweilen grau, aber nicht das blaue Blau. **214,** 3 vgl. „Jehovah vor der absoluten Kritik" VI S. 456

101. Das Leben der Seele.

S. 215 — 217. *J* Stimmen der Zeit. December 1858. S. 344 f. anonym im Abschnitt: Literarische Kritiken. *K* XII S. 43 — 46.

215, 24 das scheint aber nicht öffentlich geschehen zu sein, wenigstens ist eine Besprechung des ersten Bandes durch Hebbel nicht bekannt

102. Literaturbriefe.

XIII. S. 217 — 220. *J* Illustrierte Zeitung. 31. Bd. No. 805. Leipzig, 4. Dezember 1858. S. 367. *K* XII S. 116 — 120.

220, 10 nämlich die Frage: welchen Effect das ästhetische Ideal in der dramaturgischen und namentlich in der tragischen Dichtung haben wird?

XIV. S. 220 — 224. *J* ebenda. 32. Bd. No. 810. Leipzig, 8. Januar 1859. S. 27. *K* XII S. 120 — 125.

—

224, 3 Verdoa] Verdois *J* Verdon *K* 8 Strichnyn *J K*

[XV.] S. 224 — 226. *J* ebenda. 32. Bd. No. 811. Leipzig, 15. Januar 1859. S. 43, von jetzt ab nicht mehr nummeriert. *K* XII S. 126 — 128.

—

225, 15 vgl. XII S. 185 f. 19 Nun,] Nur *J K* **226**, 4 Tage] Sage *J K*

[XVI.] S. 226 — 229. *J* ebenda, 32. Bd. No. 813. Leipzig, 29. Januar 1859. S. 75. *K* XII S. 128 — 132.

103. Das deutsche Theater.

S. 229 — 234. *J* Stimmen der Zeit. Februar 1859. S. 234 bis 237, anonym. *K* XII S. 277 — 284.

—

231, 28 vgl. „Gyges“ V. 1810 ff. **232**, 29 f. vgl. X S. 366 und Anm.

104. Literaturbriefe.

[XVII.] S. 234 — 238. *J* Illustrierte Zeitung. 32. Bd. No. 818. Leipzig, 5. März 1859. S. 155. *K* XII S. 132 — 137.

—

237, 6 ff. vgl. Tgb. vom 19. Dezember 1843 **235**, 33 vgl. Tgb. vom 1. April 1859: Das letzte Schicksal eines Dramas ist immer: gelesen zu werden; warum soll es nicht anfangen, wie es doch einmal endigt.

105. J. Meyers „Dithmarscher Gedichte“.

S. 238 — 241. *J* Wiener Zeitung. Freitag den 8. April 1859. No. 80. S. 1581 f., unterschrieben: Friedrich Hebbel. *K* XI S. 303 — 307.

—

238, 16 f. vgl. X S. 347 27 ff. vgl. Tgb. vom 25. März 1859 **239**, 17 Wienbarg vgl. XII S. 114 **240**, 24 ff. die plattdeutschen Formen entsprechen dem Text, nicht den Titeln im Quickborn, Hebbel citiert wohl aus dem Gedächtnis

106. Oesterreichische Poesie.

S. 241 — 244. *H* vier Blätter in Grossquart, blaugrauen Conceptpapiers, einseitig beschrieben; bezeichnet 3 — 6, ohne Titel. Auf der letzten Rückseite steht mit Bleistift: Gelegentlich in der Ill. Z. zu verwenden. ☛ Oesterreichische Poesie. Es ist also der Teil eines Aufsatzes, dessen Anfang vielleicht über Epik und Drama in Oesterreich handelte. Die Datierung ergibt sich, obwohl ich keines der getadelten Gedichte nachweisen kann, aus den Anspielungen: der Krieg steht noch bevor, Alexander von Humboldt ist vor Kurzem gestorben (6. Mai 1859), dadurch werden wir auf die Zeit vor Mitte des Jahres 1859 verwiesen.

—

241, 8 Leute über Dutzend-Poeten **242,** 8 ihnen [würden] 9 dessen über davon 28 f. zuerst wenn man die Schweißtropfen zählt. **243,** 4 zuerst fast in jeder Periode 21 des Gefeierten über Humboldts 23 an - Donau über hier zu Lande 26 ihres über seines **244,** 2 landesüblichen über allgemeinen 6 welche über die 7 f. die — Lenau am Rande zugesetzt 12 der über ein 23 reflectirt für raffinirt 26 f. wenn — kommt, am Rand zugesetzt 29 f. vgl. „Ein Spatziergang in Paris“ V. 152 (VI S. 246)

107. *Schöne Verse.

S. 245 — 250. *J* Stimmen der Zeit. Juli 1859. II S. 110 bis 113, anonym. Ein urkundlicher Beweis für die Autorschaft Hebbels ist bei dem Fehlen seiner Briefe an Kolatschek nicht zu erbringen, aber der ganze Aufsatz erweist sich in den Ansichten und im Ausdruck als so echt Hebbelisch, dass ich ihn aufnahm, um wenigstens eine Probe der ihm nur wahrscheinlich zugehörenden Arbeiten zu geben.

—

245, 24 Morphy] Murphy *J* gemeint ist unzweifelhaft der Schachspieler Paul Morphy 31 so werden in *J* die Münchner Dichter genannt **246,** 33 f. „Die Odaliske“ VI S. 187 V. 5 ff. **248,** 28 l. Platens **249,** 28 in Geibels Drama

108. Literaturbericht.

S. 250 — 253. *J* Illustrierte Zeitung. 33. Bd. No. 836. Leipzig, 9. Juli 1859. S. 29. *K* XII S. 137 — 141.

109. Literaturbericht.

S. 253 — 257. *J* ebenda, 33. Bd. No. 842. Leipzig, 20. August 1859. S. 125. *K* XII S. 141 — 146.

—

256, 31 f. vgl. XII S. 135 f.

110. Literaturbericht.

S. 257 — 260. *J* ebenda, 33. Bd. No. 856. Leipzig, 26. November 1859. S. 356. *K* XII S. 146 — 150.

—

257, 10 vgl. XII S. 183

111. Ein Selbst-Portrait von Karl Gutzkow.

S. 260 — 273. *J* Stimmen der Zeit. Herausgegeben von A. Kolatschek. Zweiter Jahrgang. I. Bd. 1860. Januar. S. 14 bis 22, anonym. *K* XI S. 122 — 141.

—

261, 19 Gutzkows Aufsatz „Tausend Thaler für das ‘beste Drama’“ brachte „Die Presse“, Wien, Montag d. 5. Dezember 1859. No. 315 im Feuilleton. Gutzkow sagt von der Massregel des Schillerpreises: Sie beruht auf dem tiefsten Mißverständniß der wahren Interessen der Poesie und der Bühne und zugleich auf einer erschreckenden Unkenntniß des stillen Waltens der Dichterseele. 28 die Situation der sich enthüllenden Sigune vor Schionatulander in Wolframs „Titurel“ **270,** 16 Torquato Tasso V 2. Vers 3083 ff. Tgb. vom 2. Januar 1842 und XI S. 17, 12 f. **271,** 28 zu Kameraderieen, die Anm.: Auch ein Unterminiren von neutralen Unternehmungen, die dem Unfug ein Ende machen wollen, wovon die „Stimmen der Zeit“ schon Manches zu erzählen hätten, was recht „bezüglich“ wäre. Anm. d. Red.

112. Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke.

S. 273—306. *J* Wiener Zeitung. Zweiter Artikel: Sonntag den 14. April 1861. No. 86. S. 1354 und Dienstag den 16. April. No. 87. S. 1377—1379. — Dritter Artikel: Donnerstag den 2. Mai 1861. No. 102. S. 1614—1616. *K* XI S. 40—86.

—

273, 21 darnach Beurtheilt von Friedrich Hebbel.

Zweiter Artikel. **273**, 22 dazu Anm.: Den ersten Artikel brachte die „Wiener Zeitung“ Jahrgang 1858, Nr. 77—79. 24 f. vgl. XII S. 140 ff. **276**, 23 als] daß *J K* **277**, 28 f. vgl. „Anschlag-Zeddel im Nahmen von Philadelphia“, Lichtenbergs Vermischte Schriften. Göttingen 1801. III S. 234 **279**, 14 denen] dem *K* **281**, 32 *Lulliana*] *Lolliana J K* vgl. Tgb. vom 14. März 1837 das Citat aus Lichtenberg über die „ars lulliana“ **283**, 24 l. Naivetäts= **284**, 21 ff. vgl. XI S. 77 ff. **285**, 5 Marlowe neben Marlow *J* **286**, 10 gemeint ist Lichtenberg, vgl. VI S. 355 f. und VII S. 346, dazu Tgb. vom 19. Dezember 1853 17 vgl. VI S. 456 **290**, 3 vgl. XII S. 259 f.

Dritter Artikel. **292**, 22 ff. „Dramaturgische Blätter“ I S. 132. „Kritische Schriften“ III S. 104—124. IV S. 402 ff. **293**, 32 sie fehlt *J K* **296**, 1 „Die Locken Absalons“ **296**, 3 Genesis 38, 15 Schwester es müsste heissen Schnur **303**, 15 ff. vgl. die ursprüngliche Widmung von „Mutter und Kind“ VIII S. 436 und Anm. **304**, 15 ff. vgl. „Gewissensfrage“ VI S. 346. R. M. Meyer vergleicht (Wiener Wochenschrift „Die Zeit“ 1903 No. 436. S. 67) eine Stelle aus Stifter und meint, es müsse ein in Wien viel erörtertes Thema gewesen sein; seine Folgerungen für Hebbel beruhen auf ungenügendem Material und verkennen das Wesentliche 31 ff. vgl. „Das Idol der Ursprünglichen“ VI S. 453 **305**, 9 der vierte Artikel ist nicht mehr erschienen, doch bietet ein langer Streifen grünlichen Conceptpapieres mit Bleistift: ***ad. Bodenstedt.*** *Art: 4. The Chancelling* bezeichnet, folgende Notizen:

ad Bodenstedt Art. 4.

Verhältniß der von ihm mitgetheilten Stücke zu denen von Tieck und Bülow:

Alter König Leare (unecht.)
5 Alter König Johann
(echt; da Sh. sich nicht so viel schenken [?] ließ.)
Perikles
(unbedingt echt; Beweisverfahren, doppeltes, wie ich es bei Gelegenheit der Bonitz'schen Homer=Vorlesung in's
10 Tagebuch eingetragen habe.)
The Chanceling (Englisch zu lesen

---

8 ff. vgl. Tgb. II S. 480 f.

[In der neuen Fortsetzung der Dodsleyschen Sammlung alter Stücke, Band 4 zu finden.]

Orden von Feversham.

Der Verf. nicht Sh. selbst, wie Goethe und Tieck glaubten, aber der einz. Zeitgenosse, der etwas von ihm gelernt hat. 15

Reads Fluch wegen des Ackers zwar lächerlich, aber doch hervorgegangen aus einer Ahnung des Richtigen.

In Mosbin und Alice das Gemälde der beständigen Uebergänge von Haß und Liebe, weil der sittliche Grund fehlt. 20

Alice begeht Alles, wie im Traum, und erwacht durch die That.

Scheinbar Alles verworren, wie bei Webster, aber diese Verworrenheit spiegelt die Situation.

Tieck: Vorschule zum Shakesp.
" Alt-Engl. Theater. 25
" Vier neue Schauspiele des Sh.
Bülow: Alt-Engl. Theater.

[2] Leare und die Quellen des Dichters: das geht noch über den Apfel des Newton.

Die alten Novellen haben so viel Verdienst um das Sh. Drama, wie der fallende Apfel um die Astronomie. 30

Mantelkinder der Unsterblichkeit.

Chor derer, an denen nur der Rücken unsterblich ist.

Ferner bietet ein Oktavblatt graugrünen Conceptpapiers mit Tinte:

The Chanceling.

In dem Augenblick, wo Beatrice den Fremden erblickt, der so plötzlich ihre Liebe gewinnt, weigert sie ihrem Verlobten eine ganz gewöhnliche Vertraulichkeit und verräth sich dadurch gegen Beide.

Der gehaßte Diener macht ihr den Mord-Antrag: „Damit Ihr seht, daß Ihr keinen Grund hattet, mich zu hassen.“ Sie zögert. „Nun, ich thu's, aber es muß mit Eurem Willen geschehen.“ — Dann die furchtbare Wendung. Diese dreht sie aber so, daß sie dem Diener die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung vorspiegelt und sich dann dem 5

30f. am unteren Rande mit Verweisungszeichen zugesetzt. vgl. „Shakespeares Quellen“ VI S. 456

10 Gegenstand ihrer Liebe anvertraut. Dieser sagt: ich will ihn nicht morden und darf mich nicht mit ihm schlagen, aber ich will ihn so hoch erhöhen, daß ich's darf. Dieß geschieht. Der Diener glaubt, es gilt seiner Verheirathung, aber er wird schrecklich enttäuscht.

—

Erste Scene.

—

15 Margarethe. Du freust Dich wohl schon recht?
Beatrice. Worüber denn?
Marg. Worüber? Nun, das nenn' ich eine Frage!
Man sagte mir, Du würdest bald vermählt.
Beatrice. Ich sagte Dir es selbst!
20 [2] Margr. Und freust Dich nicht?
Beatrice. Nun ja! Ich wußte nur nicht, was Du meintest!
Margr. Du dachtest, auch was And'res könnt' es seyn?
Wär' ich so weit — — Der Gedanke,
Frei zu werden von Vater, Mutter,
25 Bruder — —
Beatrice. Nun, das ist's auch bei mir . .
Dann die Wendung gegen Pietro.

Mehr ist nicht erhalten.

113. [Notiz].

S. 306. *J* Illustrierte Zeitung. 36. Bd. No. 935. Leipzig, 1. Juni 1861. S. 379; sie rührt nach den Briefen J. J. Webers von Hebbel her und durfte als Zeugnis seiner Verehrung für das Weimarer Grossherzogliche Paar im Texte nicht fehlen.

114. „Die Juden und der deutsche Staat."

S. 306—309. *J* ebenda. 37. Bd. No. 965. Leipzig, 28. Dezember 1861. S. 469, unterzeichnet ⊙

—

306, 25 darüber im Tgb. **307,** 11 warnendes] warmes *J* **308,** 12 Columniant *J*

10 von Dieser später mit Tinte zugesetzt.

115. Walter Scotts Leben.

S. 309—311. *J* ebenda. 38. Bd. No. 972. Leipzig, 15. Februar 1862. S. 972 anonym. *K* XII S. 150—154 als: Literaturbriefe. XXI.

310, 8 ihnen] ihm *J* die Anm. fehlt *K*

116. Unsere Muttersprache.

S. 312—315. *J* ebenda. 38. Bd. No. 973. Leipzig, 22. Februar 1862. S. 123, unterzeichnet: —l. *K* XII S. 154—159 als: Literaturbriefe. XXII.

313, 5 ff. Hamann an J. H. Jacobi, 27. April 1787 (Jacobis Werke. IV 3 S. 348): *Verba* sind die Götzen Deiner Begriffe, wie Spinoza den Buchstaben zum Werkmeister sich einbildete. 14 zu einem] zu seinem *K* **314**, 4 vgl. XII S. 215 ff.

117. Fallmerayers literairischer Nachlass.

S. 316—321. *J* ebenda. 38. Bd. No. 979. Leipzig, 5. April 1862. S. 219 unterzeichnet: —l. *K* XI S. 159—162.

317, 16 ff. Hebbel dachte daran, einen Aufsatz über Schopenhauer zu schreiben; ein Blatt grauen Conceptpapiers enthält mit Bleistift:

ad Schopenhauer.

Ueber geistige Blutigel. Ganz persönlich: ein höherer Timon von Athen.†

[†Uebergang: daß er vor der Cholera zwar geflohen, aber seine Regel, Niemand zwei Mal zu trauen, um so besser befolgt habe.] 5

Seine Philosophie: Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm!
Verneinung des Willens zum Leben: Flucht vor der Cholera.
Schluß-Erklärung, Willen und Vorstellung, 2 Bd, Ende.
Sein Wort vom verspäteten Schauspieler zu mir: **Anfang.**

---

4 f. das in Klammer stehende am Fuss der Seite mit Verweisungszeichen nachgetragen 9 Schopenhauer sagte zu Hebbel, der ihn mit Jordan in Frankfurt besuchte, er sei mit einem Menschen zu vergleichen, der sich auf dem Theater hinter den Coulissen versäumt habe und nun der Vorhang aufgehe, ängstlich und beschämt davon laufe; die Komödie meines Ruhms fängt an — setzte er hinzu — was will der Graukopf noch dabei? vgl. Bw. II S. 591

318, 3 Auszeichnung] Ausgleichung *J* 11 Doctrinen] Vereinen *J* **319**, 1 gemeint die Groschen-Bibliothek, die Gotha und New-York als Verlagsort zeichnete

118. Zwei Aufklärer.

S. 321—326. *J* Illustrierte Zeitung. 38. Bd. No. 984. Leipzig, 10. Mai 1862. S. 311, unterzeichnet: —l. *K* XII S. 160—166 als: Literaturbriefe. XXIII.

325, 9 vgl. „Neander und das Neue Testament“ VI S. 456

119. Gervinus' Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts.

S. 326—334. *J* ebenda. 39. Bd. No. 997. Leipzig, 9. August 1862. S. 102, unterzeichnet: —l. *K* XI S. 142—153 vgl. an Christine, Wilhelmsthal, 18. August 1862 (Nachlese II S. 256f.).

327, 6 Geschichtsgliederung *J* **329**, 6 Zauderer,] Zauberer, *J* 14 ein — ohne fehlt *K*

120. Lessing und Goeze.

S. 334—337. *J* ebenda. 39. Bd. No. 1010. Leipzig, 8. November 1862. S. 338f., unterzeichnet: —l. *K* XII S. 166—171 als: Literaturbriefe. XXIV.

337, 12 aus dem Neuen Pitaval über Tinius im Tgb. II S. 277 14 aus Schäffers Prozess machte sich Hebbel in München Auszüge

121. *Vom Büchertisch.

S. 338—340. *J* ebenda. 39. Bd. Beilage zur No. 1017. Leipzig, 27. Dezember 1862. S. 479, anonym. vgl. Wien, 2. Februar 1862 an Hettner. Bw. II S. 392f.

122. Der Protestantismus in der Literatur.

S. 340—343. *J* Oesterreichischer Gustav-Adolf-Kalender 1863. Volksbuch zur Beförderung evangelischen Sinnes. Wien. Verlag von Tendler & Comp. (Carl Fromme) S. 73—75, anonym, vgl. *K* XII S. 370, der aber die Quelle nicht angab, und Nachlese II S. 219f.

342, 8 den] der *J*

123. Die Wiener Kunst-Institute.

I. Das Hofburgtheater.

S. 343—352. *H* 11 lose Quartblätter weissen Briefpapiers, Druckmanuscript mit einigen Bleistiftweisungen für den Setzer. *K* XII S. 331—344.

343, 16 Wiener [Blätter] *H* 20 f. wie — Zuschauer, über der Zeile 27 der [durch die Nothwendigkeit gebotenen] *H* **344**, 9 kann über darf *H* 15 als [ich mir] *H* **346**, 27 Auftreten über Spiel *H* **347**, 10 wenn [der Fall] *H* 12 Stimmen über Journale *H* 31 ansuchte, über einkam, *H* 33 sich über um *H* **348**, 1 ausbat, über nachsuchte, *H* 4 Jeden, nach Alle *H* 16 l. der „Gutgesinnte" 19 das [in dieser Geschichte des Deutschen Parlaments] *H* 22 der edle über der Zeile *H* **349**, 1 ja über doch *H* 11 die [oberste direct Intendanz] *H* 12 soll. [Das Haus wa] *H* 21 l. Tagsordnung 32 war über ist *H* **350**, 10 ja A.B.C.-Examen *H* 11 Examen nach Prüfungen *H* 18 gewonnen [wurden], *H* 23 wurde [gesäubert] *H* 26 l. Karlsschüler 33 f. Anfangs — vorgeführt, über der Zeile *H* **351**, 8 Dramatiker über Dichter *H* 11 Stücke [stießen nur] *H* schienen über stießen *H* 12 zu stoßen über der Zeile *H* 21 um den aus um das *H* 28 wie [Essi] *H* 32 Fluten [der] *H* **352**, 4 wie — scheint, über der Zeile *H* 10 oft [eher] *H* ein über als *H* 18 nach 1860. mit Bleistift [ob von Hebbel?] gestrichen: Auch wollen wir das höchst characteristische Factum nicht übergehen, daß einer der würdigsten Vertreter der K. K. Hofbühne, der hochgefeierte und mit Recht allgemein beliebte Carl von La Roche, ein Zögling Goethes, aus Ekel an den neuen Zuständen sein funfzigjähriges Schauspieler-Jubiläum ganz in der Stille beging, indem er, um gegen Ovationen gesichert zu seyn, die keinen Werth für ihn hatten, selbst seinen vertrautesten Freunden den Tag verschwieg. *H* Dieses Jubiläum fiel auf den 10. März 1861, vgl. E. Mautner, Carl von La Roche. Wien 1873. S. 33 f.

124. Zur Aesthetik.

S. 345—361 *J* Illustrierte Zeitung. 40. Bd. No. 1038. Leipzig, 23. Mai 1863. S. 354 f. unterzeichnet —l. *K* XII S. 172—183 als: Literaturbriefe. XXV.

Nachträge und Verbesserungen zu Bd. I—XI.

Erster Band.

XI Z. 17 l. Nachrichten st. Aussichten XXVII Z. 9 setze zu und ein Pendant zu Judith. XLIX Z. 4 v. u. l. 23. November LVI Z. 9 v. u. l. karikieren.

3, 17 tilge Komma nach Bruder **25**, 12 l. so viel **30**, 2 l. wenn **52**, 25 l. Weg **54**, 33 l. mir st. mich **165** V. 1661 l. Alle **275** ergänze 1852. **326**, 15 f. vgl. Tgb. I No. 1061. **382**, 10 l. Steh, st. Steh' **409** E^1 kostete 42 ₰. 8 β **412**, 7 v. u. nach Bw. I S. 313 und 317 f. könnten die Überarbeitungsversuche der Judith ins Jahr 1849 gehören **415** für die Theaterbearbeitung vgl. den Brief von A. Crelinger an A. Schoppe, Euphorion VII S. 360 ff. **433** zu *Th* vgl. Bw. II S. 403 **436** zu 426 f. vgl. Bw. I S. 166 **461** *E* erhielt Hebbel am 16. Mai 1847 von Campe **461** Minor besitzt eine Ausgabe des „Diamant", die statt des Verlegers „Hoffmann und Campe" den Namen Ludwig Giese trägt; V. 218 steht auch in *E* der Druckfehler lock, st. lockt, was anzugeben mir wertlos schien, da der Reim: verstockt, das Richtige nahelegt. Minors Exemplar ist also wohl nur eine unberechtigte (?) Titelausgabe **465** zu 301 f. die Verse *1 — *13 konnte ich bei neuer Collation genauer entziffern; l. *1 Freiheit, damit die Dienste bezahlt werden *4 erlaubt, st. erfrecht, *6 Man st. Wer *9 vielleicht weiblich st. wirklich *13

Man kann's mit Mönchen überdünchen.
Es schwur

470, 7 vgl. V S. **162**, 17 **484**, *39 ff. vgl. Tgb. vom 24. Dezember 1851

Zweiter Band.

XII Z. 14 v. u. schon im September 1837 scheint Hebbel bei Beppis Ältern in der Lederergasse 5 Wohnung genommen zu haben, Ende April 1838 siedelte er mit Schwarz in die Landwehrstrasse 10 und Ende September 1838 in die Lerchenstrasse 45

Z. 6 v. u. l. 7. Januar 1837 Z. 2. v. u. l. 1836 XXIV Z. 10 v. u. l. weder st. werden XXXVII Z. 5 l. der am 23. Februar 1847 begonnene erste

16, 21 vgl. Tgb. vom 22. October 1837 (No. 930): Den Göttern kannst Du nur schenken, was von ihnen selbst ausgeht. **34**, 16 l. herauspractisirt! Diese Form bietet *E* in Übereinstimmung mit Hebbels Sprachgebrauch, vgl. VIII S. 416 zu **194**, 3 und Tgb. vom 7. November 1840 (II No. 2185, 2) **228** V. 601 l. Doch, **232** V. 673 l. Denn, **233** V. 684 l. stünde **371** Z. 12 v. u. vgl. Bw. II S. 305 Z. 5 v. u. l. XI. Bande S. 39—65 **375** zu **57**, 4 vgl. X S. 183 **377** Z. 13 v. u. vgl. Bw. I S. 288 Z. 4 v. u. vgl. Bw. I S. 328 **381** zu V. 53 vgl. Jean Paul „Siebenkäs“ Hempel XI S. 217 **414** Z. 11 über das unterdrückte Vorwort vgl. Bw. I S. 436 **432** zu V. 521 ff. vgl. Tgb. vom 3. September 1837 (I No. 882) **454** zu V. 1856 ff. vgl. das Concept V S. 342 bei XXXIII „Zu irgend einer Zeit“ H^3 **457** zu 2044 vgl. Bw. I S. 281

Dritter Band.

VIII Z. 9 f. vgl. die wichtige Erläuterung im Bw. II S. 488 über Glück: Das Mittel, es zu erlangen, besteht darin, alles Unwesentliche von selbst wegzuwerfen, bevor das Schicksal es noch fordern kann; das Wesentliche aber zu vertheidigen, wie das Leben selbst. XXIV Z. 4 vgl. Bw. I S. 322 LX Z. 6 v. u. vgl. Bw. II S. 470 LXI Z. 10 vgl. Bw. II S. 136

60 V. 871 l. beraubt, **320** V. 1523 l. vermählen. **393**, 6 l. 1130. **409** Z. 14 l. Bw. I S. 326. 433 **442** Z. 19 vgl. Bw. II S. 40 **464** zu **199**, 24 Emil Rousseau in seiner Dissertation S. 17 sagt: Kreitmair, unser bayrische Gesetzgeber **479** Z. 6 v. u. l. Gyges, der am 11. September 1855 in Druck ging (Bw. II S. 438), **481** zu V. 476 die Änderung veranlasste Kuh vgl. Bw. II S. 94 **486** Z. 7 vgl. XI S. **320**, 9 ff. **490** zu V. 123 vgl. Bw. II S. 454

Vierter Band.

XIX Z. 15 v. u. l. seinen XXIII Z. 12 l. Gebilde XXXII Z. 3 l. seinen XXXIII Z. 15 l. genommen, XXXVII Z. 12 l. II S. 427.

9, 10 Ute war die Witwe König Dankrats **14** V. 104 l. im **25** V. 53 l. Einem **29** V. 420 l. sich endlich **59** V. 908 l. Sohn **58** V. 880 Krumm meint um wäre aus *H* für statt einzusetzen **59** V. 908 l. Sohn. In dieser Vision fliesst dem Dichter Walküre und Norne in einander; Brunhild ahnt plötzlich ihre überirdische Bedeutung und spricht sie in Bildern der göttlichen Kraft aus **63** V. 983 l. nützten **70** V. 1098 l. Einen **84** V. 1320 l. diesen letzten **103** V. 1639 l. das **126** V. 2006 l. bist zu kurz **152** V. 2422 l. mein **159** V. 2517 l. Mägde st. Mädchen **186** V. 2902 l. lang' **192** vor V. 3043 l. G i s e l h e r **258** V. 4144 l. sie st. sich **290** V. 4651 l. machte **294** V. 4714 l. geh! **313** V. 5012 l. eher st. mehr **320** V. 5126 l. mir! **324** V. 5215 streiche wollen **348** zu V. 289 f. vgl. Nachlese II S. 115 **361** zu 2456 — 2458 vgl. X S. **117**, 7 f. **366** zu 2966 f. vgl. IX S. **29**, 39 f. **373** zu V. *73 ff. vgl. Tgb. vom 22. November 1859 **396** Z. 2 v. u. l. *Brief an Uechtritz*

Fünfter Band.

XIV Z. 19 der Name „Mirandola" bezeichnet in Schillers Don Carlos I 4 einen Ort bei Neapel Z. 23 l. Bendixen XV Z. 13 v. u. l. vorherrschender XXXII Z. 13 l. S. 252. XXXV Z. 1 l. 374 ff. Z. 3 l. 510 f. XLI Z. 8 l. Allergläubigsten

25, 19 sie nicht er steht wirklich in *H* **26**, 7 nach Frau vielleicht Mutter zu ergänzen **28**, 28 vgl. „Freundschaft" V. 29 (VII S. 22) **44**, 6 darnach wäre noch zu erwähnen XI S. **191**, 31 ff. **59**, 9 vgl. Sam. 1, 24 **63**, 4 l. Stimme 25 ff. könnte nach XI S. **132**, 1 ff. auch zu No. XXXIII gehören **80**, 9 Nenner Krumm vermutet Nanne **82**, 18 l. zweifl'. **93**, 16 l. Magnus [?] **96**, 22 Nenner Krumm vermutet Nanne **97**, 22 l. Dich selbst **99**, 1 l. gegenseitig lieben, indem sie sich gegenseitig trösten, **123**, 1 vgl. XI S. 132, 11 5 ff. vgl. Tgb. vom 2. Januar 1840, II No. 2420 **126**, 22 ff. vgl. XI S. **132**, 11 und XII S. **109**, 2 ff. **139** nach 11 füge man den Plan „Parodistische Idee" ein, der VIII S. 369 steht,

vgl. XI S. **339**, 8 ff. **157**, 15. 19 l. Eduard. 24 l. Edmund. **184**, 3 l. Sommers. st. Dramas. vgl. XI S. **182**, 8 **251** V. 937 l. gäbe, **281**, 10 f. vgl. IX S. **132**, 21 ff. **322**, 4 vgl. Frankl S. 62 und Tgb. vom 18. Dezember 1854 **324**, 16 vgl. Bw. II S. 140 **336** Z. 9 setze zu und nochmals im November 1838 **339** zu **80**, 3 f. vgl. Genoveva V. 973 f. und Anm. dazu **340** zu **95**, 30 ff. l. **223**, 9 ff. **346**, 2 l. Aimé von **353** zu LXI sollte dieser Plan durch Droysens Werk veranlasst sein, dessen I. Bd. 1851 erschien? Z. 4 v. u. vgl. XI S. **35**, 8 ff. **381** zu **254**, 25 f. l. „Linde“ st. „Vorüber“

Sechster Band.

20 vor V. 408 l. Pallast **49** V. 1131 l. Pallast 467 zu 1089 l. von st. vom

Siebenter Band.

VII zweite Spalte, Z. 12 v. u. l. Gott über die Welt (Hamburg) XXXV Columnenüberschrift l. Production letzte Zeile l. mehr XXXVIII Z. 6 l. meines XL Z. 18 K. Reuschel citiert „Studien zur vgl. Literaturgeschichte“ III S. 6 ein „Odeum“ von A. C. Cosmar, das in Berlin 1829 erschien und I S. 82—86 als einziges Gedicht von Uhland „Des Sängers Fluch“ enthält XLV. Z. 15 l. hallt XLVI Z. 6 v. u. l. schon das

262, 8 v. u. ergänze: *J* Morgenblatt für gebildete Leser. No. 74. S. 293 f. Freitag, den 27. März 1846 u. d. T. Aus Fr. Hebbels italienischen Gedichten. Liebeszauber. von der Interpunction sehe ich ab.

—

V. 90 statt] wie *J* 51 sonder] ohne *J* 82 l. Laut

265, 9 l. Bergedorf **279**, 3 v. u. ergänze: *J* Morgenblatt für gebildete Leser. No. 128. Freitag, den 29. Mai 1846. S. 509 f. unterschrieben: Friedrich Hebbel.

—

V 94 von] er *J*

293 zu „Das Grab“ vgl. an Elise, 7. Dezember 1838: übrigens verdiente dies Grab selbst ein Grab, wenn nichts Anderes darin läge, als das Allgemeine, was Du herausgefunden hast. Daß eben durch die Mühe um den Lohn der Lohn in die Lüfte geht, das ist der Lebenspunct. Ich sehe aber an Deinem Beispiel wie es mir mit meinen Gedichten gehen wird: je goldhaltiger mein Schacht ist, um so weniger

wird man es merken. Kein Vorwurf für Dich, beste Elise, bloß ein Stoßseufzer in Bezug auf die Zukunft. **300**, 8 ergänze: *J* Morgenblatt für gebildete Leser. No. 77. Dienstag, den 31. März 1846. S. 305. Aus Fr. Hebbels italienischen Gedichten. Das Venerabile in der Nacht*. dazu * die Anm.: Wenn in Neapel Abends das Venerabile durch die Straßen getragen wird, so werden in den Häusern alle Lampen in die Fenster oder auf die Balkone gestellt, was einen schönen Eindruck macht.

V 16 süßen] holden *J* 35 Blüthe *J*

302, 7 v. u. ergänze: *J* Neue Pariser Modeblätter. 1839. No. 38. S. 297 u. d. T. Zwei Gedichte. I. Es geht ein Baum [vgl. VI S. 238. VII S. 288]. II. O wunderbares Menschenherz . . .

---

vor 138 die Verse in *JA* 138 Verschmäht, zu hart, Dich eine Welt, *J* 139 So] Da *JA* andachtvoll: *JA* 140 Ich bin] Du bist *JA* 141 Ihn *JA*

318 Z. 2 v. u. l. seinen Gedichten **319** „Der Greis“ vgl. Tgb. vom 18. September 1839 (No. 1658) **320** „Natur und Mensch“ vgl. X S. **192**, 26 ff. **326** Z. 11 v. u. „Der Lorbeer um das Menschenhaupt“ als Stammbuchblatt, 4 Zeilen, Quer 8°. Gilhofer und Ranschburg. XIV. Autographenauction 1903 No. 662 **330**, 17 v. u. l. 1853 **340** „Jedermann in's Album“ ergänze: *J* Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Gratz i. St. 1857 S. 78 **343** Z. 6 v. u. vgl. XII S. **9**, 11 ff. **354** Z. 6 v. u. vgl. X S. **134**, 12 ff. **362** „Dareios“ ergänze: *J* Für den Friedhof der evang. Gemeinde in Gratz. 1857 S. 78 **374**, 10 ergänze: J^1 Illustrierter Kalender und Novellen-Almanach 1860. Herausgegeben von F. Menk-Dittmarsch. Wien. Druck und Verlag der typogr. litterar.-artist. Anstalt (L. C. Zamarski & C. Dittmarsch) S. 170 J^2 Dichterbuch etc. **375**, 20 ergänze: *J* Morgenblatt für gebildete Leser. No. 8. 21. Februar 1858. S. 169 f. unterschrieben: Friedrich Hebbel.

Titel: Mein Wald *J*

399 zu „Wisst Ihr . . . vgl. X S. **240**, 32 **421** Z. 8 vgl. Tgb. vom 2. Mai 1839 (No. 1572) **422** Z. 9 v. u. l. 31. May 1838. **431** zu „Ist Dir der And're erst Sache“ vgl. Tgb. vom 17. Februar 1840 (II No. 1919, 16) **441** Z. 9 zu 101 ff. vgl. X S. **128**, 20 **452** Z. 1 l. 1835 **453**, 25 l. 31. 5. Lebensgeheimniß I. **454** Z. 2 l. 13. 3.

Achter Band.

XV Z. 4 f. v. u. l. Victorin, XXVI Z. 7 l. 23. XXVII Z. 8 v. u. vgl. Börnes „Honestus“ Z. 7 l. III st. V XXXII Z. 19 l. dramatisch-episch in Erzählungen XXXIV Z. 2 v. u. vgl. Bw. I S. 29

8, 8 l. ihnen **131**, 18 l. vermogte, **369**, 9 ff. nach XI S. **339**, 8 ff. ist das ein Dramenplan gewesen und gehört ins Jahr 1847 **389**, 46 vgl. X S. **306**, 5 **400** ich erwähne noch folgende Selbstbiographie aus dem Jahre 1845; sie ist wörtlich benutzt von S. Engländer in seiner anonymen Characteristik „Sonntagsblätter“ V. Jahrgang, No. 3. Wien, am 18. Jänner 1846. S. 49 — 51 (vgl. Frankl, Erinnerungen S. 7) und war wohl auch für ihn bestimmt; die Handschrift (4 Seiten 8°), von Herrn A. Meyer-Cohn mir gütigst zur Publication überlassen und dem Archiv geschenkt, stammt aus Bambergs Nachlass:

Friedrich Hebbel.

ist im Jahr 1813 in Dithmarschen geboren. Dithmarschen, das kleine Ländchen von nur 30 Quadratmeilen, hat in neuerer Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit Deutschlands auf sich gezogen, seit Dahlmann den alten Dithmarsischen Chronisten Neocorus, der fast vergessen war, wieder entdeckte und herausgab. Man las mit Erstaunen die Geschichte eines der Zahl und der Ausbreitung nach so unbedeutenden Volks, welches bis weit über die Reformation hinaus in der Mitte so vieler mächtiger Nachbaren, die es fortwährend befehdeten, seine Selbstständigkeit und Unabhängigkeit zu behaupten, ja sich furchtbar zu machen wußte. Man wurde an Marathon und Thermopylä durch die Schlacht bei Hemmingstedt (1510) erinnert, in welcher 400 Dithmarschen mehr als 30,000 Dänen und Holsteiner, und unter diesen die berühmte Deutsche Garde, die unter Kaiser Karl dem 5ten kämpfen und siegen gelernt hatte, nicht bloß in die Flucht schlugen, sondern fast völlig aufrieben. Man konnte selbst dem letzten Kampf auf Leben und Tod, in dem (1559) die kleine Bauern-Republik, durch einen Zwiespalt zerrissen und der Auflösung nahe geführt, sich noch einmal zusammenfaßte, und dem Feind das Letzte abdrang, was der Unterliegende noch gewinnen kann: Achtung und Furcht vor Mißbrauch der erlangten Uebermacht, nicht ohne die höchste Theilnahme zuschauen. Und das Interesse für dieses Volk stieg nur, wenn man nun unter-

suchte, wie eine in der modernen Staatengeschichte so einzige Erscheinung möglich gewesen sey, und fand, daß die begünstigte, zum großen Theil meerumflossene, jedoch keineswegs völlig abgesperrte und schon von der Natur vollständig verbollwerkte Lage des Landes allerdings viel, daß aber die moralische Kraft, die Sitten-Reinheit und Sitten-Einfalt der Bewohner das Meiste dafür gethan hatte. Der Dithmarsische Volksstamm ist inzwischen ein anderer geworden, seine characteristischen Kennzeichen haben sich verwischt, aber die ursprünglichen Elemente sind doch nicht ganz verschwunden, sie treten wenigstens in einzelnen Individuen wieder hervor. So ist Niebuhr, der kritische Geschichtschreiber Roms, in seiner wissenschaftlichen Richtung, wie in seiner Persönlichkeit, nur als Dithmarscher zu begreifen, und auch bei Hebbel, dem Verfasser der Judith, dürfte ein Rückblick auf sein Vaterland nicht überflüssig seyn. Die gestaltende Kraft, welche diesen Dichter in unserer Zeit der Basreliefs- und Schatten-Figuren fast gespenstermäßig erscheinen läßt, dürfte gerade aus jener nationalen Quelle stammen, und eine gewisse trotzige Herbheit, die ihn verhindert, seine Ecken abzuschleifen, nicht minder.

Hebbel begann erst im 22sten Jahre seine philosophischen Studien. Ungunst der Verhältnisse verhinderten ihn, es früher zu thun. Was er damals für ein Unglück hielt, war vielleicht sein Glück. Wie schwer ist es für den Menschen, sich in seiner Eigenthümlichkeit zu behaupten und zu entwickeln, wenn er zu früh, d. h. so früh, als es meistens geschieht, in den großen Strom der allgemeinen Bildung, der uns freilich giebt, aber auch nimmt, hinein geräth! Hebbel vollendete seine Studien rasch, indem er nach einander die Universitäten zu Heidelberg und München bezog. Als Student schrieb er die meisten und besten seiner lyrischen Gedichte, die er später bei Hoffmann und Campe in Hamburg erscheinen ließ. Schon diese tragen ein durchaus dramatisches Gepräge, wie Derjenige, der sich auf geistige Formen versteht, leicht erkennt. Er war kaum von der Universität nach Hamburg, woselbst er für mehrere Jahre seinen Aufenthalt nahm, zurück gekehrt, als er in eine schwere Krankheit fiel, die ihn dem Tode nahe brachte. Gleich nach seiner Herstellung schrieb er in der kürzesten Zeit die Judith, ohne je vorher, wenn nicht Kindereien aus dem 11ten, 12ten Jahre mitgezählt werden sollen, eine dramatische Zeile versucht zu haben. In diese Tragödie legte er Alles nieder, was ihn jemals bewegt und geängstigt hatte; instinctmäßig knüpfte er an eine räthselhafte Anecdote der urältesten Vergangenheit die bedeutendsten Fragen der Gegenwart und that so den ersten Schritt zu einem höheren historischen Drama. Denn als ein solches ist die Judith aufzufassen, Völker treten in den Haupt-Characteren auf, in

dem Jehovah-Gedanken ist das Ganze angefangen und beschlossen, und entwickelte sich aus diesem nicht die ganze neuere Geschichte? Die Judith wurde gleich bei'm Erscheinen nicht bloß von der Kritik, sondern auch vom Deutschen Theater mit großer Theilnahme begrüßt; sie kam zuerst auf der Königl. Hofbühne in Berlin, und dann in Hamburg, Königsberg u. s. w. zur Aufführung. Unmittelbar an die Judith knüpfte sich die Genoveva. In dieser wird der Grundgedanke des Christenthums dargestellt, wie in der Judith der Grundgedanke des Judenthums, natürlich auf poetische Weise durch Gestalten und Charactere, wie sie sich aus der mit dem Christenthum gegebenen Weltanschauung entwickeln mußten, nicht aber durch Allegorie und Dialectik. Die Genoveva kam bis jetzt nirgends zur Aufführung, weil die Raupachsche, die sich nun einmal auf dem Repertoir befindet, ihr im Wege stand. Zugleich mit der Genoveva gab Hebbel seine Gedichte heraus, an denen es die Kritik verwunderte, daß es keine politische waren. Jetzt trat Hebbel, durch ein ihm von dem König von Dänemark in Berücksichtigung seiner dichterischen Productionen ausgesetztes Stipendium in den Stand dazu gesetzt, eine Reise durch Frankreich und Italien an und verweilte zunächst in Paris ein Jahr. Hier schrieb er seine Maria Magdalena, über welche die Blätter für literairische Unterhaltung urtheilen, daß sie den gesellschaftlichen Zustand unserer Zeit mit seinen moralischen und sittlichen Consequenzen besser darstelle, als viele Handbücher der Geschichte und des Staatslebens. Maria Magdalena ist also wieder ein historisches Drama, wenn sie sich stofflich auch nur im bürgerlichen Kreise bewegt. Von Paris ging Hebbel nach Rom, woselbst er einen Winter zubrachte, und von Rom nach Neapel, wo er den letzten Sommer verlebte. Jetzt ist er nach Deutschland zurückgekehrt, um die Früchte dieser Reise aus sich heraus zu arbeiten. Zunächst wird wohl ein Band Reisegedichte von ihm zu erwarten seyn. Wie es heißt, bewahrt er auch noch ein Lustspiel: Der Diamant, schon vor Antritt seiner Reise vollendet, unter seinen Papieren, das er für seine bedeutendste Production erklären soll.

---

409 Z. 1 „Castelli“ ist wohl nicht richtig vgl. X S. **62**, 2 ff. Z. 12 v. u. vgl. XI S. **225**, 25 **435** zu **270**, 27 f. die Strophe stammt aus Paul Gerhards „Morgenlied“ vgl. Kürschner „Deutsche National-Litteratur“ 31 S. 137

Neunter Band.

XX Z. 1 an Elise, 25. Februar 1839: Der Bericht im Kunstblatt ist nicht von mir, Herr Dr. Hauff hat nicht für gut befunden, den über die Pinacothek aufzunehmen. XXII Z. 8 ff. vgl. „Hebbel als Historiker" von Dr. H. H. Houben, Beil. zur Nordd. Allg. Zeitung, 6. Juni 1902 No. 130 im Anschluss an meine Ausgabe XXVI Z. 10 l. Juni st. Juli

6, 93 l. erst st. einst **14,** 7 l. auf ohne Durchschuss 13 l. Kenntnisse 17 streiche hatte **25,** 14 l. einen **27,** 10 l. Ausführung **32,** 26 l. nie st. ein **65,** 20 l. Paradoxa **94,** 20 l. Kriegsruhm **111,** 5 l. ihm 10 l. Eroberungen **127,** 29 l. eben st. aber **128,** 4 l. Horn, st. Herrn, **129,** 1 l. Trinkgeschirre, **133,** 28 f. l. Commandeur, **141,** 3 l. Himmelszeichen **153,** 19 l. Lesern **157,** 6 l. Mann, **186,** 28 l. Entsatz **187,** 29 l. Schaugepränge; **207,** 5 l. Paderborn, **214,** 1 l. Republik **215,** 21 l. den **243,** 29 l. von **244,** 5 l. Baudricourt **254,** 14 l. zu **255,** 3 l. Christenheit **258,** 31 l. historische **261,** 20 l. vor **287,** 8 streiche und **327** f. vgl. Illustr. Zeitung. 120. Bd. No. 3119. Leipzig, 9. April 1903. S. 537 ff. **339,** 8 streiche ge= **341,** 12 l. ihre **355,** 19 l. erbittertsten **389,** 22 l. Menopteros **391,** 13 l. der, **392,** 4 l. einem 13 l. sehr gesunden 26 l. lucrativen Resultaten **393,** 15 l. eilf 27 l. liefert, 31 l. Personen; **394,** 3 l. vortrug. — 11 l. Aufforderungen 13 l. besondern 20 l. sehen; 21 l. inneren und äußeren 28 und im ganzen Aufsatz l. Somnambüle 29 streiche die **395,** 8 f. l. in geistigem 19 l. Bett **397,** 13 l. Fatalismus **399,** 1 l. Blatts 14 l. größerm **404,** 7 l. den st. der **414,** 8 l. das Bier **420,** 10 l. erwerben, **421,** 10 l. Atmosphäre **427** zu IV 5 ff. vgl. VII S. 22 **429** zu IX 43 vgl. Golo **430** zu XII l. Allergläubigsten **431** zu XVI 39 vgl. Nibelungen V. 2966 ff. zu XVIII **47,** 6 ff. vgl. Tgb. No. 114 **434** zu **77,** 11 ff. „Orthodoxe Protestanten" VII S. 229 und Tgb. vom 1. Juli 1835 zu **133,** 13 f. vgl. „Gyges"

Zehnter Band.

XXVII Z. 16 l. von st. für XXIX Z. 2 v. u. l. bewies,

7, 11 hier ist einzufügen die am 12. Oktober 1835 geschriebene, erst im Februar 1903 wieder aufgefundene und mir vom „Wissenschaftlichen Verein von 1817" in Abschrift zugeschickte

XXVIa.

Kritik über den Extraaufsatz „Taback, Pfeifen und Cigarren,“ von Gravenhorst.

Die Gesetze des Vereins sind mit Blut geschrieben, ärger vielleicht, wie jene berühmten des Drakon. Diese beschränkten sich darauf, einem Menschen das Anhäufen des Mammons zu erschweren, was heut zu 5 Tage wohl nicht eine große Beschränkung seyn würde. Die Gesetze des Vereins zwingen mich aber, einen Aufsatz zu recensiren, der von nichts, als von Taback, Pfeifen und Cigarren handelt. Doch, ich erkläre dem Verein geradezu, daß, wenn ich diejenige Recension, die mir allein möglich ist, hätte geben wollen, er den Aufsatz nicht wieder zu sehn 10 bekommen haben würde; will irgend ein Mitglied des Vereins, welches eben um einen Fidibus verlegen ist, meine Kritik ebenso recensiren, so habe ich nichts dagegen. C. F. Hebbel.

31, 4 l. erregender **76**, 27 l. geführt, **124**, 16 l. sondern **190**, 19 l. mehrerer **195**, 4 l. Gemüthszustand **205**, 16 l. gesetzt, **266**, 7 l. Landsmann **276**, 26 l. characteristisch, **296**, 19 l. schrieen, **302**, 24 l. nicht vorhanden? gegen *J?* **447** letzte Zeile setze zu: und Tgb. vom 21. Januar 1841 (II Nr. 2227, 10 f.)

Eilfter Band.

459 Z. 5 v. u. Vordergrundes schreibt hier Hebbel gegen seine Gewohnheit, er braucht sonst die Form Vorgrund. In Grillparzers „Ahnfrau“ bringen die älteren Ausgaben, z. B. die erste von Laube besorgte Gesamtausgabe, Vordergrundes, während in Sauers Ausgabe Vorgrundes steht; auch das ist also ein Beweis, dass Hebbel nach der Lectüre schreibt **473** f. Das „Illustrirte Familienbuch . . . hg. vom Oesterr. Lloyd“ brachte im I. Bande S. 1 „Der Ruthengänger“; S. 33 „König Franz und seine Schützlinge“: S. 57 „Taubstumm“ von F. Uhl; S. 81 „Anna Maria, oder mich wunderts, dass ich so fröhlich bin“ von E. Ritter; S. 105 „Katiza“ von A. R. v. Perger; S. 133 „Die drei Eichen“ von J. Friedr. Lentner; S. 165 „Der treue Reifen“ von Maria Nathusius; S. 193 „Eine Familie“ von Adelaide; S. 211 „Übelthat und Sühne“ von A. Becker; S. 245 „Auf der Universität“ von E. Hoefer; S. 269 „Ein Abentheuer in Montenegro“ von Marie v. Thurnberg; S. 297 „Der Beruf“ von C. Paul

---

6 nicht fraglich, könnte auch leicht heissen. Anm. der Abschrift

Nachwort des Herausgebers.

In der Einladung zur Subskription versprach die Verlagsbuchhandlung, der erste Band von Hebbels „Sämtlichen Werken“ solle im November 1900 erscheinen, die weiteren Bände dann in Zwischenräumen von etwa drei Monaten folgen. Nach diesem Versprechen hätte das Werk mit dem zwölften Bande erst im August 1903 abgeschlossen werden sollen, es geschieht aber etwas früher, was freilich nur durch energische Arbeit zu erreichen war. Die Recensenten, die ohne Ausnahme dieser historisch-kritischen Ausgabe die günstigsten Zeugnisse ausstellten, hoben denn auch die Pünktlichkeit des Erscheinens hervor und begleiteten die allmählichen Fortschritte mit freundlichen Geleitworten. Die Ausgabe war allerdings seit lange von mir vorbereitet und im einzelnen überlegt; wenn trotzdem im fünften und sechsten Bande eine kleine Verschiebung des ursprünglichen Planes nötig wurde, so trug daran nur das überraschend große Zuströmen des Materials an Plänen Schuld. Im ganzen aber blieb die Vorberechnung aufrecht.

Mit einer gewissen Beruhigung blicke ich auf die stattliche Reihe der Bände zurück, indem ich mich anschicke, eine Rechenschaft über die durchgeführten Prinzipien abzulegen; öffentlich und privat kamen mir so viele freundliche Ermunterungen zu, nicht aus Deutschland allein, auch aus Amerika, aus Rumänien, daß ich an dieser Stelle nochmals meinen Dank aussprechen muß, da sie mir in Zeiten körperlichen Leidens eine wahre Wohlthat waren. Viele Wege mußten beschritten werden, ehe dann einer zum Ziele führte, manche Mühe hätte sich ersparen lassen, wenn nicht die erste Gesamt-Ausgabe so außerordentlich reich an Fehlern und Flüchtigkeiten gewesen wäre, die Emil Kuh bei der Raschheit seiner Arbeit stehen ließ. Es ist keine Kleinigkeit, den Wiener „Wanderer“ von 1852 nach einem Aufsatz durchzusuchen und dann zu finden, daß es hätte heißen sollen 1850; fast alle Jahreszahlen in Kuhs Inhaltsverzeichnis ergaben sich als falsch, abgesehen davon, daß er sie bei sehr

vielen Aufsätzen überhaupt wegließ. Thatsächlich habe ich oft wochenlang vergebens alle nur denkbaren Wiener Zeitungen durchgeblättert, ohne etwas zu finden, und danke mitunter nur einem Zufall dann ein endliches Resultat. Bei dem Aufsatz „Ein Schloß und eine alte Fürstengruft" und der Kritik über „König Monmouth" von Palleske ließen mich alle Mittel im Stich. Und mein Bemühen um die ersten Drucke war nötig, denn Kuh behandelte den Text recht willkürlich, ließ weg, änderte, setzte zu, ohne daß es sich feststellen ließ, wie weit er dabei den Handexemplaren Hebbels folgte, und wie weit jenem veralteten Wahn, daß der Herausgeber seinen Autor verbessern solle. Leider aber sind alle Druckvorlagen verschwunden, es war nicht mehr zu bestimmen, bei wem. Wir wissen, daß Kuh willkürlich verschiedenes fortließ, was Hebbel aufbewahrt hatte (vgl. seine Ausgabe XII S. 370 f.), ob alles wieder durch mich aufgefunden wurde, ist zweifelhaft. Ich habe noch eine Reihe von Aufsätzen gesammelt, die ich Hebbel zuschreiben möchte, doch fehlt mir die äußere Gewähr, weil sie anonym sind; deshalb schloß ich sie von dieser Ausgabe aus, werde sie aber den Fachgenossen an einem anderen Orte vorlegen.

Schwierigkeiten anderer Art kennt jeder Litterarhistoriker, der sich mit der deutschen Litteratur des 19. Jahrhunderts beschäftigt, sie stammen aus der Abneigung der Bibliotheken gegen die Zeitschriften und Bücher dieses Zeitraums. Sollte man es für möglich halten, daß einige Bände von Saphirs „Humoristen" durchaus nicht aufzutreiben waren, daß von der „Oesterreichischen Reichszeitung" nach unsäglichen Mühen nur die Nummern bis zum 31. Dezember 1849 erlangt werden konnten, daß von Amalia Schoppes „Modeblättern" ein Jahrgang vollständig verschwunden scheint?

Wenn trotz alledem die Lücken meines Apparates verhältnismäßig gering sind, danke ich es zum Teil fremder Hilfe. Es ist mir eine sehr angenehme Pflicht, auch an dieser Stelle meinen Dank auszusprechen. In erster Linie gebührt er einem huldvollen Gönner, der leider nicht mehr hienieden weilt, Seiner Koniglichen Hoheit, dem Herrn Großherzog Carl Alexander von Sachsen, der meine Arbeit von Anfang an durch die Erschließung der handschriftlichen Schätze im Weimarer Goethe- und Schiller-Archiv gnädigst förderte und durch die Annahme der Widmung sein lebhaftes Interesse für Friedrich Hebbel noch einmal öffentlich bekundete. Auf dem ersten Bande konnten seine Augen noch ruhen.

Das k. k. Ministerium für Kultus und Unterricht unterstützte meine Arbeit wiederholt aufs kräftigste. Fünfmal verbrachte ich den größeren Teil der Ferien in Weimar, um die Handschriften zu kollationieren, statt mich

von angestrengter Universitätsarbeit auszuruhen. Mein alter Freund Bernhard Suphan kam mir immer auf das freundlichste bei allen Wünschen entgegen, die ständigen Mitarbeiter des Archivs, allen zuvor Julius Wahle und August Fresenius, liehen mir ihren Beistand, wie denn jedem Arbeiter die Erinnerung an den Aufenthalt in den schönen Räumen des Archivs und die Teilnahme der Archivgenossen unvergeßlich sein wird. Herr Dr. Max F. Hecker, Dr. Karl Schüddekopf und Dr. Karl Alt unterstützten mich durch gelegentliche Auskünfte. Mit jugendlicher Frische begleitete die greise Witwe des Dichters Christine Hebbel die Fortschritte meiner Ausgabe, zu der sie beitrug, was an Material noch in ihrem Besitze war. Unermüdlich erfüllten die Herren Beamten unserer Universitätsbibliothek, bes. Herr Scriptor Dr. B. Mańkowski meine Wünsche, ebenso stellten mir die Bibliotheken von Wien, (Hof-, Universitäts- und Stadtbibliothek), von Graz, Salzburg, Innsbruck, Prag, von Weimar, Hamburg, Berlin, München, Stuttgart, Wolffenbüttel, die ehemals Lipperheidesche Sammlung in Berlin, Sammler wie Herr A. Meyer-Cohn u. a. Material aus ihrem Besitze zur Verfügung. Für Auskünfte, Kollationen und Mitteilungen bin ich verpflichtet Joseph Seemüller in Innsbruck, Dr. Michael Holzmann und Prof. Dr. Alex. v. Weilen in Wien, Dr. H. H. Houben in Berlin, Bernhard Seuffert in Graz, Frau Kirchenrätin Bendixen, Frl. Schöll, Herrn Stephan Zweig, Herrn Bürgermeister Wiese in Friedrichstadt, Herrn Kirchspielschreiber Möhring in Wesselburen, den Mitgliedern des „Wissenschaftlichen Vereins von 1817“ in Hamburg, dem Hofburgtheater mit Paul Schlenther an der Spitze, dem Hamburger Stadttheater, Herrn Direktor Max Grube vom Königl. Schauspielhaus in Berlin, dem Königl. Hoftheater in München und so noch vielen anderen, die meine gelegentlichen Anfragen nicht unerwidert ließen. Für Mitteilung von Druckfehlerverbesserungen den Herren Hermann Krumm in Kiel und Hermann Klamer in Elberfeld. Daß mein unvergeßlicher Vater, der mit dem lebhaftesten Anteil die Anfänge meiner Sammlungen gesehen hatte, die Ausgabe nicht mehr erlebte, ist der einzige Schmerz bei meiner Arbeit gewesen; ich erinnere mich, mit welcher Freude er die Jugenderzählungen und Jugendgedichte Hebbels begrüßte, die ich ihm (lange vor dem Erscheinen von Krumms Ausgabe) in Abschrift mitteilte, wie er denn unermüdlich war, das Andenken Hebbels in Aufsätzen hochzuhalten. Bevor ich meine Vorarbeiten abgeschlossen hatte, starb er am 26. März 1898 in Meran, nahezu siebzigjährig.

Nachdem ich so der fremden Mitwirkung gedacht habe, muß ich noch

die Absichten und Prinzipien meiner Arbeit darlegen und damit auf einzelne Rezensionen erwidern. Mein Bestreben ging dahin, Hebbels Werke so vollständig und im Texte so gesichert, als mir nur möglich war, den Lesern vorzulegen. Alle nur zugänglichen Hilfsmittel wurden ausgenutzt, jahrelange Versenkung in die Werke war vorangegangen und hatte durch die sorgfältige Kollation der Handschriften an Sicherheit gewonnen. Die Ausgabe bringt die Werke in einer einheitlichen Orthographie, die sich aus dem von Hebbel lebenslang gleichmäßig festgehaltenen Gebrauch ergab, einzig das y im Hilfszeitworte „seyn" habe ich diesem Prinzip entgegen nicht durchgeführt, um ein uns nicht mehr gewohntes Wortbild zu vermeiden. Hebbel durchaus eigentümlich sind die Formen „mogte" für „mochte", „kukte", „erwiedern", „Niemanden" im Dativ, „dreizig", „sechszig", „sechszehn", „funfzig", während er bald „fodern", bald „fordern" schreibt, die trennbaren Verba einmal zusammenschreibt, dann wieder trennt, „Göthe" und „Goethe" neben einander braucht; „Dieß", wenn es selbständig steht („Dieß ist der Zehnte nun"), „dies" in attributiver Stellung („durchstich dies Bild"); ebenso „Nichts" („Hat er Dir gar Nichts in's Haus gebracht"), aber „nichts" („nichts Anderes"). Auch an der Interpunktion Hebbels wurde konsequent festgehalten, weil sie mitunter mehr bietet als bloße Satzzeichen, nämlich auch Einschnitte der Rede markiert (z. B. XI S. 4, 27). Da der Dichter aber keineswegs immer die Korrekturen seiner Arbeiten las, zeigen die ersten Drucke vielfach Abweichungen von seinem Gebrauch und mußten dann verbessert werden. Zu Grunde gelegt ist selbstverständlich überall der letzte, zu Hebbels Lebzeiten erschienene Text, das erwähne ich nur wegen der unverständlichen Einwendung Minors; Hebbel hat ja von keinem einzigen seiner Werke eine zweite Auflage erlebt, denn die Theatermanuskripte von „Judith", „Julia", „Michel Angelo" und „Agnes Bernauer" dürfen nicht als erste Auflagen gerechnet werden. Wo ein Zweifel auftauchen könnte, wie beim „Diamant", ist die Grundlage des Textes ausdrücklich genannt worden.

In meinen „Einleitungen" mußte ich mich auf das Notwendigste beschränken, sie sollten möglichst genau die Entstehungsgeschichte bringen und dann das Verständnis erleichtern, weshalb gerade die strittigen Punkte besonders berücksichtigt wurden. Ich hielt mich streng an die Sache und vermied sorgfältig alles, was litterarhistorischer Aufputz geblieben wäre; freilich wurden dann dergleichen mit vollster Absicht ausgeschlossene Dinge von den Recensenten als Nachträge dargeboten. Meiner Überzeugung nach ist es ein Mißbrauch, etwa bei Hebbels „Judith" alle älteren Bearbeitungen dieses Stoffes Revue passieren zu

lassen, wenn er selbst sie nicht gekannt hat. In der Einleitung zum vierten Bande versuchte ich zu zeigen, wie weit man m. E. gehen dürfe; vergleichende Betrachtungen gehören nicht in Einleitungen, die aufs äußerste mit dem Raum sparen müssen. Ich vermied darum auch die Anführung von Recensionen über Hebbels Werke, wo sie nicht zum Verständnis des Folgenden (vgl. „Der Rubin“ und „Michel Angelo“) unerläßlich waren, mußte aber trotzdem erleben, daß ein — jetzt schon verstorbener — Kritiker meine Zuthaten als Spekulation auf — Bogenhonorar erklärte!

Auch in den Anmerkungen legte ich mir die größte Zurückhaltung auf, nur an wenigen Stellen, wie einmal beim „Gyges“, gab ich etwas reichere Belege. Die „Ausgabe“ ist meiner Meinung nach gar nicht der Platz, wo man alles erledigen soll, das muß den Spezialarbeiten überlassen werden; sie hat nur Winke zum leichteren und besseren Verständnis des Textes zu geben. Darum beschränkte ich mich auch in den Verweisen auf die Litteratur über Hebbel, die ich selbst in ziemlich reichem Maße besitze. Ich freue mich, daß die fachmännischen Beurteiler meiner Ausgabe mit dieser Behandlungsart einverstanden sind. Noch größer ist die Freude über die Studien, die sich an diese Sammlung anschließen und, wie ich aus verschiedenen Zuschriften entnehme, noch weiter anschließen werden. Hebbel verdient, Hebbel verlangt und Hebbel lohnt eifrige Mitarbeit. Den Grundstein zu seinem schönsten Denkmal, dem Weiterleben und Wachsen im Bewußtsein der Nation, möchte dieses Werk bilden, mehr nicht!

Lemberg am 90. Geburtstage Hebbels.

Richard Maria Werner.

Hebbel-Bibliothek.

Verzeichnis der zu Hebbels Lebzeiten erschienenen Drucke seiner Werke.

Abkürzungen.

AA. = Aurora-Album. Wien.
AZ. = Allgemeine Zeitung. Augsburg.
Beob. = Der Hamburger Beobachter und das Archiv für Wissenschaften und Künste.
Bild. = Poetische Bilder aus der Zeit. Hg. v. Arnold Ruge. Leipzig.
Bote = Dithmarscher und Eiderstedter Bote. Friedrichstadt.
Braga = vgl. VII S. 429.
Cent. = Central-Organ für die deutschen Bühnen. Stuttgart.
Corr. = Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen Correspondenten.
CÖZ = Constitutionelle Oesterr. Zeitung. Wien.
DMA. = Deutscher Musenalmanach hg. v. Christ. Schad.
Don. = Constitutionelle Donau-Zeitung. Wien.
DÖ = Dichterbuch aus Österreich hg. v. Emil Kuh. Wien.
Europa = Europa. Hg. v. F. Gustav Kühne. Leipzig.
Fam. = Illustrirtes Familienbuch des Österr. Lloyd.
FF. = Für den Friedhof der Evang. Gemeinde in Gratz in Steiermark. (Hg. v. K. Holtei.)
Freih. = Der Freihafen. Hg. v. Theodor Mundt. Altona.
GAK. = Gustav-Adolph-Kalender. Wien.
GB. = Gellert-Buch hg. v. A. Neumann. Leipzig.
Götz = Geschichte des Ritters Götz v. Berlichingen VII S 378.
Huld. = Huldigung den Frauen. Taschenbuch hg. v. J. F. Castelli. Wien.
Humorist = Der Humorist. Hg. v. M. G. Saphir. Wien.
HWbl. = Husumer Wochenblatt. Husum.
JDB. = Jahrbuch deutscher Belletristik. Prag.
Jhb. = Jahrbücher der Literatur. Wien.
JK. = Illustrirter Kalender für 1860. Wien.
JZ. = Illustrirte Zeitung. Leipzig.

KA. = Das Kaiser-Album. Viribus unitis. Wien.
Kräuter = Frische Kräuter. Album hg. v. C. Modreiner. Wien.
LBll. = Literatur-Blätter hg. v. L. Wienbarg. Hamburg.
Lloyd = Der Lloyd. Wien.
Mit. = Mitternachtszeitung. Braunschweig.
Mod. = Neue Pariser Modeblätter. Hamburg.
Morg. = Morgenblatt für gebildete Leser. Stuttgart.
MS. = Deutsche Monatsschrift . . Hg. v. A. Kolatschek. Stuttgart.
Mus. = Leipziger Musenalmanach. Hg. v. F. Rückert.
Nov. = Ausgewählte Romane, Novellen, Dramen, Erzählungen und Gedichte. Leipzig.
NZ. = Neue Zeitung. Altona.
Odeon = Rheinisches Odeon. Hg. v. J. Hub und A. Schnezler.
ÖFA. = Österr. Frühlings-Album. Hg. v. H. Truska. Wien.
Or. = Orion. Hg. v. A. Strodtmann. Hamburg.
Phönix = Der Phönix. Innsbruck VII S. 316.
Post = Ostdeutsche Post. Wien.
Presse = Die Presse. Wien.
Prutz = Deutsches Museum. Hg. v. R. Prutz und W. Wolfsohn. Leipzig.
Rötsch. = Jahrbücher für dramat. Lit. und Kunst. Hg. v. H. Th. Rötscher. Berlin.
RZ. = Österreichische Reichs-Zeitung. Wien.
Salon = Der Salon. Hg. v. S. Engländer. Wien.
Son. = Sonntagsblätter. Red. Dr. L. A. Frankl. Wien.
SZ. = Stimmen der Zeit. Hg. v. A. Kolatschek. Gotha.
Tel. = Telegraph für Deutschland. Hamburg.
Thal. = Thalia. Hg. v. J. N. Vogl. Wien.
UHH. = Unterhaltungen am häuslichen Herd. Hg. v. K. Gutzkow. Leipzig.
Vat. = Das Vaterland. Hg. v. E. Duller. Darmstadt. VII S. 278.
Wand. = Der Wanderer. Wien.
WJM. = Westermanns Illustrirte Monatshefte. Braunschweig.
WKL. = Wochenschrift für Kunst und Litteratur. Hg. v. Aimé v. Wouvermann. Graz.
WV. = Wohlfeilste Volksbibliothek. Hamburg IX S. 433.
WZ. = Wiener Zeitung.
WZs. = Wiener Zeitschrift (Hg. v. J. A. Bachmann) VII S. 423.

Vor dem Titel bedeutet * Hebbels Autorschaft nur vermutet,
? „ „ zweifelhaft.

1829.

Bote 18. 6. Sehnsucht. An L. VII 9. 403.
„ 2. 7. Kains Klage. VII 10. 405.
„ 2. 7. Erinnerung. VII 12. 405.
„ 9. 7. ? Sängers Sterne. VII 238. 449.
„ 13. 8. An die Unterdrückten. VII 12. 405.
„ 8. 10. An die Tugend. VII 14. 405.
„ 12. 11. Der Quell. VII 16. 405.
„ 17. 12. ? Die Liebe höret nimmer auf. VII 237.

1830.

Bote 21. 1. Laura. VII 19. 405.
„ 1. 4. Freundschaft. An L. VII 21. 405.
„ 15. 4. Elegie am Grabe eines Jünglings. VII 22. 405.
„ 6. 5. Er und ich. VII 24. 405.
„ 10. 6. Die Nacht. VII 26. 406.
HWbl. 27. 6. Romanze. VII 26. 406.
Bote 15. 7. Rosa. VII 28. 406.
„ 19. 8. Herakles' Tod. VII 34. 406.
„ 20. 9. Lied. VII 34. 406.
„ 4. 11. Liebe. VII 36. 406.
„ 11. 11. Holion. Nachtgemälde. VIII 3. 385.
„ 23. 12. Recept für einen Dichter. VII 37. 406.

1831.

Bote 3. 2. An einen Verkannten VII 40. 407.
„ 10. 3. Flocken 1—13. VII 44. 408.
„ 17. 3. „ 14—20. VII 47. 408.
„ 24. 3. *Ideen-Kaleidoscop. IX 7. 427.
„ 21. 4. An Laura. VII 50. 408.
„ 12. 5. Zwei Uebersetzuugen. IX 8. 427.
„ 9. 6. Wie die Krähwinkler ein Gedicht verstehen und auslegen. IX 9. 427.
„ 23. 6. ? Lachen. VII 239. 449.
„ 28. 7. Der Zauberer. VII 51. 408.
„ 28. 7. ? Ueberschrift auf dem Park zu W. VII 239. 449.
„ 11. 8. Einfälle. 1—15. VII 54. 409.
„ 1. 9. Dichterloos. VII 58. 409.
„ 8. 9. Mein Glück. VII 58. 409.
„ 15. 9. Selbstvertrauen. VII 59. 409.

Bote 15. 9. Dem Schullehrer P. C. Dethlefsen. IX 11. 427.
" 3. 11. Der Ring. VII 59. 409.
" 1. 12. *Aphorismen. IX 13. 428.
" 8. 12. Der Brudermord. VIII 6. 385.
" 29. 12. ? Glücksbestimmung. VII 240. 449.

1832.

Mod. N. 6. Die drei großen Tage. VII 62. 409.
Bote 23. 2. Lied der Geister. VII 63. 410.
" 23. 2. ? Der Friedens-Engel. VII 240. 449.
Mod. N. 8. Erinnerung und Hoffnung. VII 65. 410.
Bote 22. 3. Den Glaubensstreitern. VII 65. 410.
" 5. 4. Das Kind. VII 66. 410.
" 17. 5. Der Vatermord. V 31. 335.
Mod. N. 20. Erinnerung. VII 67. 410.
" N. 21. Die Kindesmörderin. VII 68. 410.
Bote 31. 5. Einem gefallenen Dichter. VII 70. 410.
" 21. 6. Zwei Lästerern. VII 70. 410.
Mod. N. 25. Der Wahrheitsfreund. VII 71. 411.
Bote 28. 6. Künstlerstreben. VII 71. 411.
Mod. N. 28. }
" N. 29. } Der Maler. VIII 8. 385.
" N. 30. }
Bote 2. 8. Der Tanz. VII 72. 411.
" 16. 8. Neue Flocken. 1—4. VII 73. 411.
" 23. 8. Das Kind. VII 74. 411.
Mod. N. 35. Würde des Volks. VII 75. 411.
" N. 36. Todes-Tücke. VII 76. 411.
" N. 38. Gott. VII 77. 411.
" N. 40. Menschen-Schicksal. VII 77. 411.
" N. 43. Die Weihnachtsgabe. VII 78. 411.
" N. 44. Ein Bild vom Mittelalter. VII 79. 412.
" N. 46. Der Tanz. VII 72. 411.
" N. 47. Im Garten. VII 80. 412.
" N. 49. Der arme Vogel. VII 80. 412.
" N. 50. An einen Jüngling. VII 81. 412.

1833.

Mod. N. 1—5. Die Räuberbraut. VIII 16. 385.
" N. 2. Das Lied vom Schmiedt. VII 82. 412.

Mod. N. 4. Redliche Warnung. VII 83. 412.
Bote 31. 1. Des Königs Jagd. VII 85. 412.
" 7. 2. Entschuldigung! VII 87. 412.
Mod. N. 9. Bild der Freiheit. VII 87. 412.
Bote 7. 3. *Anecdoten IX 14. 428.
Mod. N. 10. Ritter Fortunat. VII 88. 412.
" N. 12. 13. Die Schlacht bei Hemmingstedt. VII 90. 412.
" N. 15. Gretchen. VII 95. 412.
" N. 16. Titel und Tittel. VII 96. 412.
" N. 18. Der Traumgott. VII 96. 412.
" N. 28. Das Leben. VII 97. 412.
" N. 29. Ein Lebewohl. VII 97. 412.
" N. 32. Was mich quält. VII 98. 412.
Bote 15. 8. Melancholie einer Stunde. VII 98. 413.
Mod. N. 35. An L. Uhland. VII 99. 413.
" N. 36. Der Kirchhof. VII 100. 413.
" N. 37. Ein Mittag. VII 101. 413.
Bote 12. 9. *Aphorismen. IX 15. 428.
Mod. N. 38. 39. Die Liebhaber. VII 102. 413.
" N 39. Der Knabe. VII 105. 413.
" N. 42. Romanze. VII 106. 413.
Bote 19. 12. } Die Schlacht bei Hemmingstedt. VII 90. 412.
" 26. 12. }

1834.

Bote 16. 1. ? Der Taucher. VII 240. 449.
" 27. 2. ? Gedanke. VII 240. 449.
Mod. N. 10. Echo. VI 150. VII 260.
Bote 10. 7. Das Wiedersehen. VII 109. 413.
" 2. 10. ? Distichon. VII 241. 449.

1835.

Bote 1. 1. Auf eine Violine. VII 120. 414.
" 8. 1. Frage an die Seele. VII 121. 414.
Mod. N. 2. Das Abendmahl des Herrn! VII 122. 414.
Bote 15. 1. Des Königs Tod. VII 123. 414.
Mod. N. 11. Bei einem Gewitter. VII 124. 415.
" N. 13. Die Seele. VII 125. 415.
" N. 20. Auf ein altes Mädchen. VI 207. VII 276.
Morg. 24. 10. Gedichte.
Offenbarung. An Sie. VI 205. VII 275.

Morg. 24. 10. Auf ein schlummerndes Kind. VI 274. VII 296.
„ 7. 12. Abendgang. VI 203. VII 275.
„ 10. 12. Das Kind. VI 189. VII 272.
Mod. N. 36. Rosenleben. VII 126. 415.
„ N. 47. Horn und Flöte. VI 261. VII 293.

1836.

Bote 7. 1. Der alten Götter Abendmahl. VII 132. 417.
Mod. N. 5. Frage. VII 130. 415.
„ N. 13. Geburtsnacht-Fest. VI 255. VII 291.
„ N. 25. Stilles Leben. VII 140. 417.
Mit. 7. 13. 14. 20. 21. 10. Barbier Zitterlein. VIII 33. 386.
Morg. 27.—31. 10. Korrespondenz-Nachrichten. IX 361. 438.
„ 8. 12. Nachtlied. VI 143. VII 258.
„ 13. 12. Liebesgeheimniß. VII 145. 419.

1837.

Morg. 4.—7. 3. Korrespondenz-Nachricht. IX 372. 439.
„ 29.—30. 5. „ „ IX 379. 439.
Mod. N. 15. Höchstes Gebot. VI 235. VII 287.
Mit. 20. 6. Die Obermedicinalräthin. VIII 62. 386.
„ 29. 6. Ein Abend in Straßburg. VIII 66. 386.
Morg. 1.—2. 11. Korrespondenz-Nachrichten. IX 384. 439.
„ 6. 12. „ „ IX 391. 439.

1838.

Mod. N. 13. Der blinde Orgelspieler. VII 154. 422.
Morg. 7. 3. Korrespondenz-Nachrichten. IX 389. 439.
„ 24.—25. 4. „ „ IX 394. 439.
„ 25. 5. Jugendbilder:
Bubensonntag. VI 198. VII 273.
Der junge Schiffer. VI 145. VII 259.
Mod. N. 18. Der Königssohn. VII 156. 422.
Morg. 17. 8. Das letzte Glas. VI 144. VII 259.

1839.

Mod. N. 16. Traum. Ein wirklicher. VII 166. 426.
„ N. 19. An Lina. VII 171. 426.
„ N. 38. Zwei Gedichte.
1. Es steht ein Baum VI 238. VII 288.
2. O wunderbares. VI 292. XII 393.

Tel. — 5. Der Jude an den Christen. VII 161. 423.
„ — 5.
„ — 6. } Gemälde von München. IX 403. 440.
„ — 7.
„ — 5. Heinsius. Sokrates. X 353. 460.
„ — 7. Blessig. Gedichte. X 356. 461.
„ — 7. A. Z. Emmerich Tököly. X 359. 461.
„ — 8. Elegante Welt. X 360. 461.
„ — 8. Biedermann. X 363. 462.
„ — 9. Wienbarg. X 365. 462.
Morg. 17. 9. Der junge Jäger. VI 224. VII 281.
Tel. — 9. Lommel. — Krais. — Ferrand. X 375. 463.
„ — 11. Ferrand. X 380. 463.
„ — 11. Ernst. — Fischer. X 382. 463.
„ — 11. Viehoff. X 385. 464.
Morg. 12. 12. Blume und Duft. VI 260. VII 293.
Tel. — 12. Eichholz. — Bube. — Goedsche. X 387. 464.
Mus. S. 130. Mutterschmerz. VII 127. 415.
„ S. 133. Die Entsündigte. VI 160. 423.
„ S. 171. Spuk. VI 202. VII 274.
„ S. 206. Genesungsgefühl. VII 172. 426.
Odeon für 1840 S. 40—43. Gedichte.
1. Scheidelieder. 1. 2. VI 153 f. VII 261.
2. Ritt im Spätherbst. VI 149. VII 260.
3. An ein Kind. VI 265. VII 295.
4. Schön Hedwig. VI 172. VII 267.

1840.

Tel. — 1. Ueber Literatur und Kunst I. X 393. 464.
„ — 1. Elias. X 396. 464.
„ — 1. Zimmermann. X 400. 465.
„ — 2. Erklärung. X 404. 465.
„ 16. 2. Judith. Ein Trauerspiel in drei Acten. (Als Manuscript gedruckt.) I 409.
Morg. 24. 2. An den Tod. VI 266. VII 295.
Tel. — 3. Fischer. X 404. 465.
„ — 3. Waiblinger. X 407. 466.
Morg. 6. 4. Das Licht will sich verstecken. VII 173. 428.
Tel. — 5. *Stolle. X 411. 466.
„ — 5. *Fuchs. X 412. 466.

Tel. — 7. Hitzig. X 412. 466.
WB. N. 9. 9a. Geschichte des dreizigjährigen Kriegs. IX 71. 433.
Morg. 27. 7. Gedichte.
Vaterunser. VI 169. VII 266.
Lebensgeheimniß. 1. 2. VII 159. 422. N. 1.
Der Blinde. VII 173. 428.
WB. N. 11. Geschichte der Jungfrau von Orleans. IX 223. 434.

1841.

Morg. 29. 4. | „ 30. 4. | „ 6. 5. } Episoden aus: Genoveva, Tragödie in fünf Acten. 1. Aus dem zweiten Act. — 2. Aus dem dritten Act. I 432.
„ 12.—15. 5. Matteo. VIII 201. 422.
„ 4. 7. Judith. Eine Tragödie in fünf Acten. Hamburg. I 1. 411.
Corr. 16. 10. Heinrich Heine. Buch der Lieder. X 415. 466.

1842.

Morg. 2.—5. 2. Die Nacht im Jägerhause. VIII 262. 433.
Beob. 19. 2. ? Der erste und der letzte Kuß. VII 241. 449.
„ 19. 3. | „ 26. 3. } Die Nacht im Jägerhause. VIII 262. 433.
Morg. 7. 5. Rose und Lilie. VI 259. VII 292.
Beob. 9. 7. Rose und Lilie. VII 292.

1843.

LBll. ? 1. | NZ. ? 1. } Auf dem Meer. VI 251. VII 290.
Morg. 25.—26. 1. Ein Wort über das Drama. XI 3. 427.
„ 1. 7. | „ 3. 7. | „ 4. 7. | „ 5. 7. } Prolog zu dem Lustspiel: Der Diamant. I 301. 460.
Vat. 3. 7. Reise-Gedichte. Dem edlen Oehlenschläger in verehrender Freundschaft gewidmet.
1. [Dicker Wald] VI 224. VII 281.
2. [Dämmer-Empfindung] VI 258. VII 292.
3. [Gebet] VI 281. VII 297.
4. Bei der Beisetzung 2c. VI 329. VII 319.
„ 4. 7. 5. [Letzter Gruß] VI 214. VII 278.

Vat. 6. 7. 6. [Ich und Du] VI 214. VII 278.
— — 8. Mein Wort über das Drama! Hamburg. XI. 3. 440.
— — 10. Genoveva. Eine Tragödie in fünf Acten. Hamburg. II 83. 432.
Freih. S. 157.—166. Der Rubin. Märchen. VIII 69. 386.

1844.

Tel. — 7. Thorwaldsen. VI 241. VII 288.
— — 7. Thorwaldsen. Sonderabdruck in 100 Exemplaren. VII 288.
— — 9. Maria Magdalene. Ein bürgerliches Trauerspiel in drei Acten &c. II 1. 371.
Vat. 26. 11. Reisegedichte.
1. Auf ein erröthendes Mädchen &c. VI 213. VII 278.
2. Sommer-Bild. VI 230. VII 284.

1845.

WB. — — Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Zweite Auflage. IX 434.

1846.

Son. 18. 1. Ballade. VI 166. VII 264.
Morg. 27. 3. Aus Fr. Hebbels italienischen Gedichten, Liebeszauber. VI 156. XII 392.
„ 31. 3. Das Venerabile in der Nacht. VI 286. XII 393.
„ 29. 5. Das Opfer des Frühlings. VI 217. XII 392.
„ 9. — 10 12. Römische Sonette.
1. Im römischen Karneval. VI 308. VII 308.
2. Auf eine junge Römerin. VI 308. VII 308.
3. Vor der Juno Ludovisi. VI 325. VII 312.
4. Eine Mondnacht in Rom. VI 309. VII 308.

1847.

Europa 2. 1. Moloch. Eine Tragödie. V 193. 355.
„ 27. 2. Aus einem Briefe Friedrich Hebbels, Wien d. 28. Jan.
„ 6. 3. Neue Gedichte.
1. Moderne Ballade. VII 188. 432.
2. Rosenlied im Süden. VI 277. VII 297.
„ 10. 4. Ein Brief von Friedrich Hebbel. Wien, d. 24. März.
Rötsch. S. 35—40. Ueber den Styl des Dramas. XI 65. 445.
— 15. 5. Der Diamant. Eine Komödie in fünf Acten. II 301. 461.
Europa 29. 5. Ein Wort von Friedrich Hebbel. [Vorrede zum Diamant.] I 461.
WZs. 2.—3. 7. Pauls merkwürdigste Nacht. VIII 237. 428.

Rötsch. S. 256—258. Aus meinem Tagebuch. 1—3. XI 73. 448.
1. XI 73.
2. XI 75.
3. XI 76.
Nov. 4. 8. Ein Trauerspiel in Sicilien. Tragicomödie. II 73. 377.
WZs. 29.—30. 11. Ueber den Styl des Dramas. XI 65. 445.
Rötsch. S. 310—313. Wie verhalten sich im Dichter Kraft und Erkenntnis zu einander? XI 77. 450.
Salon I S. 1—8. Anna. VIII 229. 427.
„ I S. 9—17. Der Schneidermeister Nep. Schlägel. VIII 250. 432.
„ II S. 14—15. Eine Pflicht. VI 235. VII 286 f.
„ II S. 15. Drei Schicksale. VII 198. 436.
„ III S. 1—19. Die beiden Vagabonden. VIII 116. 407.
Huld. für 1848. Schnock. VIII 143 409.
Thal. „ 1848. Auf die Genesung eines schönen Mädchens. VI 210. VII 277.
— — 11. Neue Gedichte. Leipzig 1848. vgl. VII 255.

1848.

Bild. S. 67—93. Herr Haidvogel und seine Familie. VIII 215. 423.
„ S. 153—170. Eine Scene aus dem Trauerspiel „Julia". II 392.
Europa 11. 3. Blätter aus meinem Tagebuch.
1. Ein Sonntagsspatziergang in Paris. X 13. 424.
2. Lord Byron. XI 82. 451.
Rötsch. S. 192—194. Mittheilungen aus meinem Tagebuch. Gedanken bei'm Wiederlesen des Käthchens von Heilbronn. XI 86. 452.
AZ. 19. 3. Wien, 15. März. X 55. 428.
„ 30. 3. „ , 24. „ X 59. 429.
„ 3. 4. „ , 29. „ X 64. 429.
„ 8. 4. „ , 2. April. X 68. 430.
WZs. 15. 4. Der Jude an den Christen. VII 161. 423.
AZ. 28. 4. Wien, 22. April. X 72. 430.
WZs. 1. 5. / „ 9. 5. / „ 15. 5. } Epigramme. vgl. VII 353. 354. 442. 443. 445.
AZ. 2. 5. Wien, 25. April X 76. 430.
WZs. 9. 6. *Bericht über den Erfolg der Deputation des Wiener Schriftstellervereins an Se. Majestät den Kaiser. X 431 f.
Don. 15. 6. Die Wiener Schriftsteller=Deputation in Innsbruck. X 79. 430.

AZ. 29. 6. Wien, 25. Juni. X 91. 441.
„ 9. 7. „ 5. Juli. X 95. 442.
„ 19. 7. „ 13. „ X 100. 442.
„ 19. 7. „ 13. „ X 102. 442.
„ 31. 7. „ 25. „ X 104. 442.
„ 5. 8. „ 30. „ X 108. 442.
„ 7. 8. „ 1. August. X 110. 442.
„ 14. 8. „ 7. „ X 113. 442.
„ 26. 8. „ 20. „ X 117. 442.
„ 29. 8. „ 24. „ X 118. 443.
„ 25. 9. „ 19. September. X 122. 443.
Jhb. S. 187—92. Indische Sagen von A. Holtzmann. XI 197. 456.
AZ. 3. 10. Wien, 30. September. X 128. 443.
WZ. 5. 10. Wallenstein. XI 204. 457.
AZ. 22. 10. Wien, 18. October. X 131. 443.
„ 23. 11. „ 18. November. X 135. 443.
„ 28. 11. „ 24. „ X 139. 444.
„ 30. 11. „ 26. „ X 141. 444.
„ 6. 12. „ 30. „ X 144. 444.
„ 9. 12. „ 3. December. X 146. 444.
„ 13. 12. „ 9. „ X 148. 444.
„ 22. 12. „ 18. „ X 151. 444.
„ 24. 12. „ 20. „ X 152. 444.
Europa N. 132. Bei Gelegenheit des schleswig-holsteinischen Waffenstillstandes. VII 201. 437.
Thal. für 1849. Neue Epigramme. 1—3. VII 339. 371.
— — — Julia. Ein Trauerspiel in drei Acten. Als Manuscript für die Bühnen. II 392.

1848—1849.

Jhb. S. 48—76.
„ S. 134—159. } Schillers Briefwechsel mit Körner. XI 90. 454.
„ S. 117—141.
„ S. 194—206.
„ S. 218—243. } Sidonia von Bork. XI 209. 457.

1849.

Lloyd. 1.—3. 1. Ludovico. XI 247. 458.
AZ. 5. 1. Wien, 30. December. X 155. 445.
Presse. 12. 1. Versprechen hinter'm Heerd. XI 260. 459.

Presse. 27. 1. Die Kuh. VIII 244. 429.
" 16. 2. Das Urbild des Tartüffe. XI 270. 461.
Rötsch. S. 216—219. Andreas Hofer .. von Wilh. Gärtner. XI 277. 462.
" S. 247—275. Herodes und Mariamne. Erster Akt. II 414.
Europa 12. 7. Julia. 2. Act. 3. Act.
" 23. 8. Neue Epigramme. VII 313.
Post 13. 9. Prolog zu Goethes hundertjähriger Geburtstags-Feier VI 298. VII 305.
" 7. 10. Die Wahabitin. XI 282. 462.
RZ. 15. 11. Zur Verständigung. XI 288. 462.
" 15.—16. 11. Eine Nacht im Jägerhause. VIII 262. 433.
" 18.—20. 11. Struensee. XI 290. 463.
" 23. 11. Der Rubin. XI 302. 463.
" 2. 12. Notiz über den Rubin. XI 305. 463.
" 2. 12. Erinnerungen an Paris. 2. X 18. 425.
" 5.—6. 12. Der Vesuv. X 45. 426.
" 20. 12. Lit. Weihnachts-Geschenke. XI 305. 465.
" 23. 12. Kritische Schriften von L. Tieck. XI 309. 465.
" 28. 12. Zur bildenden Kunst. XI 314. 465.
— — 12. Schnock. Ein niederländisches Gemälde [1850]. VIII 143. 409.

1850.

— ? 1. Herodes und Mariamne. Eine Tragödie in fünf Acten. II 195. 417.
RZ. ? ? Mein Traum in der Neujahrsnacht. XI 317. 465.
Europa 6. 2. Der Rubin. Märchenlustspiel. 1. Akt. III 409.
MS. —3. Ein Diarium. X 22. 426.
Wand. 23. 6. Die tragische Kunst. VI 379. VII 372.
" 11. 7. Agram, 7. Juli. X 161. 445.
" 14. 7. " 9. " . X 164. 445.
" 2. 8. Reise-Abentheuer in Deutschland. VI 381. VII 372.
" 17. 9. Bogumil Golz und sein Buch der Kindheit. XI 360. 468.
WZ. 21. 9. Ueber die sog. politischen Demonstrationen bei theatralischen Vorstellungen. XI 366. 469.
Phönix. N. 17. Einem Freunde. VII 132. 416.
— 8. 10. Ein Trauerspiel in Sicilien. Tragicomödie in einem Act. [1851]. II 73. 377.
— 8. 10. Der Rubin. Ein Märchen-Lustspiel in drei Acten [1851]. III 1. 409.

WKL. 28. 11. } Die Schauspielerin. V 152. 346.
„ 5. 12. }
Kräuter S. 113—117. Ein Leiden unserer Zeit. VIII 198. 417.

1851.

Wand. 10. 1. Moderne Titanen, kleine Leute in großer Zeit. XI 371. 469.
IZ. 18. 1. „Aus Galizien." XI 469.
Wand. 6. 2. Meine Lebens-Erinnerungen. Von Adam Oehlenschläger. XI 374. 470.
„ 7. 3. Neue Epigramme. Erste Sammlung. vgl. VII 313.
„ 16. 3. „ „ Zweite „ „ VII 314.
Fam. S. 189. „ „ Dritte „ „ VII 314.
— 4. Julia. Ein Trauerspiel in drei Acten. II 123. 392. XI 470.
Wand. 6. 4. Schiller und Goethe im Xenienkampf. XI 379. 470.
„ 20. 4. Berlin, 16. April. }
„ 23. 4. „ 19. „ }
„ 26. 4. „ 21. „ }
„ 1. 5. „ 23. „ } 168—193. X 445.
„ 9. 7. „ 5. Juli. }
„ 16. 7. „ 9. „ }
„ 2. 9. „ (Schluß). }
„ 4. 9. Druckfehler.
Prutz S. 329. An die deutsche Künstlerin. VI 282. VII 298.
— — — Michel Angelo. Ein Drama in zwei Acten. (Manuscript für Bühnen). III 431.

1852.

Wand. 10. 1. Neue Bücher. XII 3. 365.
„ 3. 2. Emilia Galotti. XII 7. 365.
„ 15. 2. Richard III. XII 9. 365.
„ 17. 2. „ XII 11. 366.
Europa 19. 2. Nachspiel zur Genoveva. I 275. 456.
Wand. 16. 4. Lieder der Liebe. Von Adolph Pichler. XII 15. 366.
Cent. 22. 5. Dramaturgische Aphorismen. XII 16. 366.
Fam. S. 14 f. Die Erde und der Mensch. VI 303. VII 306.
— — 11. Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen. III 133. 441.
Europa 9 12. Agnes Bernauer. Erster Act. III 440.

DMA. für 1853. Neue Epigramme. vgl. VII 315.
— — [Änderungen zum Schluß der Agnes Bernauer.] III 441.

1853.

Wand. 26. 1. *Theaterwoche. XII 19. 366.
Phönix 19. 2. Neue Epigramme. VII 316.
Fam. — 2. Die heilige Drei. VI 181. VII 269.
Post 4. 5. Erinnerung an Ludwig Tieck. XII 22. 367.
„ 16. 7. Bei'm Anblick der sixtinischen Madonna in der Dresdner Gallerie. VI 283. VII 299.
„ 31. 7. Reisebriefe I. X 193. 446.
„ 2. 8. „ II. X 196. 446.
Prutz 4. 8. Noch ist Polen nicht verloren. VII 216. 441.
Post 12. 8. Reisebriefe III. X 199. 446.
IZ. 20. 8. Sanders. XII 25. 367.
„ 3. 9. Dramaturgische Studien. Von Lud. Eckardt. XII 28. 367.
— — — Feuchtersleben. XII 31. 367.
Post 29. 9. Feuchtersleben. XII 368.
IZ. 8. 10. Nicolaus Lenaus Briefe. XII 66. 369.
„ 8. 10. *Ein Kleinstädter in Aegypten. XII 68. 369.
Prutz 3. 11. Epigramm. [Majestas hominis.] VI 340. VII 330.
Humorist 15. 11. Das Korn auf dem Dache. VI 190. VII 272.
IZ. 3. 12. Moderne Lyrik. XII 69. 370.
Post 4. 12. Die Odaliske. VI 187. VII 271.

1854.

Prutz 1. 1. In das Album einer edlen Frau. VI 239. VII 288.
IZ. 4. 3. Deutsches Bühnenwesen. XII 73. 370.
WZ. 3. 4. Zur Anthologien-Literatur. XII 76. 370.
Prutz 1. 7. An den Kaiser von Oestreich. VI 306. VII 307.
Humorist 10. 8. An ein Mädchen. VI 210. VII 277.
UHH. S. 625. Aus meiner Jugend. VIII 387.
ÖFA. S. 282 f. Ein nächtliches Echo. VI 150. VII 260.
GB. S. 136. Das Geheimniß der Rebe. VII 223. 441.
— — 10. Agnes Bernauer. Ein deutsches Trauerspiel in fünf Aufzügen [1855]. III 133. 441.
— — — Friedrich Hebbel. Mit Portrait. Cassel, Ernst Balde S. 1—28. Nachlese I 409 ff.

1855.

— — — Erzählungen und Novellen. VIII 201. 421.
— — — Michel Angelo. Ein Drama in zwei Akten. III 91. 431.
— — 12. Gyges und sein Ring. Eine Tragödie in fünf Acten [1856]. III 237. 479.

1856.

JDB. S. 253—263. Die Niebelungen. Erster Act. Erste Scene. IV 345.
AA. S. 4. Gedichte.
1. Der Jüngling .. VI 264. VII 294.
2. Eine Nachtigall ... VI 376. VII 371.
3. An dem heitersten Morgen .. VI 328. VII 318.

1857.

FF. —2. Zwei Epigramme. 1. Jedermann in's Album. 2. Dareios. VI 340. 369. XII 393.
— — 9. Gedichte. Gesammt-Ausgabe. VI 143 ff. VII 258.
WJM. 10. Epigramme. VII 316.
AZ. 10.—11. 11. Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinr. Müller. XII 87. 372.
WZ. 25. 12. „ 29. 12. „ 30. 12. } Ludwig Holberg. XII 98. 372.

1858.

JZ. 2. 1. Vom Büchertisch. XII 112. 372.
WJM. 2. Epigramme. vgl. VII 316.
Morg. 21. 2. Mein Wald. VI 397. XII 393.
WZ. 27. 2. Dramatische Literatur. XII 116. 373.
„ 7. 3. Aus Karl Lud. v. Knebels Briefwechsel. XII 120. 373.
JZ. 20. 3. Literaturbriefe I. XII 127. 373.
„ 27. 3. „ II. XII 130. 374.
„ 3. 4. „ III. XII 133. 376.
WZ. 4. 4. „ 7. 4. „ 8. 4. } Shakespeares Zeitgenossen. XII 140. 376.
JZ. 17. 4. Literaturbriefe IV. XII 136. 376.
„ 15. 5. „ V. XII 164. 377.
„ 29. 5. Entgegnung. XII 375.
„ 5. 6. Literaturbriefe VI. XII 168. 377.
WZ. 10. 6. Studien und Copien nach Shakespeare. XII 172. 377.

UHH. S. 381 f. Das Nibelungenlied. VI 450. VII 393.
AZ. 11. 8. Lyrische Poesie. XII 175. 377.
IZ. 14. 8. Literaturbriefe VII. XII 181. 378.
„ 4. 9. „ VIII. XII 184. 378.
„ 25. 9. „ IX. XII 186. 378.
SZ. — 10. Das Komma im Frack. XII 189. 378.
IZ. 9. 10. Literaturbriefe X. XII 193. 378.
„ 9. 10. Notiz. XII 378.
„ 23. 10. Literaturbriefe XI. XII 197. 378.
WZ. 26. 11. Unfreiwillige Komik. XII 200. 379.
IZ. 27. 11. Literaturbriefe XII. XII 210. 379.
SZ. — 12. Das Leben der Seele. XII 215. 379.
IZ. 4. 12. Literaturbriefe XIII. XII 217. 379.
KA. S. 5 f. An Seine Majestät den Kaiser von Oesterreich. VI 306. VII 307.

1859.

IZ. 8. 1. Literaturbriefe XIV. XII 220. 380.
„ 15. 1. „ XII 224. 380.
„ 29. 1. „ XII 227. 380.
SZ. — 2. Das Deutsche Theater. XII 229. 380.
IZ. 5. 3. Literaturbriefe. XII 234. 380.
WZ. 8. 4. J. Meyers Dithmarscher Gedichte. XII 239. 380.
SZ. — 7. *Schöne Verse. XII 245. 381.
IZ. 9. 7. Literaturbericht. XII 250. 381.
„ 20. 8. „ XII 253. 382.
„ 26. 11. „ XII 257. 382.
IK. für 1860. Herr und Knecht. VI 388. XII 393.
— — — Mutter und Kind. Ein Gedicht in sieben Gesängen. VIII 275. 436.

1860.

SZ. — 1. Ein Selbst-Portrait von Karl Gutzkow. XII. 260. 382.
WIM. 12. Die Werbung. Fragment. IV 345.

1861.

IZ. 16. 3. Wiener Briefe. 1. X 219. 448.
„ 6. 4. „ „ 2. X 224. 448.
WZ. 14. 4. } Shakespeares Zeitgenossen und ihre Werke. II und III. XII 273. 382.
„ 16. 4. }
„ 2. 5. }

IZ. 11. 5. Wiener Briefe. 3. X 229. 449.
" 1. 6. Notiz. XII 306. 385.
" 6. 7. Wiener Briefe. 4. X 234. 449.
" 24. 8. " " 5. X 241. 449.
" 12. 10. " " 6. X 250. 450.
" 19. 10. An Se. Maj. K. Wilhelm I. v. Preußen. VI 412. VII 378.
" 7. 12. Wiener Briefe. 7. X 258. 450.
" 28. 12. Die Juden und der deutsche Staat. XII 306. 385.
Götz S. 515. Auf Götz von Berlichingen VI 412. VII 378.

1862.

IZ. 4. 1. Wiener Briefe. 8. X 266. 451.
" 15. 2. " " 9. X 272. 451.
" 15. 2. Walter Scotts Leben. XII 309. 386.
" 22. 2. Unsere Muttersprache. XII 312. 386.
CÖZ. 27. 2. |
WZ. 27. 2. } Prolog zum 26. Februar. VI 418 ff. vgl. X 453.
Donau 28. 2. |
— — 3. Die Nibelungen. Ein deutsches Trauerspiel in drei Abtheilungen. IV 1. 345.
IZ. 22. 3. Wiener Briefe. 10. X 278. 451.
" 5. 4. Fallmerayers lit. Nachlaß. XII 316. 386.
" 26. 4. Wiener Briefe. 11. X 283. 454.
" 10. 5. Zwei Aufklärer. XII 321. 387.
" 31. 5. Wiener Briefe. 12. X 289. 454.
" 9. 8. Gervinus' Geschichte des 19. Jahrhunderts. XII 326. 387.
" 11. 10. Wiener Briefe. 13. X 292. 454.
" 8. 11. Lessing und Goeze. XII 334. 387.
" 29. 11. Wiener Briefe. 14. X 301. 455.
AZ. 10. 12. Reclamation. X 455.
IZ. 27. 12. *Vom Büchertisch. XII 338. 387.
DÖ. — — Gedichte.
" S. 231. Drei Schwestern. VI 405. VII 376.
" S. 233. Der Zauberhain. VII 387. VII 374.
" S. 235. Herr und Knecht. VI 388. VII 374.
" S. 238. Meiner Tochter Christine. VII 423. VII 381.
" S. 239—241. Epigramme. Neue Folge. VII 317.
Braga S. 53. Sonett. VII 174. 429.
GAK. S. 73 ff. Der Protestantismus in der Literatur. XII 340. 387.

1863.

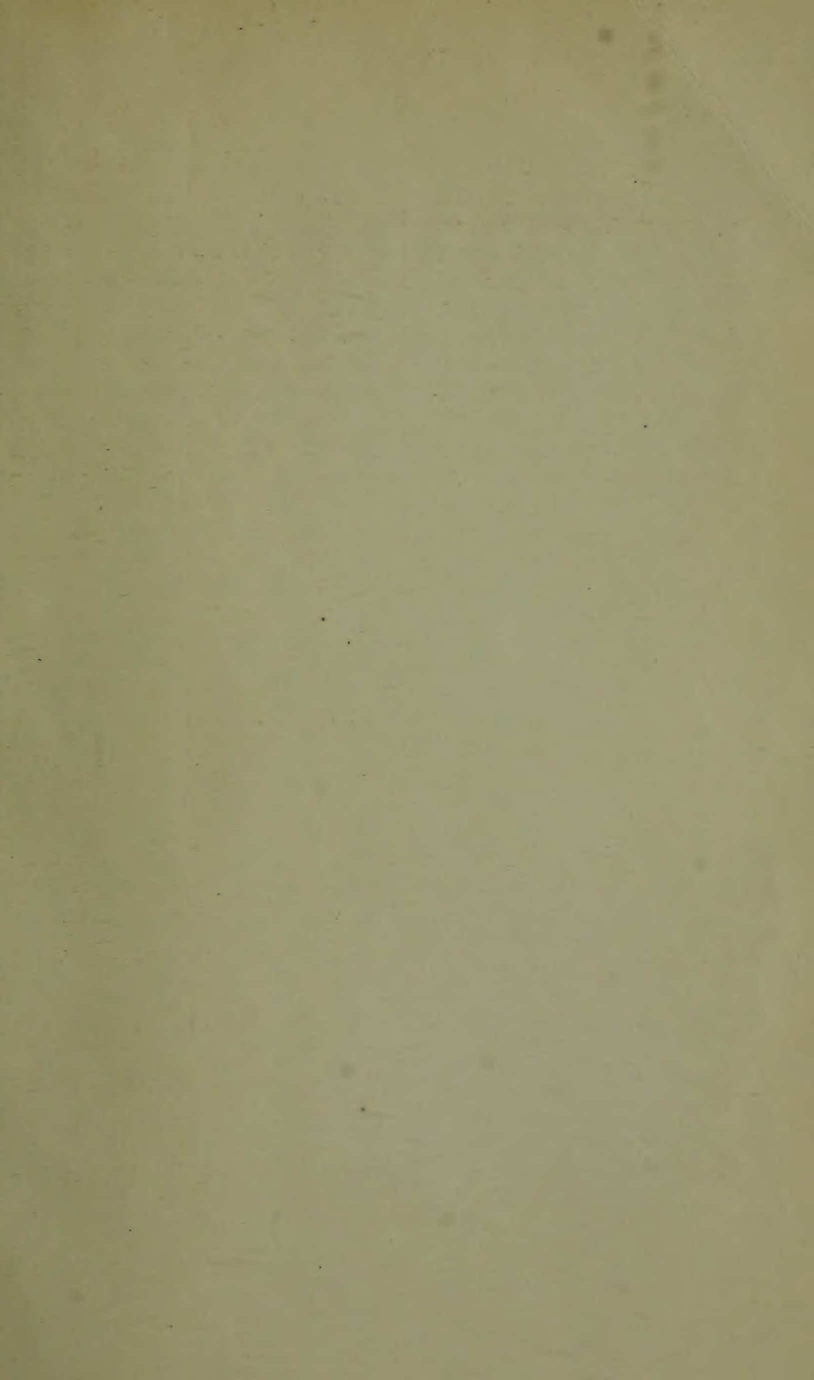
IZ. 23. 5. Zur Aesthetik. XII 353. 388.
Or. I 1. 61—63. Aus Wien und Oesterreich. 1. X 313. 456.
„ I 2. 81—84. Neue Gedichte.
„ „ 81 f. 1. Vater und Sohn. VI 427. VII 382.
„ „ 82 ff. 2. Verloren und gefunden. VI 424. VII 382.
„ „ 84. 3. Vorüber. VI 417. VII 380.
„ I 3. 222—224. Aus Wien und Oesterreich. 2. X 317. 456.
„ I 4. 279—284. „ „ „ „ 3. X 320. 456.
„ I 6. 462 f. Auf das Nibelungenlied. VI 450. VII 393.
„ „ „ Einsprache gegen das Obige. VI 452. VII 393.
„ I 6. 463—367. Aus Wien und Oesterreich. 4. X 328. 456.
„ II 7. 534—539. „ „ „ „ 5. X 334. 457.
„ II 8. 621—627. „ „ „ „ 6. X 342. 457.

Alphabetisches Register.*)

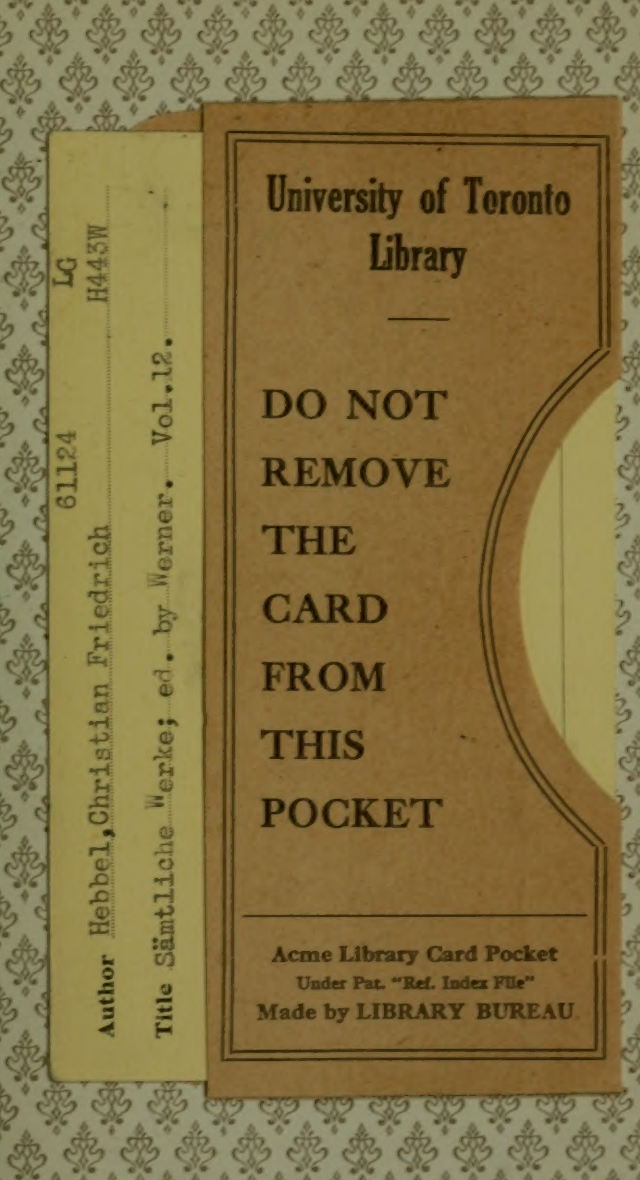
*) Aufgenommen sind die Titel von Hebbels Werken und die Namen der erwähnten Personen.

Im Satz begonnen am 17. August 1900, im Druck vollendet am 27. Juni 1903.

Herrosé & Ziemsen, Wittenberg.






LG
H443W
61124
Author Hebbel, Christian Friedrich
Title Sämtliche Werke; ed. by Werner. Vol.12.
University of Toronto Library
DO NOT REMOVE THE CARD FROM THIS POCKET
Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU


UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 28 04 08 008 9